

Chronik der Elben

Eine Geschichts- und Familienstudie

von

Alfred und Alexander Elben

Berlin-Lankwitz, 1929



Chronik der Elben

**von dem Dynasten
Warinharius oder Warinhar
in Austrasien**

**des VI. Jahrhunderts n. Ch.
bis zur Neuzeit**

von:

**Alfred und Alexander Elben
Berlin**

**Ergänzt und nachbearbeitet von
Robert und Ulrich Elben**

**Zwischen dem Alten
Zwischen dem Neuen
Hier uns zu freuen
Schenkt uns das Glück.
Und das Vergangene
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu schauen.
Schauen zurück.**

(Goethe)

Den Vor- und Nachfahren

**Christian-Gottfrieds
Elben**

des Gründers des Schwäbischen Merkurs zu Stuttgart

gewidmet.

(1754-1829)

EINLEITUNG

Die Chronik der Elben behandelt die Geschichte und die Begebenheiten aller Sippen und Glieder des Namens " E l b e n " zu allen historischen Zeiten, gleichfalls aber auch derjenigen ihrer nachweisbaren Vorläufer (Haus der Wernhers).

Soweit ein Zusammenhang der Sippen miteinander besteht, wird er dargelegt, soweit ein solcher nicht unmittelbar hervorgeht, allgemeiner Familienforschung gemäß, durch gleiche Seßhaftigkeit erwiesen. Fehler nachzuweisen, genauere Quellen zu ermitteln, bleibt späteren Forschungen überlassen.

Abweichende Schreibweisen des Namens, wie z.B. jenes Gottfried-Friedrichs zu Sersheim, welcher uns als Elbe zu unrecht genannt wird, oder jener Fall, dass Johann-Kaspar es mit seiner Namenszeichnung nicht immer genau nahm, ändern nichts an der Tatsache, dass deren Vorfahren richtig als Elben in den Kirchenbüchern Eintragung fanden.

Zu der Familie, bzw. Sippe der Elben gehören demnach:

- 1.) Die Vorläufer, bekannt unter dem Namen der W a r i n h a r oder der W e r n h e r s zu Schwaben und in Hessen,
- 2.) die hessischen v. E l b e n auf Elberberg in Gegend Kassel,
- 3.) die sächsischen und sächsisch-altenburgischen v. E l b e n auf Plotha, Rodameuschel, Schönberg und Altenburg,
- 4.) die sächsischen E l b e n in Ziegelheim bei Altenburg,
5. die churbrandenburgisch-preußischen v. E l b e n in Ostpreußen und Masuren,
- 6.) die württembergischen E l b e n zu Sersheim, Zuffenhausen und in Stuttgart.

Zu den nicht mit diesen zu verwechselnden Elben, zu der Sippe der " E l b e " bzw. der Familie " v. E l b e " hingegen gehören die nichts mit unserer Familie gemein habenden:

" im Mittelalter "

Martinus de Albea.

zu Mühlberg in Sachsen. Genannt in einer Schenkungsurkunde an das Kloster Mühlberg im Jahre 1291; im Churkreise in der Gegend von Torgau ansässig gewesen.

Neben diesem zwei weitere Brüder:

Otto und Heinrich v. Elbe,

auf Plote im Kreise Torgau, Mühlberg gegenüber gesessen.

" in der Neuzeit "

Johann-Christian August Oskar Elbe.

auf Carnitz in Pommern. Am 18. Oktober 1861 (Siebmacher III.) in den erblichen Adelstand erhoben; erhält vom preußischen Heroldsamt das unerheblich abgeänderte Wappen der zu uns gehörigen, ausgestorbenen hessischen Familie v. Elben.

In der oberen Hälfte des Schildes eine Krone, das Zeichen der Verleihung durch königl. Gnade. Helm mit offenem Adlerflug. Hessisch-Elbenscher Querbalken mit genau gleichen Gleven wie wir.



Wappen derer nunmehr v. Elbe auf Carnitz

Fernerhin:

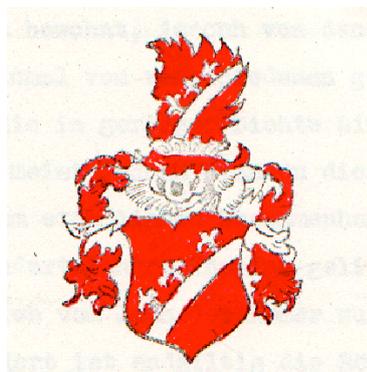
Hermann Theodor Ferdinand Ottomar v. Elbe, alias Elbe,
königl. preuß. Oberstleutnant z.D.

und:

Wilhelm Julius Albert Heinrich v. Elbe, alias Elbe,
Gutsbesitzer auf Morgow in Pommern,

am 3. September 1884 den preußischen Adel unter Verleihung eines Wappens, welches vom Heroldsamt gleichfalls der ausgestorbenen Hessischen Line v. Elben entnommen wird.

Helm mit geschlossenem Adlerflug jedoch als Spiegelbild und nach links gerichtet, sonst mit unserem Wappen identisch.



Wappen derer v. Elbe auf Morgow in Pommern.

Die beiden genannten Familien Elbe, nunmehr v. Elbe, zu denen auch der in unserer Familie erwähnte preußische Major v. Elbe der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts zuzurechnen wäre, haben, außer dem Wappen, mit der Sippe der E l b e n nichts gemein.



Das Land, in welchem die Wiege des in die Jahrhunderte zurück verfolgbaren Geschlechtes „E l b e n“ stand, sehen wir im Anfang der christlichen Zeitrechnung zwar von Germanen bewohnt, jedoch von den Römern unterjocht. Es wurde dazumal von verschiedenen germanischen Stämmen bevölkert, die in geringer Dichte sitzend sich darüber verteilten, meist jedoch standen diese Stämme zu einander in keinem staatlichen Zusammenhang.

Nach jahrhundertelangen Kämpfen gelingt es endlich den Germanen, sich vom Joch der Römer zu befreien. Im vierten Jahrhundert ist endgültig die Römerherrschaft gebrochen und sind letztere über den Rhein zurückgedrängt. In der Ebene der Heimat jener Sippe, die als die Vorläufer der hessischen Familie v. Elben anzusprechen wäre, saßen die germanischen Alemannen. Auf den Bergen der Alb die gleichfalls germanischen Juthungen. Erstere waren blond, letztere mehr dunkel von Haar. Die Römer sprachen von beiden Stämmen als von den „Sueven“, welche Bezeichnung als „Suaven = Suaben“ zum germanischen „Schwaben“ für Land und Leute wurde.

Damals bestand eine kurze Zeit lang eine Periode germanisch-alemannischer Selbständigkeit. Es standen bis zur Besiegung durch den Frankenkönig Chlodwig (496) die Alemannen-Schwaben unter eigenen Königen. In der Schlacht bei Zülpich fand jedoch der letzte Alemannenkönig seinen Tod. In der Folge mußte sich ganz Schwaben dem fränkischen Sieger unterwerfen, wobei gemäß einer alten Sitte der Unterlegene ein Drittel seines Landes dem Sieger, und zwar in diesem Falle den nördlichen Teil desselben, preisgab.

Vorzugsweise waren es die mit den Franken verbündet gewesenen Chatten = Hessen, die in den nördlichen Teil des eroberten Schwabenlandes eindringend, diesen Landstrich seines alemannisch-schwäbischen Gepräges beraubten, wie uns die Geschichte solches kündigt. Nach der in den ersten Jahrhunderten erfolgten Blutsmischung mit den Römern setzte eine solche mit den hessisch-fränkischen Volksstämmen ein.

Außer der blonden Haarfarbe zeichneten sich unsere Vorfahren, die Schwaben, so künden uns römische Quellen, durch ihre Körpergröße, Fruchtbarkeit, Wildheit, Tapferkeit und Stärke aus. Dem weiblichen Geschlechte fehlte es nicht an Reizen. Es erzählen die Liebeslieder des Ausonius über das Schwabenmädchen *B i s s u l a*, der Beute aus den Feldzügen des Kaisers Valentinianus I.

„Bissula, jenseits des frostigen Rheins gezeugt und erzogen,
Bissula, welche den Quell kennt von Danubius Strom
Einst gefangen im Krieg, dann losgelassen, ist jetzt sie
Hohe Wonne für den, welchem zur Beute sie ward!“

Aber auch der großen Trinkfestigkeit und Freudigkeit der Urväter gedenken bereits die römischen Quellen.

An alemannischen Männernamen dieser Zeit nennen uns die römischen Geschichtsschreiber: Alawic = Kämpfer des Heiligtums, Adalhard = Edelkühn, Eburhard = Eberkühn, Friduheim = Friedenshelm, Herimann = Heeresmann, Liutolf = Volkswolf u.a.m.

An Frauennamen werden verzeichnet: Adalheid = edles Weib, Chunigund = Kämpferin der Familie, Gertrud = Speertraut, Hedwig = Kampfeskriegerin, Machthild = nächtige Kämpferin u.a.m.

Bis zum Anfang des VI. Jahrh. n.Ch. waren die Alemannen-Schwaben Heiden, d.h. sie verehrten in heiligen Hainen ihre alten germanischen Götter, deren vornehmster einer Gott *Ziu* war, welchem der Ziunstag (Dienstag) gewidmet war. Der heilige Fridolin (512), später Columbanus (609) und Gallus bringen den Alemannen das Christentum. Nach und nach verschwindet der unruhige Wandertrieb und die Stämme werden sesshaft. Zur Viehzucht tritt in immer größerem Maße der Ackerbau. Infolge des hierdurch bedingten Gebundenseins an die Scholle, beginnt jetzt die Entstehung der verschiedenen sesshaften Sippen oder Familien, die allerdings noch sehr verstreut, denn das Land war wenig bevölkert, in kleineren Gehöften beisammenwohnen. (Mansus = 4 Hütten)

Nach dem Siege der Franken über die Alemannen-Schwaben war es für letztere mit der Selbständigkeit unter einem eigenen Königtum zu Ende. Wohl fanden sich auch noch in späteren Zeiten einige Volksherzöge wie Leutefried, Uncilen, Cunzo, Chrodebert, Theubald und Lantfrid, doch wurden nach dem Jahre 900 n.Ch. zu Herzögen in Schwaben meist nahe Verwandte der jeweils regierenden deutschen Könige und Kaiser bestellt. Eine feste Residenz hatten diese Herzöge in Ermangelung von Städten und Schwaben nicht immer, meist jedoch ist es der *Hohenwiel*, auf welchem residiert wird, und welcher daher als der Herrschersitz des Herzogtums Schwaben zu betrachten ist, von dem die oft fremdstämmigen Herzöge über das Land herrschten.

Bodenständig und zum eigenen Volksstamm gehörig hingegen sind die ursprünglich erwählten, nach und nach erblich werdenden, **G a u g r a f e n**. Da es damals noch keine Familiennamen gab, sind solche uns unter ihrem Rufnamen bekannt, der in der Sippe sich zu vererben pflegte.

Der fränkische Sieger ließ das unterworfen Land teils durch einheimische, teils aber durch fränkische Grafen verwalten. Nannte sich ein solcher Verwaltungsbezirk eines Grafen nach geographischen Merkmalen, wie Flüssen, Gebirgen oder altrömischen Ortsnamen, so sprach man von **G a u e n** und **G a u g r a f e n s c h a f t e n**, z.B. Argengau, Alpgau u.a. Nannte sich der Verwaltungsbezirk nach dem Namen des Grafen selbst, so bezeichnete man sie als **B a r e n**, z.B. Albuinsbar, Berchtoldsbar, u.a. (Merke: Albuinsbar u. pagus = Grafschaft „uffn **A l b u n**“).

Gaugrafschaften und Baren zerfielen wiederum in Hundertschaften, Huntaren genannt, die wiederholt sich zu Gaugrafschaften zu entwickeln vermochten: Glehuntare, Goldineshuntare, Hattenhuntare u.a.m.

Ein jeder Graf war im Frieden der Richter seines Bezirkes, im Kriege führte er die Leute seines Gaus. Zwar waren diese Gaugrafen dem jeweiligen Herzoge zum Dienst verpflichtet, doch standen sie zugleich unmittelbar unter dem deutschen Könige selbst.

Die Grundlage des Staatswesens bildeten im übrigen die demnächst folgenden **F r e i e n**. Man unterschied hierbei unter **V o l l f r e i e n** mit eigenem Grundbesitz und den **M i t t e l f r e i e n** (liberi nobiles), den Lehnsträgern der Grafen.

So weit zur allgemeinen Einführung und zum Verständnis der Grundlagen jener Zeit.

Zur Zeit des Unterganges der Merowinger sind die Pipine-Karolinger weder die ältesten, noch die alleinigen der aufkommenden neuen Fürstengeschlechter. Eine der zu jener Zeit bemerkenswertesten Sippen bilden die **W a r i n e r**, **W e r n a c h a r i e r** oder **W e r n h e r**, deren Name nicht, wie fälschlich angenommen wird, von der Werre, sondern von der Bedeutung Krieger abzuleiten ist.

Sie spielen schon in der sagenhaften Zeit der heimischen Geschichte als die Majordomusse von Austrasien-Burgund eine historisch festgestellte Rolle.

Ende der Merowinger

Chlodwig I., der Merowinger, der Besieger der Alemannen und Vernichter ihrer Selbstständigkeit durch die Schlacht von Zülpich, war 511 n.Ch. in Paris gestorben. Er hinterläßt sein Reich seinen vier Söhnen durch Teilung.

Der älteste und tüchtigste von ihnen, Theoderich, nimmt seinen Sitz zu Metz; sein Königreich nennt sich Ostland oder Austrasien. Das übrige Land fällt an die weiteren drei Söhne und nennt sich: Neustrasien. (Chlodomir in Orleans-Burgund, Childebert in Paris und Chlotar zu Soissons).

Austrasien fällt in weiterer Folge (561) an Siegbert, der die schöne Tochter des Westgotenkönigs **B r u n h i l d e** freite, Neustrasien an den dort nachfolgenden Chilperich, der Brunhildens Schwester, Galswithe, zum Ehegemahl hatte. Sein Kebsweib, Fredegunde, beseitigt die rechtmäßige Königin und macht sich zur Herrscherin. Nun speit Haß in den verwandten Königshäusern; Brunhilde sucht Rache für den Mord an der Schwester an der Königin Fredegunde von Neustrien-Soissons. Aber auch ihr Mann, der König Chilperich, wird der neuen Herrscherin Fredegunde lästig; sie beseitigt ihn durch Meuchelmord gelegentlich einer Jagd im Walde bei Paris.

Ebenfalls fällt durch angestifteten Meuchelmord der inzwischen altgewordene Mann Brunhildens, ein Mord der in der Geschichte teils der Fredegunde, teils dem eigenen Sohne Childebert zur Last gestellt wird.

Nunmehr regieren beide Königswitwen in Vormundschaft für ihre Söhne, bzw. Enkel im tödlichen Hasse gegeneinander unabhängig ihre Länder. Brunhilde, nach dem Tode ihres Sohnes Childebert (575-596) zuerst in Vormundschaft für ihre Enkel, Theodobert von Austrasien und Dietrich oder Theoderich von Burgund-Orleans, nach deren Tode, bzw. Beseitigung weiter für ihre Urenkel. Diese tatkräftige Frau hatte es verstanden, auch Orleans-Burgund ihrem Hause zu gewinnen. (Letzter König: Guntram +593). Zehn Morde an königlichem Blute belasten ihre Herrschaft.

Zwar ist das Neustrische Heer Sieger über Brunhilde, jedoch hat letztere das Glück, ein Jahr später ihre Gegnerin durch den Tod zu verlieren (597).

Durch ihre grausame Regentschaft zieht sie sich in Austrasien den Haß der Großen zu und flieht zu ihrem Enkel, Theoderich, oder Dietrich von Burgund. Diesen stachelt sie zum Kampf gegen den Bruder, ihren eigenen Sohn Theodobert II. von Austrasien auf. Brunhilde und Burgund bleiben im Kampfe siegreich; Theodobert von Austrasien flüchtet über den Rhein, wird durch Verrat ausgeliefert und auf Veranlassung der eigenen Mutter getötet; der Sohn des letzteren wird auf Befehl seines Onkels mit dem Kopf gegen einen Felsen geschmettert (Meroväus).

Dietrich II. von Burgund stirbt; da ergreift Brunhilde die Regierung in Burgund und Austrien für ihre Urenkel.

Erneut empören sich, erbost über das verbrecherische Weib von achtzig Jahren, die Großen des Reiches: Chlotar II. von Neustrien-Soissons, die unzufriedenen austrasischen Großen unter Führung Pipins von Landen, zu welchen im Geheimen der austrasisch-burgundische Majordomus *W e r n a h a r* III., welcher letzterem Brunhilde nach dem Leben trachtete, hinzutritt.

Hoch auf dem Gipfel des Taunus, auf einer Spitze des Feldberges, Brunhildens Stein genannt, soll sie ihren Hausmeier *W e r n a h a r* III. mit seiner Hilfe aus Hessen und Thüringen erwartet haben.

Durch ihr Mißtrauen beleidigt, verrät sie *W e r n a h a r* in der Schlacht bei Aisne in der Champagne, in welcher die Austrasier unter seiner Führung Brunhilde verlassen.

An Chlotar II. von Neustrien ausgeliefert, wird die Greisin zum Tode verurteilt, drei Tage gemartert und dann an den Schweif eines Pferdes gebunden zu Tode geschleift.

Der Urenkel tötet Chlotar mit eigener Hand. Er wird so im Jahre 613 wieder Alleinherrscher des Frankenreiches, nachdem er eidlich gelobt hatte, den Majordomus *W e r n a - c h a r* III. nie zu entsetzen und ihm die Mitregentschaft in Austrasien-Burgund zugesichert hatte.

Die Zeit der merowingischen Blutherrschaft näherte sich ihrem Ende, an Stelle der königlich-merowingischen Herrschaft traten die Majordomusse der einzelnen Länder, in Austrasien tritt jene Sippe der *W a r i n h a r s* oder *W e r n h e r s* erstmalig in die Geschichte.

Chronik

Warinus, ein schwäbischer (suevischer) Kammerbote, ist ein in der Geschichte erwähnter Graf, dessen Nachkomme Warinhar (s. Stammtafel I.) als Graf im Pleolungegau, welcher das Gebiet der oberen Fils mit Wiesensteig, Geislingen, Degenfeld und Ottenbach umfaßt, uns 861 als Gaugraf genannt wird.

Warinus verdankte seine Ernennung zum Kammerboten bzw. Sendgrafen wohl seiner Abstammung von jenen Wernaharius den I., II, und III. oder Warinus, welche als Hausmeier und Dynasten bereits im VI. und VII. Jahrhundert in Austrasien bekannt sind, deren Nachfolger Warinharius IV. das Kloster Zweibrücken zu Zeiten Karl Martells im VIII. Jahrhundert begründet, und uns weiterhin zum „Grafengeschlecht der Wernher“ führt, deren einer, geschichtlich näher bekannt, uns in dem Grafen Wernher im Wormsgau gegen 906 als Stammvater dreier neuer Geschlechter erscheint.

Der anfangs erwähnte schwäbische Sendgraf Warinus wird auch gelegentlich in Konstanz von Konrad dem Weisen als sein Ahnherr bezeichnet.

Wiederholt erscheinen einzelne Glieder dieser Sippe in der ältesten Geschichte Schwabens.

Warin, Graf des Thurgaus (754-772), derselbe im Jahre 764 auch Graf des Argengaus, ist schon unter Pippin der Statthalter von ganz Schwaben. (Der Argengau entspricht etwa dem Gebiet auf der Nordseite des Bodensees.)

Auch in der Geschichte des viel besungenen Herzog Ernst II. von Schwaben ist das Geschlecht der Wernher verwickelt. Als treuer Vasall und Freund dieses Herzogs sehen wir Wernher „aus dem Geschlecht der älteren Grafen von Thurgau“ die Feste Kiburg verteidigen. Er entkommt noch vor deren Erstürmung. Als jedoch der Kaiser Konrad im Jahre 1027 mit der Kaiserkrone heimkehrt, tagt das Fürstengericht über Ernst II. von Schwaben. Vorläufig wurde Ernst, 1028, wieder in sein schwäbisches Herzogtum eingesetzt. Da er aber zu dem geächteten „Grafen Wernher“ hinneigte, welcher „stets neue Unruhe stiftete“, verlangte der Kaiser von Ernst: „Wernher als einen Reichsfeind mit aller Macht zu verfolgen“.

Ernst wies dieses Ansuchen ab und verließ den kaiserlichen Hof. Er zog sich in die Wildnis des Schwarzwaldes zurück (Falkenstein unweit Schramberg), wo er als Raubritter sein Dasein fristete. Da sandte Bischof Warmann den Grafen Mangold von Nellenburg gegen ihn aus. Im Verzweiflungskampfe, der hierauf folgte, fallen Ernst II. von Schwaben und sein getreuer Freund W e r n h e r .

Dieser Wernher ist hier der Repräsentant der Freundestreue, die ihm in noch höherem Maße der Herzog selbst hielt.

Auch die bekannten Schwabenstreiche und ihre Sage führen sich auf eine Schlacht zurück, in welcher wiederum ein Glied des Hauses der W e r n h e r eine Rolle spielt.

Im Jahre 1053 griff Papst Leo IX. mit Heeresmacht die Normannen an. Den Kern seines Heeres bildete eine Schar Schwaben unter Anführung von W e r n h e r und Adalbert. Während die Italiener flohen, wußten die Schwaben ihre langen scharfen Schwerter so gut zu handhaben, dass angeblich oftmals auf einen Streich der Gegner „herab in zwei Stücken“ vom Pferde sank. Aus dieser Schlacht im Tale des Fortore stammen diese „Schwabenstreiche“.

Genutzt haben allerdings den Schwaben diese wuchtigen Streiche dazumal nicht, denn fast der ganze Haufe der Schwaben wurde niedergemacht und der Papst geriet in die Gefangenschaft der Normannen.

Doch kehren wir zu den Brüdern und Nachkommen jenes Grafen W e r n h e r im Wormsgau zurück.

Der älteste dieser drei Brüder, Konrad der Weise, ist Graf im Wormsgau seines Ahnherrn, selbst Herzog der Franken, vermählt mit Luitgarde, der Tochter Kaiser Ottos I. Er wird in der Folge Stammvater der fränkisch-salischen Kaiser: Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV., und V.

Der zweite der Brüder, W e r n h e r I., erscheint als Graf im Umfange des Wetzlarer Dekanates und als Graf von Maden im Hessengau. Dieser W e r n h e r erscheint auch als der eigentliche Begründer des M a d e n e r Grafengeschlechtes der W e r n - h e r s , der Grafen in Hessen (etwa 992-1017). Vermählt ist er mit einer schwäbischen Erbtochter, daher folgen

ihm auch seine schwäbischen Nachkömmlinge später in Hessen. Seine Grafchaftsrechte in Hessen erklären sich aus dem Umstande, dass er ein Nachkomme mütterlicherseits, bzw. Urenkel des Grafen Konrad senior von Hessen ist, dessen Enkelin die Gemahlin Wernhers, Grafen im Wormsgau ward (s. Stammtafel). Der dritte wiederum der Brüder, Giso I., erscheint gegen 1008 als Graf im Oberlahngau. Seine Nachkommen werden uns als die „Gisonen“, gleichfalls als Grafen in Hessen bekannt.

Aus Obenstehendem ersehen wir, dass eine unmittelbare Blutsverwandtschaft (= eine Familie in unserem Sinne, da gemeinsamer Vater und Mutter) zwischen dem Hause der Wernher und der Gisonen bestand, welche mangels damals noch keinesfalls bestehender Familiennamen, sich nach den erblichen Vornamen der parallelen Linien, Wernher und Giso nennen. Beide Linien des gleichen Stammes erfreuen sich, dank der hohen Stellung des älteren Bruders, des Herzogs Konrad des Weisen von Franken, hoher Protektion. Ebenso steht es mit ihren Nachkommen, die wiederum in unserem Sinne als die rechtmäßigen Vettern der fränkisch-salischen Kaiser anzusehen sind. Für unsere Familienforschung ist es die Blutsverwandtschaft der Wernhers mit den Gisonen, die besonderes Interesse bietet, als wir dadurch, wie später näher dargelegt wird, die noch kommende h e s s i s c h e Familie v. E l b e n als einen Zweig der W e r n h e r s anzusehen haben, womit die W e r n h e r s die unmittelbaren V o r l ä u f e r der F a m i l i e E l b e n werden.

Aus dem Stammbaum der W e r n h e r sehen wir über Wernher III. den schwäbischen, wahrscheinlich bei seiner Mutter in Schwaben als Jüngling erzogenen Wernher IV., Graf in Maden in Hessen werden. Wenck, in seiner Hessischen Geschichte läßt ihn als Sohn Wernhers III. und der Williburg v. Achalm erscheinen, was durchaus wahrscheinlich ist. Andere geschichtliche Quellen wollen seine Erbrechte in Maden-Hessen mütterlicherseits abgeleitet sehen, war er doch auch mütterlicherseits ein Urenkel Wernhers I. Graf in Maden (+ 982), was auf dasselbe herauskommt.

Die Zeit Wernhers IV. ist etwa jene, in welcher die Sippen anfangen zu ihren Vornamen, Nachnamen als weiteres Unterscheidungsmerkmal anzunehmen. Diese Nachnamen entstehen stets vom Wohnort, von ihren Burgen. So wird uns Wernher IV. bereits als Wernher v. Grüningen genannt, auch v. Gröningen in anderer Mundart, hergeleitet vom Namen seiner Burg oberhalb Riedlingens gelegen. Seine Gaugrafschaft ist die Mark Gröningen (Markgröningen). An Grüningen ist das Reichssturmfehnlēhen, wie aus der Geschichte hervorgeht, gebunden. Als

Bannerträger der Reichsfahne fällt auch sein Großvater, Wernher II., beim Feldzug Kaiser Heinrichs III. im Jahre 1040.

Als Wernher IV. nach Hessen zieht, um seine hessische Grafschaft Maden, die erledigt war, in Besitz zu nehmen, sehen wir einen seiner Anverwandten und Begleiter von ihm dort mit der Mark *E l b e n* belehnt werden. Ein Mann namens Hermann wird so belehnt und nennt sich, bzw. wird von da ab als Hermann v. Elben genannt.

Damit beginnt im eigentlichen Sinne die Chronik der Familie „*E l b e n*“.

Erstmalig erwähnt werden die v. Elben im Jahre 1080 mit Hermann I. v. Elben (Archiv zu Elberberg) und als die v. Elben weiterhin zunächst im Jahre 1113 in der hessischen Geschichte (Rommel, Hess. Gesch. I. Teil, Bd. II, Seite 202).

Nach ihrer Ansiedlung und dem Erlöschen der Grüninger Lehnsherren und Anverwandten, erscheinen die in Hessen eingewanderten, sich wie nunmehr allgemein üblich nach ihrer Burg nennenden v. Elben als hessische Volfreie. Sie zählen dort zu den ältesten hessischen Familien und auf gleicher Stufe wie die Grafen v. Ziegenhain, die Grafen v. Gudensberg, die Borken u.a.m.

Die Vorfahren in Schwaben (die Wernhers) müssen im Territorium der Grüninger Grafen oder im Gebiete, welches den letzteren dort durch Erbschaft zugefallen war, beheimatet gewesen sein.

Die Grafschaft des Hauses Grünigen (des Grafengeschlechtes der *W e r n h e r*, wie sie Wenck in seiner Hessischen Geschichte nennt) ging in Schwaben aus dem Pleolungegau, zum Teil aus dem Albgau und Apphagau (pagus uffn *A l b u n*) hervor, zum anderen aber beerbten die Grüninger in Schwaben das aussterbende Grafengeschlecht Achalm, deren Gau aus dem Pfullichgau - heute noch im Ortsnamen Pfullingen erhalten - sich gebildet hatte. Die Burg Achalm war der Sitz der Grafen von Achalm; Wernhers IV. Mutter - Willibirg - eine Gräfin Achalm. Nicht ausgeschlossen erscheint, dass für die die Grüninger von Schwaben nach Hessen begleitende verwandte Sippe v. Elben, der Apphagau, pagus uffn *A l b u n* (Elben) grundlegende Bedeutung hatte und die Mark in Hessen nach solchen benannt wurde.

Was die Achalmer Grafen und Erbschaft der Grüninger anbetrifft, so hören wir hierüber aus der Geschichte Schwabens: „Kuno und Liutold, die letzten Grafen von Achalm, ermangelten rechtmäßiger männlicher Erben, infolgedessen gelangte deren Schwestersohn, Graf Werner (IV.) v. Grünigen, als Sohn der Willibrig v. Achalm in den Besitz der Burg, ohne jedoch (so heißt es weiter in der Geschichte Schwabens) dort für seine Familie einen dauernden Besitz zu begründen.“

Letzteres ist nicht weiter verwunderlich, da wir wissen, dass Wernher v. Grünigen nach Maden zog, um sein hessisches Erbe in Besitz zu nehmen und in Hessen kinderlos verstarb. Wernhers Erbschaft der Burg Achalm in Schwaben, wird uns aus dem Bempflinger Vertrage kund, gleichzeitig lernen wir daraus weitere Anverwandte der Wernhers kennen, wie den Grafen Eberhard und Konrad von Württemberg. Letzterer tritt als Zeuge darin auf und ist ein Bruder jenes Hirsauer Abtes Bruno von Beutelsbach (1105-1120), der um das Jahr 1083 die Burg Württemberg erbaute und sich und sein Geschlecht nach ihr benannte. Mit den Wernhers von Grünigen entstehen die Geschlechter Württemberg und Württemberg-Grünigen.

Das Haus Württemberg gelangt in seinen Grafen, Herzögen und Königen von Württemberg bis auf unsere Tage, während die Linie Württemberg-Grünigen in Schwaben im Mittelalter ausstirbt.

So stellen wir fest, dass die Wiege der Vorläufer unserer Sippe, des Geschlechtes der Wernhers in der Gegend der Burgen Grünigen, oberhalb Riedlingens gelegen, der Achalm, der weiteren Gegend Pfullingens und Markgrönigens zu suchen ist. Das Geschlecht war ein alemannisches, vielleicht ein fränkisches; Gaugrafen auf der Alb im pagus uffn Albun . Die Frage der Verwandtschaft mit den hessischen v. Elben muß entschieden bejaht werden.

Schon auf Grund der Wappenkunde, die auf uns überkommen ist, kann bewiesen werden, dass die Sippe v. Elben mit den Wernhers in Verwandtschaft stand, denn das Elbische alte Wappen ist aus der im Grüniger Wappen sowohl, als auch im Wappen der Württemberg enthaltenen Hirschstange, einem S i p p e n z e i c h e n hervorgegangen. Darüber berichtet uns unter anderen auch der inzwischen verstorbene Oberst Ernst v. Buttlar auf Elberberg.



Siegel
Kurruete v. Würtemberg



Siegel
Helmanus v. Grünangiu.
1222-1224



Siegel
Margolis v. Döbenburg
1222-1224



Siegel des Wapenmeisters
von Ebern 1222-1224



Wapenmeister des Herzogs von Ebern
Wapenmeister von Ebern

Deutlich geht uns dieses Wappen der hessischen v. Elben aus jenem am alten Burggebäude zu Elberberg hervor.

Auch die Untersuchungen des Bibliothekars Seyler, veröffentlicht in der Neuen Preußischen (Kreuz) Zeitung vom 12.2.1880, 2. Beilage und im Verein Herold bestätigen diese Tatsache. Dort heißt es: „Als Wappen dieser Familie (v.E.) wird seit Wissels hessischem Wappenbuch und dem alten Siebmacher in allen Sammelwerken der sogenannte Rautenkranz, ähnlich wie in dem sächsischen Wappen, gegeben; da derselbe hier als Hauptbild erscheint (nicht wie sonst als Zusatz zum Wappen), so war das v. Elbensche Wappen für den Forscher nur um so interessanter. Die erwähnten Siegel beweisen indes, dass der Rautenkranz in diesem Falle eine durch allmähliche Schlimmbesserung entstandene Figur ist. Das Wappen derer v. Elben war ursprünglich eine *Hirschstange*, deren vier Enden oberhalb mit Lilien (Gleven) besteckt sind. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts nahm das Hirschhorn mehr die Gestalt eines Baumstammes und endlich die eines heraldischen Schrägbalkens an.“

Betrachten wir uns die Wappen der in Schwaben miteinander blutsverwandten Sippen, so finden wir in *allen* Wappen dieses Hirschhorn als ein charakteristisches Sippenzeichen. So ist die Wappenkunde noch heute in der Lage, einen verwandtschaftlichen Zusammenhang der Sippen zu offenbaren.

Die Verwandtschaft der Veringer Grafen mit den Württembergern und den Württemberg-Grüninger Grafen wie auch mit den Nellenburgern ist geschichtlich erwiesen. In all diesen Wappen erscheint das Hirschhorn, welches auch dem Elbenschen zu Grunde lag. Bei dem Wappen Mangolds v. Nellenburg, der bei seiner Heirat mit der in naher Blutsverwandtschaft stehenden Hedwig v. Veringen sich hierfür päpstlichen Dispens einholen mußte, erscheinen außer der gleichen Hirschstange noch die Gleven, wenngleich letztere nicht so charakteristisch sind.

Undenkbar ist es, dass ein einfacher Lehnsmann, ohne verwandtschaftliche Beziehungen zum Lehnsherrn das Sippenzeichen des letzteren hätte führen dürfen.

Noch verständlicher wird die Annahme einer Verwandtschaft bei dem Gedanken, dass Wernher IV., welcher seine Madener Grafschaft in Besitz nahm, zur Festigung seiner Position in erster Linie seine Anverwandten mit Lehen begabte. Einen letzten und untrüglichen Beweis

hierfür aber erhalten wir in der geschichtlichen Feststellung, dass, nachdem die Wernhers in Hessen ausgestorben waren, die v. Elben mit den Gisonen v. Gudensberg als Blutsverwandte bezeichnet werden. Wie konnten die aus Schwaben nach Hessen gekommenen v. Elben mit den Gisonen, die stets in Hessen domizierten, blutsverwandt sein, wenn nicht über die Wernhers, von welchen letzteren wir wissen, dass solche mit den Gisonen von gleichen Eltern stammten.

Die Bestätigung dieser Blutsverwandtschaft der v. Elben mit den Gisonen erfahren wir durch Landau (Hess. Ritterburgen, Bd. IV, S. 247./7.) wo es heißt, dass „die beiden Brüder, Hermann und Werner v. Gudensberg (1313 u. 1323) mit ihren Blutsverwandten, den Gebrüdern Heimbrod und Thilo v. Elben eine Ganerbschaft schließen, die teils mainzische, teils reuensbergische Zehnten und Renten zu Unterbesse, Oberelsungen und Lohne betraf.

Damit erscheint die unmittelbare Abstammung der Elben aus dem Geschlecht der Wernhers genügend erwiesen.

Ungeklärt erscheint die Frage hingegen über die Entstehung des neuen Sippen- und Nachnamens E l b e n .

Brachten die Vorläufer den Namen nach Hessen bereits mit, oder nahmen sie ihn, nach Hessen gekommen, an?

Die Möglichkeit des Mitbringens deuteten wir bereits in Ableitung von dem „pagus uffn Albun“ an, welcher Gau einen Erbteil Wernhers in Schwaben bildete.

Wahrscheinlicher hingegen erscheint, dass diese Sippe, nach Hessen gekommen und nach Erbauung ihrer Burg auf dem Elbenberge (heute Elberberge) am Fließchen Elben (heute Elbe) gelegen, nach dem dort bereits vorhandenen geographischen Begriff und Bezeichnung den Namen annahm.

Wenck schreibt in seiner Hessischen Geschichte: „Immer nahmen die Geschlechter den Namen nach dem Schlosse an, welches letzteres vom Fluß oder Fließchen Ableitung fand.

Herr Pfarrer Hassenpflug aus Dorf Elben berichtet, dass aus dem Nachlaß eines seiner Amtsvorgänger, welcher eine Chronik begonnen hatte, hervorgehe, dass diese Familie vom Grafen Wernher „mit der Mark Elben“ belehnt worden wäre.

Die älteste und wichtigste Quelle hierüber (Chronik und Lied des Klosters Breitenau. Handschrift der Bibliothek zu Kassel) läßt beides offen. Einmal heißt es dort die Belehnung mit der Mark Elben, zum anderen, dass eine Sippe mit dem Namen Elben in das Land kam.

Beide Erklärungen fußen auf geschichtlicher Überlieferung. So sei es daher anheimgestellt bzw. der Zeit überlassen den Entscheid zu fällen. Doch kommt später nochmals die Chronik darauf zurück.

û û û

Es geschah dieses, als Kaiser Heinrich IV. sich durch die Ernennung des ersten Hohenstaufen Friedrich I. zum Herzog in Schwaben (1080-1150) einen bis zum Tode getreuen Anhänger gesichert hatte.

Nachdem aber Friedrich I. gestorben war und das Zerwürfnis Heinrichs IV. mit seinem unnatürlichen Sohne Heinrich V. zu offenem Kampfe führte, sehen wir den zweiten Hohenstaufen, Friedrich II. von Schwaben, den Sohn Friedrichs I., mit vielen Edlen des Schwabenlandes, darunter Werner (IV.) von Grüningen, die Partei Heinrichs V. ergreifen.

Auch Wernhers Oheime, die Grafen von Achalm, standen bereits auf Seiten des Schwiegersohnes Heinrichs IV., des ihm feindlich gesinnten Rudolf von Schwaben, wengleich Wernhers Vater (Wernher III., zu Ingelheim erschlagen) einer der Getreuesten des Kaiseres Heinrich IV. war.

Wernher IV., Graf von Grüningen, in Schwaben Graf zu Neckerarau, erscheint als ein ganz besonders im Erben gesegneter Graf; stand ihm doch auch die in Hessen gelegene Grafschaft Maden als Haupterbe zu. Die Motive, welche ihn daher veranlaßten Heinrich V. auf seinem Zuge nach Hessen zu begleiten, zu welchem Zwecke Wernher mit seinen Verwandten und Lehnsleuten-Rittern auszieht, mögen nicht ganz uneigennützig gewesen sein. Ihm galt wohl vor allen Dingen die Inbesitznahme seiner Herrschaft Maden und Befestigung seiner dortigen Herrschaft.

Dieser Zug aus Schwaben ins Tal zwischen Homberg und Kassel, die Festsetzung der schwäbischen Sippen in Hessen, findet in der Hessischen Geschichte ausführliche Schilderung.

Die Grafschaft, die Wernher v. Grüningen in Hessen antrat, war das Gericht zu Maden, oberhalb welcher Ortschaft die Burg Gudensberg lag, die wir auch als den Sitz Wernhers ansehen müssen.

Dort gilt er, gleich seinen Vorfahren als Graf in Hessen. Jedoch schon in ihm stirbt das Grafengeschlecht der Wernher aus. In sein Erbe in Hessen treten die ihm blutsverwandten, dort auf dem Schloß Holinde (Hollenden) bereits ansässig gewesenen Gisonen, welche so in den Besitz Gudensbergs gelangen und von da ab sich Gisonen von Gudensberg nennen. Gisonen wurden sie genannt nach dem im Hause üblichen Namen Giso.

Wie die Grafen Wernher stehen auch die Gisonen (Vorläufer der Herren von Wittgenstein und Lattenberg) im direkten blutsverwandten Verhältnis zum Stammvater der fränkischen Kaiser, Konrad dem Weisen von Worms, welcher mit Luitgardis, der Tochter Kaisers Otto I. (947) vermählt war.

Mit dem Aussterben der Hauptlinie der Gisonen tritt das Erbe „Hessen“ der Landgraf Ludwig I. von Thüringen an, welcher mit der letzten Gisonin Hedwig, der Tochter Gisos IV., verheiratet war, womit das Haus Thüringen in den dauerenden Besitz Hessens als dessen Landgrafen gelangt.

Sowohl die Wernhers als auch die Gisonen sind somit die Vorläufer der späteren Landgrafen von Hessen.

û û û

Das Geschlecht jener v. Elben von Elberberg in Hessen war, wie wir zu sehen Gelegenheit hatten, bis zum Jahre 1080 als zum Hause der Grafen Wernher gehörig, in Schwaben ansässig. Sie gehörten zum alemannisch-fränkischen Stamme zu einer Sippe, welche in Wernacharius, dem Dynasten in Austrasien ihren ältesten Ahn im VI. Jahrhundert n.Ch. findet.

Erläuterungen zum Stammbaum I

Vorläufer der hessischen v. Elbe

Wernaharius oder Warinus I., II. und III.

werden als Hausmeier und Dynasten in Austrasien im VI. und VII. Jahrhundert genannt.

Warinarius IV.

Begründer des Klosters Hornbach bei Zweibrücken. Lebte zur Zeit Karl Martells im VIII. Jahrhundert.

Warin ,

Graf des Thurgaus (754-772) derselbe 764 auch Graf des Argengaus (die Nordseite des Bodensees) ist unter Pippin der Statthalter von Schwaben.

Wernher ,

der Freund des Herzogs Ernst II. v. Schwaben, fällt mit ihm im Schwarzwald unweit Schramberg. Nach 1030.

Wernher ,

Schirmherr des Klosters Hornbach, ein Nachkomme des Warinarius IV. Fränkischer Prokurator am Rhein. Gegner Hattos von Mainz u. des Konrad sen. von Hessen. 865-897.

Warinus ,

schwäbischer (suevischer) Kammerbote. Vom Könige Konrad I. einstens zu St. Gallen als dessen Ahnherr bezeichnet.

Warinhar ,

Graf im Pleolungegau, genannt bei der Stiftung von Wiesensteig. Der Pleolungegau umfaßte das Gebiet der oberen Fils, Wiesensteig, Geislingen, Degenfeld, Ottenbach. Wird 861 als Gaugraf erwähnt.

Wernher ,

auch Werner; Nachkomme des Vorstehenden. Graf im Wormsgau, Nohgau usw. Vermählt mit einer Tochter Königs Konrad I. (911-918), des Sohnes des Grafen Konrad sen. von Hessen. Wernher wird erwähnt in den Jahren 906, 910, 913. Er ist der eigentliche genau zu fassende Stammvater des Grafengeschlechtes der Wernher, durch welchen auch diese ihre Abstammung aus königlichem Blute herzuleiten pflegten. Vater dreier nachfolgender Söhne und Begründer der Häuser: 1. salisch-fränkischer Könige u. Kaiser, 2. der Grafen Wernher in Hessen, 3. der Grafen Giso in Hessen.

Wernher ,

Heerführer der Schwaben im Kampfe des Papstes Leo IX. gegen die Normannen. (Schwabenstrieche). Fällt in der Schlacht im Tale des Fortore. 1053.

Die drei Söhne Wernhers, des Grafen im Nohgau,
und deren Nachkommen in drei Häusern

K o n r a d d e r W e i s e ,

der älteste Sohn, Graf im Wormsgau, Herzog der Franken, vermählt mit Luitgarde (947), der Tochter Kaisers Otto I. Stammvater nachfolgender fränkisch-salischer Könige und Kaiser:

Konrad II.	1024-1039.
Heinrich III.	1039-1056.
Heinrich IV.	1056-1106.
Heinrich V.	1106-1125.

W e r n h e r I.

der zweite der Söhne, Bruder Konrads des Weisen (Rommel, Hess, Geschichte, Bd. I, S. 157, und nach Wenck, hess. Geschichte), Graf von Maden im Hessengau und im Umfange des Wetzlarer Dekanates. Vogt von Kaufungen, auch Graf im Neckargau. Stirbt 982, nach anderen: 992-1017 noch erwähnt. Vermählt mit einer schwäbischen Erbtochter. Hinterläßt drei Kinder:

Wernher II. +1040
Luitgarde, Nonne in Hemarshausen
Luitho von Mumpelgard.

W e r n h e r II.

Graf in Hessen, königl. Bannerträger. Belehnt mit dem Reichs-sturmfnhlehnen, welches an die Burg Gröningen gebunden wird, laut diesem Recht gebührte von nun an das Recht des Vortritts den Schwaben. Wernher II. fällt als königl. Bannerträger beim Feldzuge seines Veters, Kaiser Heinrich III., gegen den aufrührerischen Herzog Breceslaus von Böhmen im Jahre 1040.

W e r n h e r III.

Graf in Hessen u. zu Maden, gen. im Jahre 1043. Graf vom Neckargau in Schwaben im Jahre 1046. Graf im Lahngau und über Weilburg im Jahre 1065. Auch von Grüningen nach seiner Burg in Schwaben. Sein Lebenslauf ist eng verknüpft mit der ersten Hälfte der Regierungsjahre seines Veters, des Kaisers Heinrich IV. Er soll nach einigen Quellen kinderlos gestorben sein, nach anderen Nachrichten (Wenck) der Vater Wernhers IV. aus der Ehe mit seiner Base Williburg, einer Enkelin Luithos v. Wülflingen gewesen sein. Wernher III. wird als getreuer Anhänger Heinrichs IV. 1066 zu Ingelheim erschlagen.

W e r n h e r IV.

v. Grüningen. Graf zu Neckararau, 1090, auch Graf zu Maden in Hessen. Vogt zu Kaufungen und über das Stift Fritzlar 1102. Vogt über die Kirche Breidenbach im Hessengau 1103, Burggraf zu Worms 1106. Erbe der Achalm. Gründer des Klosters Breitenau in Hessen 1119. Stirbt im genannten, von ihm gegründeten Kloster ohne männliche direkte Erben am 22.2.1121. Seine Gemahlin Gisela überlebt ihn bis zum Jahre 1151. Sie stirbt gleichfalls zu Breitenau. Breitenau wird zu ihrer beider Begräbnisstatt, später gleichfalls das Erbbegräbnis der v. Elben auf Elberberg. Das Haus der Wernher in Hessen stirbt aus. Das Haupterbe fällt an die Grafen Giso in Hessen, die Vettern. Wernher IV. belehnt einen seiner Anverwandten mit der Mark Elben, Hermann I. v. Elben auf Elbenberg (Elberberg) 1080-1113.

Giso I.

der dritte der Söhne Wernhers, des Grafen im Wormsgau, jüngster Bruder Konrads des Weisen von Worms (s. Rommel, Hess. Gesch. S 157). Genannt im Jahre 1008 als Graf im Oberlahngau.

Giso II.

nennt sich 1049 Graf in Hessen. Wird 1073 auf seinem Schloß Holinde in Hessen ermordet.

Giso III.

Nachkomme des Vorgenannten. Genannt 1105. Vermählt mit der Tochter des Grafen Udo, Vogt zu Hersfeld.

Giso IV.

der Jüngere, Vogt zu Hersfeld 1099. Graf zu Gudensberg als Erbe Wernhers IV. Vermählt mit Hedwig von Felsberg. Stirbt 1121. Hinterläßt zwei Kinder: Giso V. und Hedwig.

Giso V.

Lebt fern der Heimat. Nennt sich jedoch Graf in Hessen. Fällt im Jahre 1137 im Kampfe gegen die Normannen. Haus der Gisonen in der direkten Linie stirbt aus.

Hedwig, Gisonin v. Gudensberg, vermählt mit Ludwig I., Landgraf von Thüringen. Durch sie gelangt Hessen an die Thüringer Landgrafen. Hedwig + 1148.

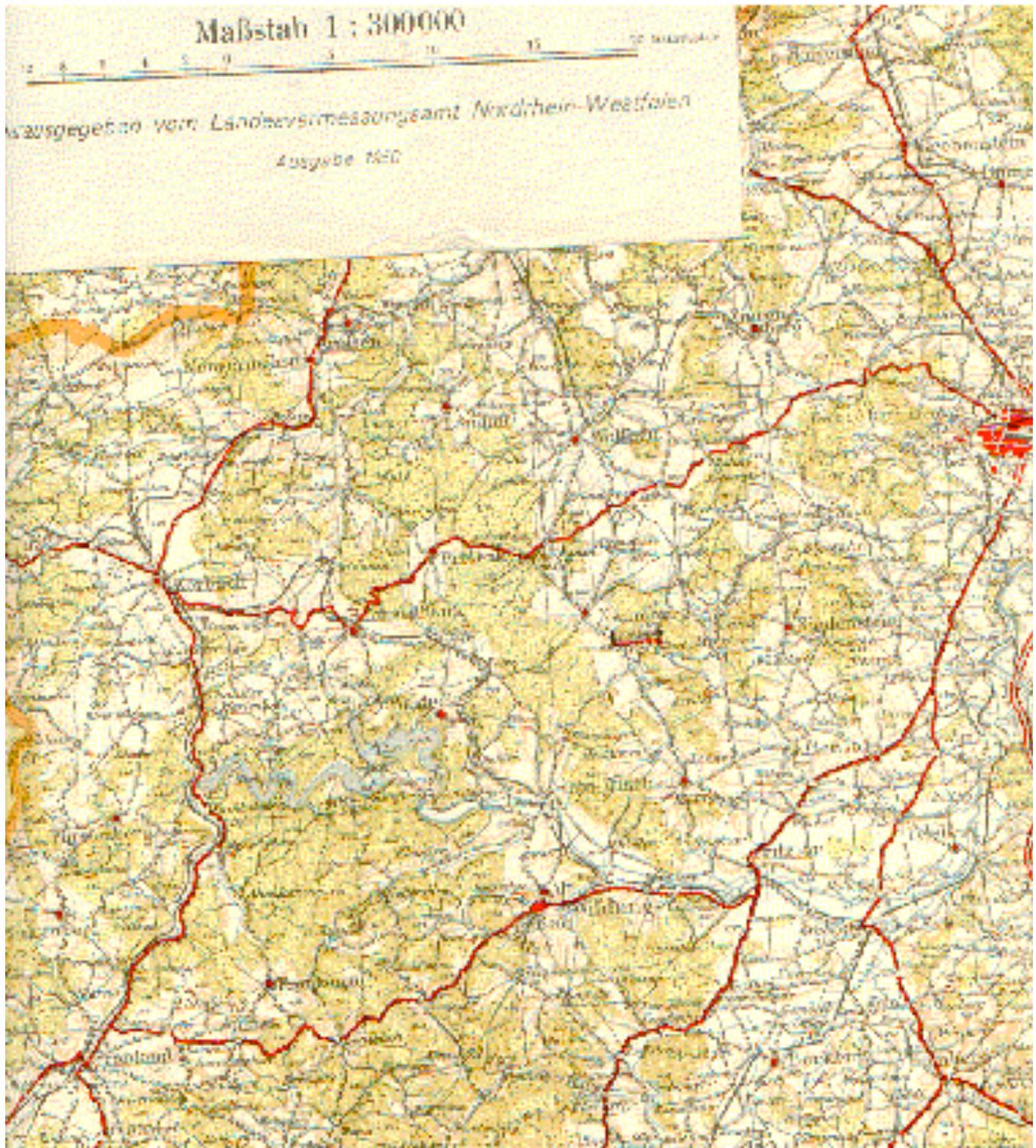
Seitenlinie der Gisonen (weiterlebend. Stamm)

Giso v. Gudensberg

Erwähnt als Landrichter von Hessen i.d.J. 1253-1274.

Hermann u. Werner v. Gudensberg

Erwähnt 1313 bis 1323 als Burghautleute zu Gudensberg. Bezeichnet als die Blutsverwandten der Gebr. Heimbrod und Thilo v. Elben und zu Gudensberg.



MITTELALTER

An der Eder und Fulda, südlich von Kassel, gab es zu Anfang des XII. Jahrhunderts mehrere Gaugrafen fränkischen Ursprungs, welche Grafen in Hessen genannt wurden und als die Vorläufer der späteren hessischen Landgrafen zu betrachten sind. Nach dem Falle des konradischen „teutschen“ Königshauses übertraf jedoch an Macht, Ansehen und Verständnis, sich bei jeder Gelegenheit zu vergrößern keiner die Grafen in Maden, welche den Namen „Wernher“ von ihren fränkischen königlichen Ahnen geerbt hatten (siehe Stammtafel des vorherg. Ab.)

An die Ortschaft Maden war auch von alters her das große Gericht der Chatten (Hessen) gebunden, das naturgemäß zum Ansehen der Madener Gaugrafen beitrug.

Die Malstätte dieses Gerichtes ist durch den hessischen Geschichtsforscher Landau zwischen Maden und Gudensberg wiedergefunden. Sie besteht in einem durch Menschenhände errichteten Steine von länglicher Form acht und ein halb Fuß hoch über der Erde.

Schon neun Jahre n. Ch. hatten die Römer Mattium, den Hauptsitz der Katten, zerstört. Es ist dieses dasselbe Maden und die Malstätte, wo später das Landgericht des fränkischen Hessengaues gehegt wurde.

Wie nun im Tale die Gerichtsstätte war, so war auf dem Gudensberge jene Stätte, auf welcher das Volk den höchsten seiner Götter Wodan = Wotan verehrte (Vdenesberg, Wuodenesberg, Gudensberg). Doch verliert sich die Geschichte Gudensbergs im Dunkeln und erst im Jahre 1121 findet man seinen Namen genannt.

Im XI. Jahrhundert stand das Gaugericht in Maden dem wernerischen Gaugrafengeschlecht zu. So heißt es in einer Urkunde von 1045:

„in pago Hesin atque in comitatu werinheri Comititis scilicet Madanum.“

gleich auch in einer anderen Urkunde vom Jahre 1062:

„in Provincia Hassia in comitatu Wernheri qui dicitur Madena“.

Landau schreibt: „Es kann deshalb keinem Zweifel unterliegen, dass diesen Grafen auch Gudensberg gehörte.“ Tatsächlich sehen wir, dass erst nach dem Tode des letzten der

Wernher, Wernher IV., der am 22.2.1121 stirbt, dessen Besitzungen zum größten Teil auf das Gisonische Grafenhaus übergehen, wobei der Erbe, Graf Giso IV., den Namen eines Grafen von Gudensberg annimmt (Giso von Gudensberg).

Dass das große Gericht zu Maden an die Grafschaft gebunden war, trug selbstredend zum Ansehen des Hauses der Wernher bei.

Unter jenen Grafen sehen wir Wernher III. als einen ausgesprochenen Liebling und unglückseligen Ratgeber seines königlichen Veters, des Kaisers Heinrich IV., zu Ingelheim erschlagen werden.

Nach Wenck, Hess. Gesch., stirbt mit dessen Sohne Wernher IV. dieses Grafengeschlecht in Hessen aus.

Nächst dem wernerischen war in Hessen am mächtigsten das dem ersteren blutsverwandte Geschlecht der Gisonen; auch diese nannten sich Grafen in Hessen.

Beim Ableben Wernhers IV. nahmen sie Maden, Gudensberg und die Schirmvogtei über Hasungen in Besitz. Jedoch hatten noch vor Ausgang der Herrschaft Wernhers in Maden Verwandte der letzteren, namens Luitho v. Wülflingen und Mumpelgard, wie auch dessen Schwester, die Nonne Luitgard, Güter von Kappel bei Gudensberg und Fritzlar ihrem Stift vermacht gehabt.

Graf Wernher IV. von Grüningen, Sohn bzw. Erbe Wernhers III., ein Enkel Adelheids von Wülflingen und Urenkel jenes genannten Luitho, begründete daher Erbrechte, als er mit Hilfe Kaiser Heinrichs V. sich in den Besitz seiner hessischen Grafschaft zu Maden setzte.

Er kam aus Schwaben und stammte mütterlicherseits aus dem eben ausgestorbenen gräflichen Hause Achalm, welches auf der Alb und der Gegend des heutigen Stuttgarts begründet war (s. I. Teil).

Mit schwäbischen anverwandten Sippen und Gefolge zog dieser Wernher v. Grüningen nach Hessen, wo er sich in seinem väterlichen und mütterlichen Erbe niederließ und zu befestigen suchte.

Als nunmehr hessischer Graf in Maden stieß er verschiedentlich auf Widerstand, vermutlich auch auf den seiner auf Schloß Holinde ansässigen Vettern, den Gisonen, die ihm sein Erbe streitig machten. Wernher geriet in Gefangenschaft, aus welcher er sich nur durch Landabtretungen zu lösen vermochte. Gegen Ende seines Lebens fiel dieser letzte Wernher in religiöse Schwärmerei, gründete das in der Einsamkeit gelegene Kloster Breitenau, in welchem er, zurückgezogen mit seiner Gemahlin, kinderlos im Jahre 1121 verstarb.

„Es ist eine alte, in hessischen Chroniken erhaltene Nachricht, welche gleichfalls in einem Liede von Breitenau (Handschrift im Besitze der Bibliothek zu Kassel) bekannt wird, dass einstens Heinrich V. (1106-1125) mit dem Grafen Wernher v. Grüningen die Gegend von Homberg bis Kassel besucht hätten, wobei beide die Schönheit dieses fruchtbaren, damals noch wenig bevölkerten Tales bewundert, und hierbei der Kaiser Grund und Boden dem Grafen Wernher abgetreten habe. (Anm. d. Verf.: Die Chronik vergißt augenscheinlich den Umstand der Erbrechte Wernhers.) Von dem Gefolge Wernhers hätten sich die *G r i f f t e* , die *E l b e n* , die *H u n d e* (gemeint von Holzhausen), die *W ö l f e* , u.a.m. bei Falckenberg Dörfer und Schlösser erbaut, der Graf v. Grüningen selbst sich in Holzhausen und Haltau (Haldorf) ohnweit Gudensberg niedergelassen und befestigt. Da erschien ihm mehrere Nächte hindurch, in der Gegend, wo jetzt das grüne Tal von Breitenau die Eder mit der Fulda vereint, ein Gesicht mit sieben Lichtern; auch der Wächter auf der Zinne seines Hauses erblickte dieses Zeichen. Graf Werner suchte sich einen Ort, wo man nur Gott sehe, und begann mit seiner Gemahlin den Bau des Klosters von Breitenau. Sein Tod erfolgte 1121. Seine Gemahlin Gisela folgte ihm kinderlos dreißig Jahre später in Breitenau nach.“

Auch das Geschlecht jener anderen mächtigen hessischen Grafenlinie, der Gisonen, war zu jener Zeit in deren Hauptlinie im Aussterben begriffen; es gingen daher auch deren Hoheitsrechte durch die Einheirat der thüringer Landgrafen an letztere über (Ludwig I., Gemahl der letzten Gisonin Hedwig. Vermählt 1140).

Zwar nannte sich der letzte Graf Giso V. v. Gudensberg noch Graf in Hessen, allein er fiel fern der Heimat im Kampfe gegen die Normannen ohne seine Hoheitsrechte in Maden ausgeübt zu haben.

Die thüringer Landgrafen übten in der Folge ihre Herrschaft über Hessen meist durch die jüngeren Sprosse ihres Hauses, den verschiedenen Heinrichen Raspes, aus, welche zu diesem Zwecke ihren Sitz auf Gudensberg nahmen.

Dass der letzte der Wernhers bei seinem Erscheinen in Hessen mit seinen Anhängern überhaupt fußzufassen vermochte, erklärt sich aus dem Umstande, dass durch die endlosen Kämpfe Heinrichs IV. das Hessenland arg zerstört war und fast alle Reste der Gau- und Gemeindeverwaltungen zertrümmert waren. Große Gebiete, so das des Klosters Hersfeld, lagen vollkommen verwüstet. Heinrich V. und Graf Wernher von Grüningen fanden infolgedessen viel freien Boden zur Besiedlung vor. Nur hierdurch ist es zu erklären, dass die schwäbischen Sippen dauernden Besitz erwarben. Die Madener Herrschaft zu festigen gelang Wernher IV. für sich und sein Haus schon deshalb nicht, weil er kinderlos und verhältnismäßig bald nach seinem Einzug verstarb und mit großem Widerstand zu kämpfen hatte, der ihm persönlich bzw. seiner Herrschaft entgegengesetzt wurde.

Auch der fränkische Gau und der Hessengau zerfielen in pagos oder Gaue, in Huntaren, denen die Gau- bzw. Centgrafen für letztere vorstanden und die wiederum in Marken zerfielen, welchen die Markrichter oder decani vorstanden. Wenn, wie Pfarrer Hassenpflug aus Dorf Elben erwähnt, die von ihm vorgefundene Chronik seines Amtsvorgängers beginnend laute: „dass einer alten Tradition gemäß die Familie v. Elben im Jahre 1113 vom Grafen von Grüningen mit der ‘Mark Elben’ belehnt worden wäre“, so mag es sich wohl um eine solche Mark als Unterteilung einer Huntare gehandelt haben.

Fest steht für unsere Chronik, dass die Familie v. Elben seßhaft wurde und durch die kommenden Jahrhunderte ihren Besitz, die Burg Elben auf dem Elberberge gelegen, zu behaupten verstand.

Dieses „Aus-Schwaben-Kommen“ der Elben ergibt für die heute wiederum im Schwabenlande wurzelnde Familie einen eigenartigen Wander- und Kreisprozeß.

Schon in der Zeit der Karolinger begann diese strenge Einteilung des Landes sich zu lockern und die Grenzen der Befugnisse der Gaugrafen, Centgrafen und der Markvorsteher sich zu verwischen. Auch den Hessengau findet man in verschiedene Grafschaften zerteilt. Für kurze Zeit gelingt es erst wieder den Gisonen und durch das Erbe von Wernhers Besitz, einen

großen Teil des Landes zu vereinen. So findet der Ehegemaal Hedwigs v. Gudensberg bereits eine größere Herrschaft, ein Land Hessen vor.

Û Û Û

Das Geschlecht jener v. Elben, den Grüninger Grafen anverwandt, erbaute sich seine Burg auf dem Elberberge südlich von Naumburg in Hessen am Bache Elben, einem Nebenflüßchen der Eder, unweit des noch heute bestehenden Dorfes Elben gelegen.

Nochmals auf die Entstehung des Namens zurückkommend, muß man sich für jene Zeit darüber klar sein, dass bis zum XI. Jahrhunderte Familiennamen gänzlich unbekannt waren. Erst in diesem beginnt, zunächst jedoch der Adel allein, sich zu seinem Stammesvornamen, der dem ältesten Sohne als Wappener immer zukam (die Wernher, die Gisonen) Familiennamen zuzulegen. Niemals als willkürliche Bezeichnung, sondern als Unterscheidungsmerkmal, entstehen diese letzteren immer von der Burg und dem Orte der Seßhaftigkeit im Sinne als: „von dort und dort“. Erst im Laufe einer weiteren Zeit werden diese ursprünglichen Ortbezeichnungen erbliche Sippen und Nachnamen. Zu Beginn jedoch wurde bei einem Wechsel der Ansässigkeit, ohne Rücksicht auf das Sippenmerkmal der Nachname geändert.

Ausdrücklich erwähnt Wenck (Hess. Gesch.), dass jüngere Glieder einer Sippe, sich neue Burgen erbauend, nach solchen benennen. So sehen wir beispielsweise die noch später in unserer Chronik vorkommenden v. Bischofhausen, als sie sich im XIII. Jahrhundert ihre neue Burg auf dem Löwenstein erbauten, in diesem Zweige v. Löwenstein nennen.

Ähnlich wie die v. Wallenstein, bzw. v. Waldenstein u.a.m. Für die Familie Elben müssen wir demnach gleichfalls annehmen: bestanden haben wohl geographisch die Bezeichnungen Elbenberg (Elberberg), das Flüßchen Elben und hieraus ein Gebiet, welches als Mark Elben galt. Ein Zweig der Sippe des Wernher bekommt diese Mark zu Lehen, erbaut sich ein Schloß am Flüßchen auf dem Berg und nennt sich, bzw. wird genannt als „von Elben“.

Ortschaften (Dorf Elben) entstanden stets erst später und in Anlehnung der Schutz bietenden Burg als der Wohnsitz der Hörigen.

Wir wissen, dass gerade jener Berg und damit das Flößchen ihren Namen noch aus heidnischer Zeit tragen.

Der Elwigsberg, auch Elbersberg genannt, weist in beiden Formen auf Wesen, Kobolde hin, welche in Hessen den Namen Elben führten und nicht nur an eigens für sie bestimmten Orten eine gewisse Verehrung genossen, sondern auch mit dem menschenfreundlichen Gott Donar in nächster Berührung standen. Sie waren winzig klein, standen wegen ihrer großen Geschicklichkeit im Verfertigen wunderbarer Sachen bei den Göttern in hohem Ansehen, besonders bei Donar, mit dessen gefürchtetem, von den Elben verfertigtem Hammer, genannt „Mijolner“ (Monija = slawisch: Blitz), der Rabenstein geweiht war.

Die Chronik auf dem Elberberg kennt eine Auslegung für das Herkommen der Elben, die so lautet: „Der Stamm Elben wäre auf den albanischen Berg gekommen aus Frankreich, so damals ein Mönchskloster gewesen wäre, im Wappen eine weiße Lilie auf rotem Felde, und brachte viel Gold, Silber und Edelstein mit (also dann wohl aus reichem bzw. mächtigem Hause stammend) und hat sich daselbst eine Weile bei den Mönchen aufgehalten. (Vielleicht das Erscheinen Hermanns I. 1080 bereits zu erklären.) Mittlerweile haben ihn die Mönche allhier den Albanischen Berg zu bauen eingethan mit aller Grenze, Holz, Wasser, Weide und Felder, und ihn den Stamm zu lehen angesetzt. Die Mönche zogen nach Mainz und zwar in das St. Albansstift, von welchem die v. Elben bis dahere zu Lehen tragen.“



Diese, augenscheinlich einer mönchischen Feder entstammende Überlieferung aus dem Archiv zu Elberberg, ist augenscheinlich mit der uns bekannten Ansiedlung engstens verknüpft. Möglich, dass Hermann I. v. Elben klösterlichen Besitz an sich brachte und die Mönche auszogen, möglich, dass in kriegerischer Zeit sie ihn als Beschützer und Patron gern in der Nähe behielten. Man setze für: albanischen Berg = Elberberg und für Frankreich das

sicherlich richtigere Franken und gelangt auch so auf die geschichtlich feststehende Belehnung durch Wernher bei dessen Zuzug nach Maden.

Burg Elben auf Elberberg bleibt der Stammsitz jener Sippe viele Jahrhunderte hindurch.

Als der letzte der männlichen Sprosse der Linie Elberberg, Kurt v. Elben, welcher in kinderloser Ehe mit einer v. Hazfeld verheiratet war, im Jahre 1535 stirbt, gelangt die Burg an dessen Schwester Margarete v. Elben, welche sie ihrem Gemahl v. Boyneburg zubringt. Deren Tochter, Margarete v. Boyneburg, ehelicht im Jahre 1550 Admus v. Buttler, im Besitze welcher Familie sie sich heute noch befindet. Der inzwischen verstorbene Besitzer, Oberst a.D. Ernst v. Buttler auf Elberberg, berichtet in liebenswürdiger Weise an die Verfasser der Chronik am 13.10.1923 wie folgt:

„Das Rittergut Elberberg umfaßt heute 1337 ha., davon 1095 ha. Wald, liegt ca. 300 m über dem Meeresspiegel. Über dem Tal der Elb (im Volksmunde heute noch Elben) erhebt sich der Elberberg um etwa 50 m. Er wird jedoch durch die umliegenden Waldberge überhöht. Die Wirtschaftsgebäude des Gutes stammen wohl meist aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Das jetzige Schloß ist 1833 - 1860 erbaut.

Anschließend an dieses steht noch ein Gebäude der alten Elbenschen Burg mit Turm, an ihm ein Stein mit altem Elbenschen Wappen und der Jahreszahl 1413. Das Gebäude ist vollkommen erhalten, in oberen Stockwerk befindet sich das Familienarchiv.

Sonstige Reste der alten Burg sind nur noch in einem kleinen Stück der Mauer und einem Gebäude noch - der alten Schmiede - erhalten. Nach Überlieferung ist der letzte Turm zu Ende des 18. Jahrhunderts abgetragen.

Das am alten Hause befindliche Elbensche Wappen ist ein Schild mit einer Hirschstange mit drei Lilien.

Bis zum Jahre 1640 waren die v. Buttler nur Mitbesitzer des Rittergutes, nach welcher Zeit das Haus v. Buttler durch Erbschaft und Kauf Alleinbesitzerin wurde.

Im Archiv der Burg befinden sich Nachrichten über das Geschlecht derer v. Elben aus den Jahren 1080-1566, eine größere Anzahl Urkunden, Kaufbriefe usw. den Elbensen Besitz betreffend, welche vielfache Nachrichten über die einzelnen Herren v. Elben enthalten. (Darunter die Originalurkunde der Beilegung der Bundesherrnenfehde durch den Landgrafen, wie auch eine Anzahl älterer Stammbäume.“

Leider ist das Archiv durch den Tod des Vorgenannten und die verschiedenen Erbrechte heute nicht mehr zugänglich.

Von der Kirche im Dorfe Elben hören wir durch Herrn Pfarrer Hassenpflug, dass diese als Kapelle in Urkunden der Jahre 1200, 1328, 1425 und noch 1495 erwähnt wird. Ein Auszug aus der Kirchenchronik der Pfarre zu Elben berichtet:

Die Gründung der Kirche zu Elben, welche in das 12. Jahrhundert fällt, ist ein Werk der edlen Familie von Elben auf Elberberg, welche einer alten Tradition des Klosters Breitenau zufolge aus Schwaben kam und im Jahre 1113 vom Grafen Grüningen mit einem Stück Landes; der jetzigen sogenannten Mark Elben, belehnt wurde.

In verschiedenen Urkunden der Jahre 1200-1495 wird der Kirche Erwähnung getan, in denen sie freilich eine Kapelle genannt wird, welche die Ritter v. Elben aus unbekannter Ursache dem hl. Martin geweiht hatten.

Die Kapelle des Schlosses zu Elberberg sowohl, als die zu Dorf Elben, wurden noch im Jahre 1480 vom Priester des Altars, bzw. Altaristen zu Niedenstein vicarirt. Das Patronatsrecht übten die v. Elben.

Tylo v. Elben wollte schon 1425 einen eigenen Pastor über beide Kapellen setzen und denselben von den nach Niedenstein legirten Fruchtgefällen salariren, das Kapitel zu Fritzlar aber und der Bischof zu Mainz setzten sich dagegen und so unterblieb es.

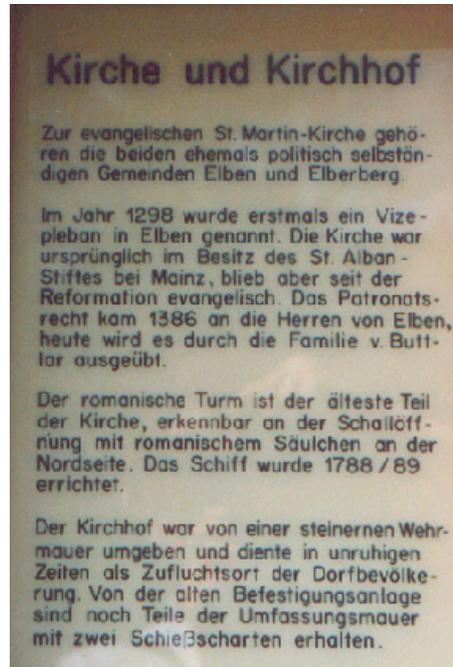
Nach Tylos Tode wurde Curt v. Elben Patron. Er bestellte Melchior Steinwart zum Pastor von Elben und bekam Steinwart die Gefälle zu Elben, welche sonst zu Niedenstein geliefert wurden. Landgraf Philipp genehmigte solches.

Das Patronatsrecht, das die v. Elben viele Jahrhunderte hindurch und ungestört ausgeübt hatten, ging nach dem 15. Juni 1535, nach dem Aussterben des Elbischen Mannesstammes auf Elberberg, auf ihre leiblichen Erben über, als die v. Buttlar, v. Griffte, V. Netra, V. Boyneburg genannt v. Hohnstein. Von den Patronats Herrschaften wird folgendes gesagt:

Die Edelherren v. Elben, erste Inhaber der Markherrschaft Elben; der letzte v. Elben starb zu Elberberg am 17. August 1535. Er ruht in hiesiger Kirche. An seine Stelle sind seine Schwesterkinder getreten.

Die Kirche wurde 1788 abgebrochen und eine neue erbaut, die ganz auf den alten Grundmauern erstand, so dass die darin befindlichen Erbbegräbnisse der Herren v. Elben und v. Griffte nicht eröffnet worden sind.

Die in dem im 15. Jahrhundert aufgeführten adeligen Begräbnis vorhanden gewesenen Grabsteine sind beim Abbruch der alten Kirche erhalten und in die Mauern im Innern der neuen Kirche eingelassen. Es sind dieses die folgenden:





1. Das Standbild eines Fräuleins v. Boyneburg, +1587.
mit vier Wappen: Boyneburg (Vater), Hund v. Wenkheim (Mutter), v. Elben
(Großmutter väterlicherseits), v. Herde (do. mütterlicherseits).
2. Der Grabstein mit den Wappen v. Elben und v. Hazfeld,
des: Curt v. Elben.
3. Das Standbild des Ritters Hans v. Griffte, +1580
mit vier Wappen, darunter das Elbensche.
4. Das Standbild der Frau v. Griffte, mit vier Wappen.
5. Das Standbild der Anna v. Boyneburg, +1589 mit acht Wappen, darunter das v. Elben.

Es lagen außerdem noch viele Grabsteine mit Wappen v. Elben, v. Hardenberg, v. Plesse, v. Hund usw. und Inschriften um den Altar herum, die aber vom Pfarrer Wikemann (1820-1840) eigenhändig in seiner göttlichen Einfalt „glatt gemacht“ worden sind.

Die Pfarrer von Elben sind nach den Dokumenten des Schlosses Elberberg und den Akten und Notizen die folgenden gewesen: Oswald Plider, Kaplan der Kapelle St. Martin zu Elben, ernannt von Ritter Heimrot v. Elben 1495; Friedrich Steinwart, letzter Katholik und zugleich erster evangelisch-reformierter Pfarrer, bestätigt durch Curt v. Elben 1527.

In jener Zeit hatte gerade, kurz vor dem Erlöschen des Elbischen Mannesstammes auf Elberberg, am 21. und 22. Okt. 1546 in dem hessischen Städtchen Homberg unter dem Landgrafen Philipp dem Großmütigen jene denkwürdige, in der Geschichte unter dem Namen „Homberger Synode“ bekannte Tagung stattgefunden, welche den Übergang zum evangelischen Glauben beschloß.

Wir sehen, dass der letzte männliche Elben, Curt v. Elben, den Pfarrer Friedrich Steinwart nach dieser Synode 1527 als nunmehr evangelischen Pfarrer zu Elben bestätigte.

Doch sind wir in der Beschreibung von Burg und Kirche zu Elberberg und der zur Zeit dort noch feststellbaren Altertümer, in der Chronik und der sich abspielenden geschichtlichen Ereignisse weit vorgeeilt.

û û û

Wir sahen Werner IV. in Breitenau im Jahre 1121 sterben und hören aus der Geschichte, dass nach seinem Tode sich das von ihm gegründete Kloster Breitenau unmittelbar der Herrschaft des Erzbistums Mainz unterstellte.

Wir hören, dass Giso IV. vom Erzbistum Mainz mit der Grafschaft Maden und Gudensberg belehnt wird, dass auch nach dessen im Jahre 1122 erfolgtem Tode Hedwig v. Gudensberg die Allodien und Lehensgüter ihrem Gemahl, dem Landgrafen Ludwig I. von Thüringen zubringt.

Die Lehnspflicht derer v. Elben wird auf die Gisonen und die Thüringer Landgrafen übergegangen sein. Sie galten jedoch, nach dem Verzeichnis des Schenk zu Schweinsberg (Zeitschrift f. hess. Gesch. NF.II/68) „als eine freie hessische Ritterfamilie analog den Grafen v. Ziegenhain, Grafen v. Gudensberg, den Borken u.a.m. Erneut erblicken die Verfasser auch

hierin wiederum eine Bestätigung, dass die v. Elben keine einfachen Lehnsleute der Wernhers gewesen sein können. (Siehe Anmerk. auch über deren Reichtum.)

Erst im Jahre 1324 machen sie ihr Allodium Kirchtusen (wahrscheinlich: Kirhdissen) zum hessischen Lehen.



Altes hessisches Wappen
derer v. Elben

Aus: Siebmacher, der Ausgabe v. Helmers. Nürnberg 1703.

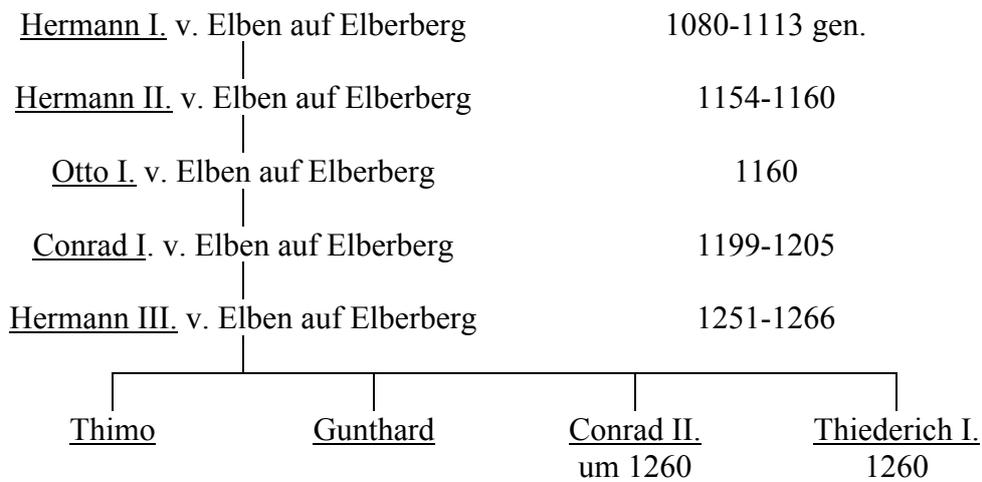
I. Band, Seite 143

Unter: Hessische Ritter und Adelige Herren.

û û û

Dieser Übergang der Herrschaft der Grafschaft Maden von den Wernhers zu den Gisonen liegt nicht nur in deren Erbberechtigung, wie aus dem Stammbaum ersichtlich, sondern auch in deren machtvoller Position als Grafen in Hessen, waren doch die Stammväter beider Häuser leibliche Brüder.

In Verfolg des Geschlechtes v. Elben wird es uns möglich aus geschichtlichen Quellen und auf Elberberg vorgefundenen Notizen als Stammbaum für die ersten Generationen zu verzeichnen:



Über die ersten drei des Geschlechtes ist außer der bereits erwähnten Belehnung Hermanns I. mit der Mark Elben, der Erbauung der Burg Elberberg und der damit verbundenen Geschlechtsentstehung nichts weiteres zu verzeichnen. Die weiter folgenden Urkunden beziehen sich schon auf Conrad I.

1200, als Johannes, Probst zu Fritzlar und Lübeck dem von dem edlen Manne Egilolf gestifteten Kloster Berich den Zehnten zu Ervenrode anno 1200 indict. 3 a. übergibt, war Conrad v. Elben einer der sieben Zeugen.
(Varnhagens Urkundenbuch, pag. 35)

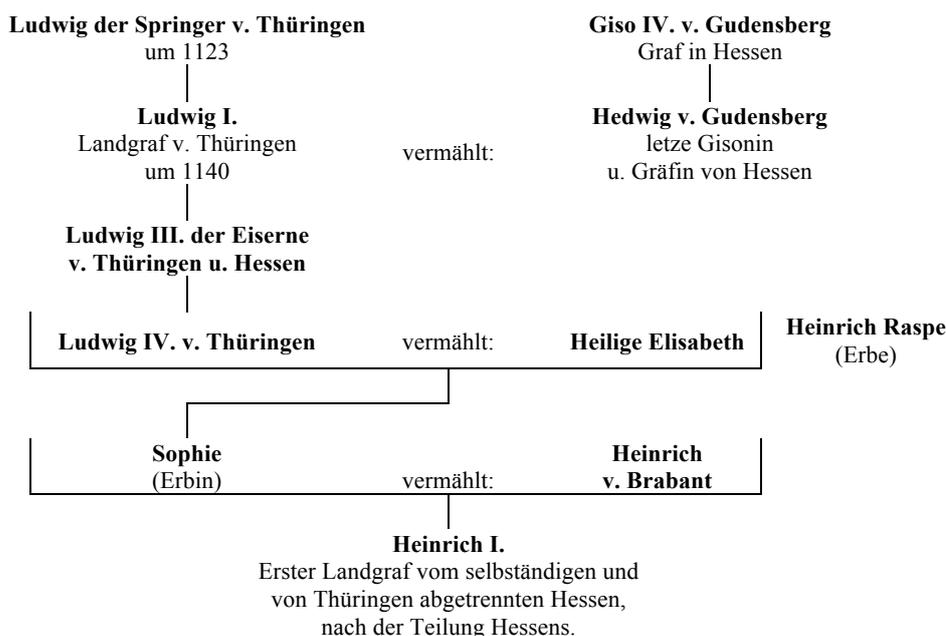
Das vom edlen Manne Egilolf angefangene Kloster Berich wird vom König Philipp dem Schwaben den 28. Sept. 1205 bestätigt. Conrad v. Elben ist einer von 12 Zeugen.
(Varnhagens Urkundenbuch, pag. 35)

Über Hermann III. und seine vier Söhne erfahren wir aus nachfolgender Urkunde:
 „1266 bestätigt Giso von Gudensburg als Landrichter in Hessen einen zwischen Conrad von Wehren und dem Kloster Hasungen geschlossenen Kauf. Die Zeugen: Hermann, Herr v. Elben, dessen Söhne Thimo, Gunthard, Conrad und Thiederich v. Elben, Walter Wiseguckel, Conrad v. Hasungen u.a.m.“

Unzweifelhaft bestand auch für jene v. Elben zu den neuen Machthabern in Hessen, den Thüringer Landgrafen, ein Lehensverhältnis und scheinen sich erstere bemüht zu haben, zu den auf Gudensburg residierenden Regenten von Hessen in keinen ihren Besitz gefährdenden Gegensatz zu treten.

Andererseits kann aber ebensowenig von einer absoluten Untertänigkeit oder gar Hörigkeit die Rede sein. Die Ritter auf den Burgen des Landes fühlten sich dazumal als freie Ritter, welche ihre Streitigkeiten untereinander nach eigenem ritterlichem Rechte mit oder ohne Zustimmung, wie es gerade ihnen paßte, des Landesherrn auszumachen pflegten. Stets waren die Glieder einer solch ritterlichen Familie Ritter und Schloßbesitzer oder sie widmeten sich, was insbesondere jüngere Söhne betraf, dem geistlichen Stande, welcher gleichfalls als ritterlich galt. Manchmal geschah es auch, dass Ältere, Pflegebedürftige oder um ihr Seelenheil Besorgte, sich vom unwirtlichen abgeschlossenen Burgberg in das Tal, in die Klöster zurückzogen, dann auch vielfach noch dort klösterliche Ämter übernahmen. Das Führen klösterlicher Titel war daher keineswegs mit Familienlosigkeit oder Kinderlosigkeit und Geschlechterende zu verknüpfen.

Die Landgrafen von Thüringen und in Hessen waren:



Als mit Ludwig IV. von Thüringen, dem Gemahl der Heiligen Elisabeth, die männliche Nachfolge auf dessen Bruder, Heinrich Raspe übergeht, als in letzterem im Jahre 1247 das Geschlecht der Thüringer in männlicher Linie ausstirbt, wird das Land Thüringen-Hessen in fast zwei gleiche Teile geteilt. Den westlich der Werra gelegenen Teil erhält Sophie, die Tochter der Heiligen Elisabeth für sich und ihren noch unmündigen Sohn aus ihrer Ehe mit Heinrich v. Brabant, der späterhin als Heinrich I. erster Landgraf vom wieder selbständigen Hessen wird, während das Land östlich der Werra an den weiteren Erben der Thüringer, den Markgrafen von Meissen, gerät.

Wir sehen während dieser Teilung den mächtigen Ritter Conrad v. Elben (der II.) auf Seiten der Sophie und ihres Sohnes wirken und vernehmen von ihm, dass er sich für „seine Herrin, die Landgräfin“ hierbei einsetzt.

Markgraf Heinrich v. Meissen hatte als Neffe des Heinrich Raspe zweifelsohne als männlicher Erbe nach damaligem Rechte Anspruch an die Erbschaft der Herrschaft der erloschenen Thüringer, auch war ihm durch den Kaiser Friedrich II. die Anwartschaft auf die Landgrafschaft Thüringen mit Zubehör im Jahre 1242 zugestanden worden. Das veranlaßte Sophie von Brabant, die sich hierdurch benachteiligt sah, für ihren Erben sich wenigstens des demselben bestimmten Stammlandes Hessen zu bemächtigen, es zu beruhigen und für ihren Sohn zu gewinnen. Zunächst ging auch alles erfolgreich vonstatten.

Sophie erschien im Jahre 1243 in ihrem Erbe Hessen, das seit dem Untergang des Herzogtums Franken und der alten Gaue durch den Wechsel der Geschlechter keinen rechten Herrn mehr gehabt hatte und allenthalben mit Raubschlössern besetzt war.

Viele Schlösser wurden von ihr zerstört und niedergelegt, darunter auch das alte gisonische Schloß, Hohenlinden (Hollende), an dem Waldrücken zwischen Biedenkamp und Wetter gelegen. Auf der Wartburg einigte sie sich mit dem Markgrafen Heinrich v. Meissen, indem sie letzterem die Vormundschaft über ihren Sohn mit der Wartburg und ganz Hessen zu getreuen Händen übergab.

Heinrich v. Meissen ernannte infolgedessen den Propst von Fritzlar, ferner Conrad v. Elben und Werner v. Bishopshausen zu General-Commissarien von Hessen. Sophie ging nach

Brabant zurück und das Kind von Hessen wurde dem Kloster Hasungen zur Erziehung anvertraut.

Über diesen Conrad (II.) v. Elben stehen eine ganze Auswahl Urkunden zur Verfügung, so dass es uns möglich wird, ihn und seine Zeit kennenzulernen.

In dem von uns rekonstruierten Stammbaume jener v. Elben, welcher sich mit Notizen aus dem Archiv zu Elberberg ziemlich deckt und nur durch geschichtliche Urkunden Erweiterung findet, haben wir ihn als Conrad II. v. Elben zu bezeichnen.

Aus Wencks Hessischer Landesgeschichte 1803, Band II, entnehmen wir:

1233 Der Landgraf von Thüringen vergleicht sich mit dem Grafen Gottfried und Berthold v. Ziegenhain über mehrere Landesangelegenheiten. Unter den Zeugen: Conradus de Elvene. 12. Nov. 1233 pag. 111.

1237 Burkhard, Propst zu Fritzlar, beurkundet, dass Graf Ludwig von Schauenburg und Albert v. Waldenstein dem Kloster Merxhausen den halben Zehnten zu Wagenhausen geschenkt haben. Unter den Zeugen: Cunradus et Tiderigus, fratres de Elbene. 27. März 1337 pag. 111.

Erstmalig erfahren wir hier, dass Conrad einen Bruder Theodosicus = Dietrich hatte. Dasselbe wird weiterhin bestätigt:

1238 Die Herren von Ittor entsagen gegen das Kloster Breidenau ihren Ansprüchen auf Güter in Geismar. Unter den Zeugen: Theodoricus de Elbene. 1238 pag. 154.

1239 Johann und Werner von Helferberg geben, in Gemeinschaft mit ihrem Ohm Eberhard und dessen Bruder Arnold, Wolf von Gudenburg, Conrad v. Elben und Gumbert v. Hohenfels Güter zu Bodenhausen der Kirche zu Schützeberg bei Wolfhagen. 1239.

1241 Graf Gottfried v. Reichenbach sagt dem Kloster Haina vorläufig seine Einwilligung zu jeder Art Gütererwerb zu, der seiner Bestätigung bedürfte. Unter den Zeugen: Theodoricus de Elbene. 1241 pag. 157.

1243 Widekindus de novo castro bekundet, dass er, Hausfrau Osana und ihr Sohn Wolckwin allen seinen an das Kloster Haina gemachten Ansprüchen wegen mehrerer Güter und Zehenden entsagen. Einige Zeugen, darunter: Conradus miles (heißt = Ritter) de Elbene stellen darüber unter nämlichem Datum einen Revers aus. 20. März 1243 pag. 159.

1251 Conrad v. Elben, Stellvertreter des Landgrafen, Fürsten zu Hessen, in der Vogtei Hasungen, beurkundet, dass Hermann v. Blumenstein dem Kloster Hasungen drei Hufen Landes in Lutwarsen verkauft habe. C. de Elbene. Hermanus, filius C. de Elbene. 1251 pag. 125.

Aus letzter Urkunde entnehmen wir, dass Conrad II. v. Elben auch einen Sohn Hermann hatte.

û û û

Auch beim Tode Heinrich Raspes regte sich erneut das Erzbistum Mainz. Wie beim Erlöschen des Hauses Wernher sich das Kloster Breitenau sofort unter die Herrschaft des Erzbistums stellte, so war auch dieses Mal, bei Erlöschen des Mannesstammes der Thüringer Landgrafen, die Kirche sofort zu erben bereit.

Am 27. Februar 1247, also 11 Tage nach dem Ableben des letzten Lehnsinhabers, begegnen wir Siegfried von Mainz in Fritzlar, offenbar in der Absicht über die erledigten Besitzungen in Hessen, ehe sie von anderer Seite in Anspruch genommen werden, im Interesse der Kirche die erforderlichen Dispositionen zu treffen.

Im Gefolge Siegfrieds von Mainz waren erschienen: der Erwählte von Hildesheim, Graf Adolf von Waldeck, der Vitztum Hendrich von Rüstberg und der Dekan von Amöneburg. Aus der Grafschaft selbst, also als Parteigänger Sophiens von Brabant, fanden sich in Fritzlar ein: die Grafen von Schaumburg und Wallenstein, Conrad v. Elben u.a.

Als der erste, und wie es scheint lange Zeit einzige, welcher aus der Grafschaft Hessen energisch Partei für die Erben der Thüringer, Sophie und ihren jungen Sohn, nahm, wird uns Conrad v. Elben genannt.

Im April sehen wir daher auch ihn zu Fritzlar unter den Schiedsrichtern, welche die Höhe der Geldsumme festzusetzen hatten, um welche Mainz das Gericht Kirchdetmold von den Wolfershausen kaufen konnte.

Weiter hören wir zunächst, dass Heinrich v. Meissen am 4. Sept. 1252 von der Wartburg aus die Schenkung der Pfarrkirche zu Felsberg an den deutschen Orden, welche Herzog Heinrich von Brabant getan und nachher Sophie erneuert hatte, auch seinerseits bestätigen; sehen ferner, dass die Advokatur über Hasungen (Kloster Burghasungen als Mittelpunkt, ein mainzisches Lehen), dem jungen Heinrich, Sophiens Sohn, gewonnen ist, und dass Conrad v. Elben solche als „Vogt von Hasungen“ seit 1252 im Namen des Landgrafen und Fürsten von

Hessen versieht.

- 1253 1253 erscheinen, habentes a domino Marchione Misnensi (nicht alsoa Landgravio Thuringiae) procuracionem Hassiae in commisso, Conrad v. Elben, derselbe, welcher 1253 an des jungen Landgrafen Heinrichs Stelle die Schirmvogtei von Hasungen versieht, Werner von Bischofshausen (an der Werra) und an ihrer Spitze der Propst Eckhard von Fritzlar, der als Achidiaconus des St. Petersstiftes, des fränkischen Hessengaus oder Niederhessens Superintendens war. Etwas später erscheint neben Conrad v. Elben Heinrich v. Glizberg (Gleyberg bei Gießen) als General-Commissair. (Vergleich: Kuchenbäcker: Erbhofämter, S. 48 und Kopp, hessische Geschichte, Gerichtsverfassung T.I. Nr. 5 der Beilage, auch Rommel, Hessische Geschichte, 4. Buch, Abschn. I, Anm. 39).
- 1253 kommt der junge Landgraf Heinrich als Schirmvogt von Hasungen vor, denn von Conrad v. Elben heißt es in einer Urkunde (Wenck, Bd. III, No. 138, S. 125) „in advocatia praefate ecclesie vices gerens ex parte Landgravi principis Hassiae“.
- 1253 schlichten Propst Eckhardt von Fritzlar zusammen mit v. Elben und v. Bischofshausen einen Streit zwischen dem Kloster Haina und Dietrich v. Linsingen.
- 1255 Am 6. Januar bezeugen Conrad v. Elben und Vogt Heinrich v. Glizberg eine Gütercession des Propstes vom Kloster Weissenstein.
- 1255 Am 13. Oktober ernennt Papst Alexander IV. den Propst und Decan der Paderborner Kirche zu Schiedsrichtern in dem Streite der Fritzlarer Kirche mit Conrad v. Elben.
- 1256 werden zu Gudensburg, resp. Homberg „coram iudicibus terre Hassiae ordinatis Conrado de Elbene et Henrico de Glizberg“ dem Kloster Kappel einige Dienstleute zugesprochen.
- 1257 wird Conrad v. Elben neben dem meissnischen Vertreter Heinrich v. Glizberg und dem Wächter des Friedens zwischen diesen Parteien und der Mainzer Kirche, Friedrich dem Älteren von Treffurt in Kassel, als Zeugen einer Schenkung des Grafen Albrecht v. Wallenstein an das Kloster Nordhausen genannt.

u.a.m.

Bis hierher war das Verhältnis Sophiens zum Markgrafen von Meissen, wiewohl schon gespannt, so doch noch keinesfalls abgebrochen. Aber die Maßnahmen Heinrichs von Meissen als Vormund zielten auf den Erwerb ganz Hessens und auf eine vollkommene Beseitigung der Brabantiner. Da eilte Sophie, eine der tatkräftigsten Frauen der Geschichte, aus Brabant nach Hessen zurück.

Schon im Jahre 1254 hatte sie, böse ahnend, die meissnische Vormundschaft aufgehoben. Der Markgraf von Meissen aber hielt die Wartburg, zuerst auch die Gudensburg zurück, letztere räumte er allerdings in Bälde.

Sophie hatte inzwischen in ihrem Schwiegersohn, dem Herzog Albrecht von Braunschweig-Lüneburg, einen Rückhalt gewonnen.

In Thüringen saß zu jener Zeit als meissnischer Statthalter ein Sohn des Markgrafen, Albrecht der Entartete.

Im Jahre 1257 kommt es zwischen diesem und Sophie zum Kampf. Mittelpunkt des Kampfes wird die Wartburg und der Thüringer Wald, welche in meissnischer Hand waren. Eisenach tritt auf die Seite Sophiens.

Geschwächt durch den unerwarteten Abzug ihres Bundesgenossen Albrecht von Braunschweig nach Dänemark, müssen die Hessen zurück. Unmenschlich war die Zeit, noch unmenschlicher Albrecht des Entarteten Kriegsführung. Heinrich v. Velspach, gleichfalls einer der Getreuen Sophiens, fällt in des Entarteten Hände. Dreimal läßt dieser ihn durch eine Blide (Wurfmaschine) von der Wartburg hinunterschießen. Erst beim dritten Male gibt Velspach seinen Geist auf. Schwer sind die Zeiten für Sophie und ihren Sohn und deren Parteigänger. Doch gelingt es nun Sophie sich wenigstens mit Mainz zu einigen. Im Jahre 1263 zieht nochmals siegreich ihr Bundesgenosse, Albrecht von Braunschweig, bis vor Mersburg und Naumburg, da wird er aber durch Unvorsichtigkeit von den Feinden gefangen. Er löst sich nach einjähriger Gefangenschaft durch Geld.

Jetzt kommt es zu einem allgemeinen Frieden, bei welchem Heinrich von Hessen aus dem Hause Brabant-Thüringen seinen Titel eines Landgrafen von Thüringen endgültig ablegen muß. Hessen jedoch verbleibt ihm als nunmehr abgetrennte und selbständige Landgrafschaft. So sehen wir ihn als Heinrich I. erster Landgraf von Hessen werden.

Nicht nur Conrad v. Elben, sondern sicherlich auch seine Brüder wie auch deren Söhne stehen auf Seiten Sophiens. Für den erstgenannten bestätigt uns dieses eine Urkunde aus dem Jahre 1263,

„in welcher Conrad v. Elben bei einer Schenkung der Landgräfin an die Nonnen des Klosters Mirina (Heida) als Zeuge fungiert und hierbei von seiner Herrin der Landgräfin spricht“.

Es ist dieses gleichzeitig das Jahr des Friedensschlusses des hessisch-thüringisch-meissnischen Krieges.

Conrad selbst, wie auch seine Brüder mögen bereits hochbetagt gewesen sein, deren Söhne aber, soweit sie ritterlichen und nicht geistlichen Standes gewesen sind, haben sicherlich an den Kämpfen um die Wartburg tätigen Anteil genommen.

Über die erwähnten Glieder der Familie erfahren wir unter anderem aus einem Verträge zwischen Conrad v. Elben und dem Kloster Fritzlar, in welchem es am Ende heißt:

„Hujus antem compositiones fidejussores sunt: Albertus, comes de Waldenstein, Heinricus camerarius de Mulhuisin, Theodoricus frater meus dictus de Elbene, Sifridus de Haldorf ... milites sicut ... Conradus de Elbene junior, Eberhardus scultetus in Gudensberg ...“

Als Sophie im Mai 1262 bzw. 1263 mit dem Erzbischof Werner von Mainz im Lager bei Langsdorf (ohnweit Lych) ein Friedensabkommen schließt, mußte sie als Bürgen hierfür 30 vornehme und ehrbare Grafen und Ritter stellen. An erster Stelle finden wir Conrad v. Elben genannt (Rommel, Hess. Gesch. IV. Buch Abschn. Anmerk. 55).

Konrad v. Elben, der bedeutendste und vielgenannteste der Hessischen v. Elben, muß etwa um das Jahr 1200 geboren sein. Er ist die sechste Generation gerechnet vom Erbauer der Burg Elben auf Elberberg. Seinen Tod haben wir auf das 1267 oder 1268 zu verlegen.

Seine einzig uns bekannt gewordene Tochter Alheidis (Adelheid) gibt uns gelegentlich der Bestätigung der Schenkung eines Hörigen das Sterbejahr kund. Alheidis war vermählt mit dem Grafen Adalbert VI. v. Wallenstein, verwitwete im Jahre 1284 und wird später als Nonne im Kloster Weissenstein erwähnt.

Dem Archiv zu Elberberg entnehmen wir eine weitere handschriftliche Nachricht über Conrad v. Elben, welche ihn uns, ungeachtet seiner Beziehung zur Landesherrin, als eine gewalttätige und rücksichtslose Natur schildert, die nicht immer allein die Interessen der Landesherrin vertrat.

In der Handschrift heißt es:

„Conrad v. Elben, 1250-1255, war sehr mächtig, zugleich grausam gegen die armen Untertanen des Stiftes zu Fritzlar. Er raubte, mordete, verheerte nach seinem Willkür. Darum war das Stift in Gefahr. Da erließ Papst Alexander am 3. Oktober 1255 eine deshalbige Bulle an das Domkapitel zu Paderborn, in welcher er eine friedliche Ausgleichung beider Parteien, nämlich des Stiftes in Fritzlar einerseits, und Conrads v. Elben, Walters v. Mandern, Bertolds und Hermanns Meisenbug andererseits, ihm zur Pflicht machte.

Ritter Conrad v. Elben hatte nämlich der Herzogin Sophie v. Brabant schon lange Zeit das Stift beraubt, die demselben zugehörigen Zehnten hinweggenommen, und es in förmlichen Belagerungszustand versetzt. Eine deshalb gegen ihn bei dem Obergericht zu Mainz eingeleitete Klage, die von diesem dann an ihn ergangenen Abmahnungen und erlassenen Strafmandate hatte er für nichts geachtet, selbst der über ihn von jenem Gerichte und den Fritzlarer Beamten wegen notorischen Verbrechens ausgesprochenen Kirchenbann und die Schärfung desselben durch das Interdikt waren nicht im Stande gewesen, seinen harten Sinn zu erweichen.

In dieser äußersten Bedrängnis des Stiftes sann der Erzbischof selbst in's Mittel, brachte es dahin, dass beide Parteien ihre Sache seinem Ausspruch unbedingt unterwarfen. Werner (der Erzbischof) sah wohl ein, dass der vielfache Sünder Conrad v. Elben so reich er auch war, unmöglich, und wenn er auch seine ganze Habe hingegeben hätte, dem Stift einen vollständigen Schadensersatz zu leisten im Stande war. Er belegte ihn daher mit einer Ehren- und Geldstrafe. Conrad sollte ernstlich einen Eid schwören, in Zukunft das Stift ohne alle Gefährte zu schützen und zu schirmen, auch seine Verwandten und Blutsfreunde (die also ebenfalls an dieser Sache teilgenommen hatten) zur Leistung desselben Eides anhalten.

Dann aber sollte er mit wenigstens 60 Mannen oder sonstigen Adelichen persönlich seiner Greuel halber in Fritzlar einreiten, dem Kapitel Abbitte tun, und das auf dem Chore der dortigen Kirche seiner, Conrads, Nähe wegen gesenkte Kreuz, wie herkömmlich, mit eigenen Händen aufrichten.

Die Leute oder Hörigen der Kirche zu Fritzlar sollte er wieder freilassen und den Bauern die Einfuhr der Früchte nicht rauben.

Er mußte auch 44 M. Geld an den Pfarreien entrichten, z.B. zu Hemmern, zu Wehren, zu Vorschütz und 200 M. Silber den Bürgern geben, denen er geraubt hatte. Übrigens mußte er auch seine Sünden bekennen.“

Nachdem sich Conrad v. Elben bereit erklärt hatte, in jene Forderung zu willigen, wurde er durch den Abt zu Kappel vom Banne freigesprochen. Dies geschah am 19. Nov. 1259. So der Bericht aus dem Archiv Elberberg.

Uns wollte scheinen, als wäre dieses ein anderer Conrad, als wir ihn kennen lernten, das ist aber nicht der Fall. Wir dürfen nicht vergessen, dass es sich in diesem Falle weniger gegen die Interessen Sophiens handelte, als vielmehr um kriegerische Maßnahmen Conrads, welcher hierdurch Mainz, das sich im Kriege gegen Sophie befand, zu schädigen suchte. Dass er dabei seinen eigenen Vorteil wahrte, war dazumal eine allgemein übliche, raubritterliche Angelegenheit.

Es handelt sich um denselben Conrad, denn wir sehen solches sowohl aus der Jahreszahl, als auch aus den beteiligten Personen; die Meisenburgs waren Conrads Schwäger, Conrad mit einer Meisenburg verheiratet.

Conrad II. v. Elben war wohl der bedeutendste Vertreter des hessischen Geschlechtes. Vogt von Hasungen, lange Jahre Mitstatthalter in Hessen, Verteidiger der Brabantiner-Hessen, verdankt das Haus der Landgrafen in Hessen viel seiner Tatkraft und seiner Macht.

Natürlich erscheint es, dass ein Mann von seiner Bedeutung selbst über eine Menge Güter und Lehen verfügte.

Außer dem Elberberge mit der Burg und dem hörigen Dorf Elben, welchen Besitz er wahrscheinlich mit seinem Bruder Theodoricus gemeinsam hatte, dürften ihm manch andere Liegenschaften gehört haben.

Urkundlich erfahren wir darüber, dass ihm Landsiedelgüter am Felsberg und die Ortschaft Obervorschütz zu eigen waren. Die Kirche aber, welche immer zur Stelle war, wo es zu erben galt, behauptete, dass Ritter Conrad v. Elben auf seinem Totenbette, „in agone“, Güter dem Merxhäuser Klosterpropste Bertram für das besagte Kloster geschenkt hätte.

û û û

In Niederhessen hatte noch zu Zeiten des Landgrafen Hermann v. Thüringen im Jahre 1213 eine Bruderschaft von Geistlichen und Laien beiderlei Geschlechtes, welche nach den Regeln des hl. Augustinus lebten, an der Ems, einem Nebenflusse der Eder, das Kloster Merxhausen begründet gehabt.

Dieses Kloster machte nun nach dem Tode Conrads v. Elben angebliche Rechte auf Obervorschütz geltend. Anderer Meinung darüber scheint Adalbert VI., oder der jüngere der 1269 dominus albertus comes de Waldenstein, gewesen zu sein, der als Ehegemahl der einzigen Tochter Conrads, Alheidis, als dessen Schwiegersohn und Teilerbe diesethalben mit dem Kloster Merxhausen „in Irrungen geriet“.

Graf Adalbert v. Waldenstein, auch Wallenstein genannt, bemächtigte sich sicherheitshalber dieser Güter und gab sie auch nicht heraus, zumal nach seiner Meinung solche ungiltig vergabt waren (in agone).

Der Streit wurde vor das geistliche Gericht der Stiftspropstei Fritzlar gebracht, welche verschiedene Zeugen über den Hergang der Schenkung vernahm. Das angehängte Siegel fehlt. Da das Merxhäuser Copionale diese Urkunde unter die den Gütererwerb nachweisenden Urkunden nicht aufgenommen hat, so scheint der Prozeß zu Ungunsten des Klosters verlaufen zu sein.

Landrat Weber, welcher betreffs Obervorschütz Ermittlungen angestellt hat, bemerkt (Zeitschrift für hess. Gesch.), dass allerdings, wie aus einer bei Kuchenbäcker befindlichen Urkunde vom Jahre 1327 hervorginge, das Kloster doch einen vordem, „ab illis de Elbene pro salute animarum“ Mansus (4 Häuser) in Obervorschütz besaß, welchen es im Jahre 1327 an die Gebrüder Dietrich und Heimrad v. Elben verkaufte und die Foundation auf einen Altendorfer Mansus übertrug. Möglich, so bemerkt Landrat Weber, dass jener von Conrad v. Elben herrührte.

Über Adalbert VI., Grafen v. Wallenstein (1237-1284) hören wir, dass er mit seiner Gattin, mit der er „keine Kinder erzeugt hatte“, die Hälfte der Zehnten zu Nordhausen und zu Welesborn dem Kloster Nordhausen geschenkt hatte. Seine Gattin Adelheid wäre die Tochter des „mächtigen Ritter, Conrad v. Elben“ gewesen.

Ein Jahr nach dem Tode Adalberts finden wir seine Witwe Adelheid als Nonne des Klosters Weissenstein.

Nach den Forschungen Nohes gibt dieser dem genannten Adalbert und seiner Gattin Adelheid zwar keinen Sohn, jedoch zwei Töchter: Sophie v. Wallenstein, Nonne im Kloster Nordhausen, und einer zweiten Tochter (Name unbekannt), welche nach Nohe die Gemahlin Conrads v. Elben gewesen sein soll. In diesem Falle muß es sich hiermit um Conrad III., den Sohn Conrads II. v. Elben, handeln, die uns an anderer Stelle als Adelheid angeführt wird.

Zur Erweiterung des Elbenschen Stammbaumes stehen uns jetzt zur Verfügung:

Urkunde des Jahres 1265:

„Cunradus et Theodoricus filli seniores Theodorigi de Elbene ... item in Gudensberg Theodoricus de Elbene, Gerlachus de Griffede, item Cunradus et Theodoricus juniores de Elbene ...“

Urkunde des Jahres 1270:

„Theodoricus et Conradus, fratres dicti de Elbene ...“

Woraus wir zwei Söhne mit Namen Conrad und Theodoricus für den Theodoricus senior, den Bruder Conrads II., zu entnehmen hätten. Ersterer dürfte dann wohl mit einem uns als Diaconus zu Fritzlar erwähnten Conrad v. Elben 1268 identisch sein.

Heinrich I., das Kind von Hessen, ein tatkräftiger Regent, welche Eigenschaft er von seiner Mutter Sophie geerbt hatte, dessen Regierung vom Jahre 1244-1308 datiert, war unter schweren Kämpfen mit seinen Nachbarn der erste Landgraf von Hessen geworden.

Schwere Kämpfe aber erwarteten ihn auch im Lande selbst, da nicht alle Hessischen Ritter ihm gehuldigt hatten. Viele freie Ritter waren keinesfalls geneigt, seine Oberhoheit anzuerkennen. Schon Sophie hatte mehrere widerspenstige Burgen bezwungen. Noch bedeckten dichte Waldungen und unbezwingliche Felsen allenthalben die Wohnungen raubsüchtiger, freiheitsliebender Ritter, die oft in mehreren Sippen gemeinsam sich zusammentaten (Ganerben-Burgen).

Nahe dem Zierenberge, zwischen dem Bärenberge und Schreckenberge, liegt G u d e n b u r g (nicht zu verwechseln mit Gudensberg), unter deren Ruinen noch jetzt die Spuren einer alten Landwehr bis nach Grebenstein und Schartenberg reichen. Die Mauern dieser Burg sind verschwunden; sie lag an der Stelle der Vereinigung der Warme mit der Diemel.

Es handelt sich um zwei Burgen, welche von zwei Geschlechtern: den Wolfen von Gudenburg und den Groppen von Gudenburg, bewohnt wurden. Sie waren mainzisches Lehen und bestanden bis in die letzten Jahrzehnte des XIII. Jahrhunderts, wo sie Landgraf Heinrich I. von Hessen erstieg und zerstörte.

Wir erwähnen in unserer Chronik diese Burg, um einer Verwechslung mit G u d e n s b e r g vorzubeugen.

Auch viele andere Burgen wurden damals vom Landgrafen bestürmt und zerstört, darunter Helfenberg bei Wolfhagen, Wolfershausen bei Breitnau (denen v. Elben blutsverwandt), die Altenburg u.a.m.

In der Folge wurden oft diese Burgen und Güter anderen, meist wohl verwandten Geschlechtern, zu Lehen gegeben, um nicht ganze Sippen als Feinde gegen sich zu haben. Oft wurden die eben zerstörten Burgen wieder aufgebaut und befestigt und dem neuen Besitzer

als Lehen gegeben. So entnehmen wir einer Urkunde aus dem Jahre 1307 den Erwerb der Güter jener v. Wolfershausen durch die ihnen blutsverwandten v. Elben:

„Wir Brüder Heinrich und Hermann, Söhne des Ritters Hermann v. Wolfershausen ... worüber einst Conrad v. Elben unser Blutsverwandte, aus dem Anteil des Ritters Hermann, unseres Vaters, die Gerechtsame besaß, geben und haben wir gegeben dem prefato Conrad v. Elben, Adelheid seiner Conthorali, (später steht uxor = der Gemahlin), Dietrich und Heimrad, ihren Söhnen und deren rechten Erben ... Zeugen dieser Schenkung sind: Tylo v. Elben und noch einige andere.“

In Bezug auf den aufgestellten Stammbaum handelt es sich um den dazumal bereits verstorbenen Conrad II., seine Gemahlin Adelheid, geb. v. Meisenburg und deren Söhne: Dietrich II. und Conrad III.

Kuchenbäcker gibt darüber in seinen: Erbhofämter zu 1342 und Anal. Hass. Coll. IX. p. 18 die näheren Einzelheiten.

Im Jahre 1308 war Heinrich I. von Hessen gestorben.

û û û

Otto, der neue Landgraf übernahm die Herrschaft in Hessen.

Im Jahre 1323 entbrennt zwischen ihm und dem Erzbischof von Mainz (Mathies, Graf v. Bucheneck) ein Lehnsstreit. Auf der Seite des Landgrafen Otto standen vor allen seine beiden Neffen, Graf Johann I. v. Ziegenhain, damals vom Kaiser Ludwig mit der durch Luckardis von Nidda, seiner Gemahlin, ihm zugebrachten Burg und Stadt Nidda belehnt, und Graf Heinrich v. Waldeck, ebenfalls ein eifriger Anhänger des Kaisers Ludwig, welcher ihm zur selbigen Zeit die kaiserlichen Rechte über sämtliche Juden in den Bistümern Münster und Osnabrück und die Schutzgerechtigkeit über die Reichsstadt Dortmund übergab.

Graf Rupert von Virneburg und Dune, ein naher Verwandter des Abtes von Fulda, übernahm die Verteidigung der Stadt Frankenberg, Johann von Westerbürg ward Erbburgmann in Gießen und Heimerad v. Elben in Gudensberg. (Rommel, Hess. Gesch. IV. Buch Abschn. 4 Seite 115).



Neuer Siebmacher
Verlag und Ausgabe von Bäuer und Raspe 1882
Bd. VI, 7. Abt.

Abgestorbener Nassauischer Adel.
Text hierzu: (Seite 21. d.B.)

„Zu Elben und Gudensburg“

In Hessen ansässig gewesenes Geschlecht, welches einen Teil seiner dortigen Güter von Nassau zu Lehen trug. Sie waren auch Hessische Vasallen und Burgmänner zu Billenburg. Wappen: im roten Schild ein weißer bogenförmiger Schrägbalken, besteckt mit drei weißen Lilien. Helm wie der Flug tingiert, ebenso Schild. Decken: rot-weiß.

An urkundlichem Material steht darüber zur Verfügung:

- 1313 Otto I. Landgraf Hessens, gesteht Thilo (II.) v. Elben ein Burglehen zu. Dazu die Anmerkung: Burglehen zu Gudensberg.
- 1313 Otto I. Landgraf von Hessen, weist 9 hessische Denare für das Burglehen dem Dietrich (II.) v. Elben an. Dazu die Anmerkung: Burglehen zu Geismar.

Noch ehe der Kampf zwischen Otto I. und dem Erzbischof von Mainz begann, trat der Abt von Fulda als Vermittler auf. Ein im Jahre 1324 zusammengerufenes Manngericht sprach dem Landgrafen Otto die strittigen Lehen ab. Jetzt begann der Kampf mit Mainz, welchen der älteste Sohn des Landgrafen, Heinrich der Eiserne, führte (1327).

Sein erbittertster Gegner auf Seiten Mainz' war Johann von Dillenburg. Am Tage des heiligen Laurentius, am 10. August, befreite der Eiserne in der Schlacht am Linsenberge sein Land von diesem unversöhnlichen Gegner. Johann von Dillenburg fiel mit vielen Rittern. Schloß Hohensolms ward zerstört und der Feind aus Oberhessen vertrieben. Wir gehen wohl nicht fehl anzunehmen, dass mit diesem Ereignis die Ernennung des Thilo v. Elben zum Burgmann (Amtmann) von Dillenburg zusammenhängt.

Nach dem Tode des Erzbischofs und des Landgrafen Otto I. kam der Friede zustande (Rommel, Hess. Gesch.).

So leicht gelangte jedoch die Gudensburg (Gudensberg) nicht in den Besitz des Landgrafen Heimrod v. Elben in sein *E r b b u r g l e h e n* darin.

Als seinerzeit Sophie ihre Tochter mit dem Herzog Albrecht von Braunschweig verlobt hatte, erhielt letzterer Gudensberg als Pfand. Unabgelöst blieb es auch nach dem Tode des Herzogs von Braunschweig und des Landgrafen Heinrich I.

Als aber dessen Nachfolger, der Landgraf Otto I. von Hessen in den Besitz der Landgrafschaft kommt, fordert solcher Gudensberg vom Nachfolger in Braunschweig, dem Herzog Albrecht dem Fetten, zurück ohne Gudensberg freiwillig von dem Braunschweiger zu erhalten.

Nachdem ein erster Angriff auf Gudensberg mißlingt, kommt es zur Belagerung durch die Hessen. Im Jahre 1314 ist Gudensberg wieder landgräflich-hessisch.

Verteidigt wurde Gudensberg in der braunschweigischen Zeit 1306 und 1309 durch den Amtmann bzw. Burgmann: Hund v. Holzhausen. Nach der Eroberung durch die Hessen werden zu Burgmännern von Gudensberg *T h i l o* und *H e i m b r o d v o n E l b e n* bestellt.

Noch im Jahre 1349 nennen sich solche mit Johann v. Linne als gemeinsame Pfandbesitzer dieser Burg, welche erst 1352 durch den Landgrafen eingelöst wird.

Das weitere Geschick der Burg ist kurz: Anfang des XVII. Jahrhunderts sehen wir von dem unteren Teil der Gudensburg, der Wenigenburg, noch einzelne Mauern, wogegen die Oberburg, wenn auch baufällig, so doch noch ziemlich erhalten erscheint. Ein Rest dieser Oberburg spielte noch, durch ein Häuflein Franzosen besetzt, im siebenjährigen Kriege eine episodenhafte Rolle einer 48stündigen Belagerung (1761).

Heimbrod v. Elben erhielt nachher Thilo v. Elben gegenüber ein festes Haus. (Kuchenbäcker p. 195 und Rommel, *Gesch. Hess. IV.*, Abschn. 4, Seite 77, Anmerk.).

Geschichtlich interessant erscheint noch der Umstand, dass den Todestag des Landgrafen Otto I. festzustellen nur dadurch möglich geworden, dass Heimerad v. Elben für den 17. Januar

1328 dem Landgrafen Otto I. in der Brüderrkirche zu Kassel eine Seelenmesse stiftete. (Rommel, Hess. Gesch. IV. Buch, Abschn. 4, Seite 87).

An urkundlichem Material für damals steht zur Verfügung:

- 1314 Dietrich v. Twiste vertauscht gewisse Güter in Gudensberg ... welche er gebaut hatte, an die besagten Brüder Dietrich, Vogt zu Gudensberg und Heimerad v. Elben und ihre wahren Erben, für das von jenen erbaute Haus in der Gudensburg.
- 1313 Kuno v. Holzheim verkauft den dritten Teil am Fischfang den Brüdern v. Elben ... Ich Kuno, besagter von Holzheim, habe meinen dritten Teil an der Fischerei in ... den Brüdern Dietrich und Heymbert v. Elben verkauft mit dem Rechte des fortdauernden Eigentums. Zeugen dieser Urkunde sind: der Ritter Otto Hund, Johann v. Elben (wohl der spätere Abt von Hersfeld) und Hermann, dessen Bruder, der Knappe (wohl der spätere canonicus Fritzlariensis).
- 1319 (Ein zweites Mal). Heinrich v. Wolfershausen überläßt seine Güter Heimrad und Dietrich v. Elben.
- 1323 (Ein drittes Mal). Heinrich v. Wolfershausen, ich habe den Brüdern Ritter Heimrad und Dietrich v. Elben Güter verkauft.
- 1323 Johann v. Schlutingsdorf verkauft seine Güter den Brüdern Heimrad und Thilo v. Elben.
- 1323 Der Konvent des Klosters in Merxhausen verkauft seinen Mansus (Gehöft aus 4 Häusern) in Obervorschütz dem Dietrich und Heimrad v. Elben. (Siehe darüber das früher vom Landrat Weber Erwähnte).
- 1338 Am 11. Juni verpfändet Landgraf Heinrich dem Thilo v. Elben das Dorf Nieder-Beisheim.
- 1336 -1359 hat Heimrad v. Elben (nach Wigand, Archiv für Gesch. und Altert. Westf. Bd. VI und VII) die halbe villa Lenkingehusen von Corvey zu Lehen.

Auch aus der Familiengeschichte derer v. Dalwigk (Hess. Burgen und ihre Gesch. v. G. Landau, Bd. I - IV) hören wir, dass im Jahre:

- 1317 Reinhard I. v. Balwigk mit Einwilligung seiner Hausfrau Elisabeth und seines Erstgeborenen Hilger das Gericht Dickershausen, unfern Homberg und ein Gefälle aus einer Mühle am Odenberge bei Gudensberg den Gebrüdern Heimrad und Thilo v. Elben für 8 M. Silber versetzt hat.

Thilo und Heimbrod (auch Heimrad, Heimrod) v. Elben fügen zu ihrem Namen den Namen ihres Burg- bzw. Erbburglehens „zu Gudensberg“ hinzu und heißen: v. Elben zu Gudensberg.

Erst 1352 wird dieser Pfandbesitz der Gudensburg durch den Landgrafen eingelöst. Damit dürfte wohl auch diese Zusatzbezeichnung „zu Gudensburg“ naturgemäß aufgehört haben. Der Elberberg bleibt stets der Stammsitz des Geschlechtes durch alle Generationen in der Hauptlinie.

Dietrich = Thilo (II.) und seinen Bruder Heimbrod (I.), die Söhne des „mächtigen Ritters Conrad (II.) v. Elben“, wollen wir daher auch als „die zu Gudensburg“ bezeichnen.

û û û

Wenden wir uns der nächsten Generation zu, so findet jetzt eine Teilung in zwei Linien statt.

In der ersten Linie begegnen uns die Söhne des Thilo (II.), Thilo (IV.) und Heimrod (II.).

In der zweiten, jüngeren Linie - die Söhne Heimbrod (I.), Hermann (V.) und Johannes und Conrad (V.) und eine Tochter Mechthildis, welche letztere die Gemahlin des Otto Hund wird. Während die erste Linie auf Elberberg wurzelt, wenden sich die Glieder der zweiten Linie notgedrungen in der Hauptzahl dem geistlichen Stande zu.

Merkwürdigerweise sitzt aber der ältere der Brüder der ersten Linie auf der Naumburg (Thilo IV.) und der jüngere auf Elberberg (Heimrod II.), was vielleicht dadurch zu erklären wäre, dass Thilo IV. kinderlos erscheint. So wird auch Heimrod (II.) der Wappener der Familie.

Allerdings hören wir auch, dass im Jahre

1372 der Abt Berthold von Hersfeld die Ritter v. Elben zu Erbburgmannen auf Wallenstein bestellt und ihnen zu Burgmannslehen 5 M. Silber in Geisa anweist.

Thilo v. Elben finden wir, wie gesagt, auf der Naumburg.

Der Erzbischof Gerlech von Mainz, so erzählt uns Landau in seinem Werk: Hess. Ritterburgen, Teil IV, hatte einen Teil der Naumburg für die Summe von 452 M. Silber an Thilo v. Elben verpfändet. Zwar verpfändete der Erzbischof Heinrich von Mainz im Jahre 1345 das Schloß und die Stadt Naumburg, nebst dem dazugehörigen Amte, an den Grafen Otto v. Waldeck gegen Zahlung von 1000 M.S., welche Summe später auf 2000 M.S. erhöht wurde, indem die Gräfin Waldeck noch 1000 M.S. an den Erzbischof Adolph zahlte, doch erstreckte sich (nach Varnhagen Seite 383, Landau Seite 217) diese Pfandschaft des Grafen v. Waldeck nur über einen Teil der Naumburg, den übrigen Teil aber hatte Thilo v. Elben im Pfandbesitz. Auch wird uns dieser als Amtmann zu Naumburg genannt.

Wir haben die Naumburg nur als einen vorübergehenden Besitz jenes Thilo anzusehen, welcher etwa 1340-1380 bestand.

Der Berg, auf welchem ehemals das Schloß Burg-Naumburg lag, ist mit Buchen und Ahorn bewachsen und liegt südöstlich über dem kurhessischen Städtchen Naumburg, dicht an der Waldeckschen Grenze. Langt man heute auf dem Berge an, blickt man sich vergeblich nach Mauern um, denn jede Spur des ehemaligen Schlosses ist verschwunden. Nur hohe, von Gras und Disteln überzogene Schutthaufen, zwischen denen nur noch hier und da ein Mauerstück hervorschaut, sind die einzigen Zeugen, dass einst hier Gebäude gestanden.

Bis zum 30jährigen Kriege war das Schloß noch bewohnt. Am 30. April 1626 wurde es durch hessische und braunschweigische Truppen angezündet und sank mit 15 Häusern der Stadt in Asche. Seitdem war es Ruine, die immer mehr und mehr verschwand, so dass heute nichts mehr davon vorhanden.

Als Thilo v. Elben ohne Erben, kinderlos gestorben war, brachten etwa ums Jahr 1285 die v. Hertinghausen (Friedrich v.H.) diese Pfandschaft an sich.

Urkundlich vernehmen wir aus jener Zeit:

- 1363 kam Hermann v. Hertinghausen mit denen v. Elben wegen eines Gutes zu Hertinghausen und des Zehnten zu Hangenbaune, welche sie in Ganerbschaft besaßen, in Streit. (Wohl als Anfang der später beschriebenen und bekannten „Budesherrnenfehde“ zu betrachten). Am 8. Mai, Montag vor Himmelfahrt, hegte zur Schlichtung desselben der Richter Gumbert v. Kaufungen ein Gericht zu Hertinghausen, auf welchem, außer vielen von Adel, auch der Landgraf Hermann und der Graf Gottfried v. Ziegenhain erschienen. Da Hermann v. Hertinghausen sich nicht stellte, so wurde erkannt: „dass er die v. Elben in ihren Rechten nicht mehr hindern und wehren sollte“. (Siehe: Kopp, Hess. Gesch. Ger. Verfahr. Beil. Seite 251. Auch: Landau, Hess. Burgen, Seite 219).
- 1369 die v. Elben im Bunde mit denen v. Falkenberg, v. Dalwigk, v. Löwenstein, v. Holzhausen mit den buchischen Rittern in Fehde, in welcher Apel v. Haune ihr Gefangener wird.
- 1365 etwa, stiftet Thilo v. Elben mit Elger v. Dalwigk und dessen Hausfrau Kunigunde und einem Brosecke v. Viermünden im Kloster Haina ein Seelgerät, worüber noch 1398 das Kloster Hasungen eine Urkunde ausfertigt.

1370 schlichten die Ritter Heimbrod und Thilo v. Elben mit Conrad und Werner v. Falkenberg zusammen den zwischen jenen v. Löwenstein und denen v. Urf entbrannten Streit wegen verschiedener Dörfer und Zehnten. (Landau, Hess. Ritterburgen, Bd. I. der Löwenstein).

Der jüngere der beiden Brüder und Wappner der Familie, Heimrad (II.) v. Elben auf Elberberg sitzend, wird in einer Urkunde des Jahres 1372 noch erwähnt, ausgestellt am letzten Tage des Monats Mai, von Kassel an Fritzlar gerichtet. Diese Urkunde ist mit der Anmerkung versehen, „dass nach dem Stammbuch des blühenden und abgestorbenen Adels in Deutschland dieser Heimrad v. Elben dem zweiten Geschlecht v. Elben = Elbene angehöre“. (Verständlich, weil der jüngere Bruder.)

Noch hören wir von diesen beiden Brüdern, dass sie um das Jahr 1352 in Gemeinschaft mit denen v. Holzheim und v. Gilsa der Altenburg bei Felsberg pfandweise vom Landgrafen erwerben. Jedoch scheinen sie dem Landgrafen feindlich gegenüber gestanden zu haben, denn wir finden sie im Bunde: „der Sterner“. Insbesondere werden uns als Mitglieder dieses Bundes angeführt: v. Dalwigk, v. Urf, v. Elben, v. Löwenstein, v. Falkenberg ... (Kopp, Hess. Ger. Verf. Beilage S. 181).

Im Jahre 1372 war dieser Bund der Sterner, eine Gesellschaft von mehr als 2000 Fürsten, Grafen und Rittern, unter welchen sich allein 250 Burgbesitzer befanden, entstanden. Den bekannten Herzog v. Braunschweig, Otto den Quaden, hält man gewöhnlich für deren Stifter. Graf Gottfried v. Ziegenhain war der Bundeshauptmann und der Stern das Wappen desselben, welcher von den Rittern in Gold, von den Knappen in Silber getragen wurde. Das Ziel des Bundes war der Landgraf Hermann von Hessen, dessen gelehrte Erziehung eine leichte Beute zu werden versprach. Der Landgraf wiederum stützte sich auf die Städte. Dieser Sternerkrieg fand im Jahre 1374 sein Ende.

Außer den beiden genannten Brüdern finden wir auch einen gewissen Curt v. Elben im Sternerbunde genannt, der in den Stammbäumen des Elberberger Archivs keine Erwähnung findet. (Ein Stammbaum der Familie v. Elben war im Archiv überhaupt in geschlossener Ausfertigung nicht auffindbar, muß jedoch vorhanden gewesen sein. Es fanden sich nur vereinzelte Aufzeichnungen und Rekonstruktionen.)

In der Geschichte der Sterner-Fehde heißt es:

„Die ersten, welche eine Niederlage erlitten, waren die Gebrüder Johann und Lotz v. Linsingen, auf Jessberg gesessen; sie fielen in die Gefangenschaft des Landgrafen und mußten schon am 14. Februar 1372 Urfehde schwören“.

Gleiches Schicksal traf allerdings später auch einen landgräflichen Ritter Hermann Hund den jüngeren, der in die Hände seines Nachbarn Curt v. Elben und der v. Herzenrode fiel, und am 12. Juli 1372 ein Gefängnis auf Herzberg, in Friedrichs v. Lisberg Behausung geloben mußte (urkundl. bei Kopp, Hess. Gerichtsverf. I. Beil, S. 181).

Über diesen Curt v. Elben liegen noch zwei Nachrichten vor und zwar:

1370 Curt v. Elben im Bunde mit v. Dalwig, v. Löwenstein u.a.m. überfallen den Herzog Ernst v. Braunschweig, damals Verweser des Stifts Corvey, in der Gegend von Wolfhagen und führen ihn gefangen fort. Nachdem der Herzog eine Urfehde ausgestellt, setzen sie ihn wieder in Freiheit.

Der Zweck dieser Handlung ist unklar, doch dürfte dieses mit dem Kampf der Sterner zusammenhängen.

1372 Hermann Hund, Ritter der jüngere, verspricht Curt v. Elben, Curt v. Hintzigerode, Gebrüdern die Leistung auf dem Schloß Herzberg.

Auch hier erscheint die Erklärung wie oben am Platze. Die in diesem Abschnitte behandelten Brüder Thilo (IV.) und Heimbrod (II.) v. Elben bezeichnen wir zum unterschiede von ihren gleichnamigen Vorgängern (v. Gudensberg) am besten als: „die Sterner“.

û û û

Schon einmal im Jahre 1301 hatte der Stamm jener hessischen v. Elben im Abte Berhold I. von Hersfeld einen bedeutenden und reichsunmittelbaren Fürsten gestellt, der in den Annalen von Elberberg keine Erwähnung findet und auch daher von uns z.Zt. nicht stammbäumlich klassifiziert zu werden vermag.

Aus Anal. Hess. Coll. XII. S. 350, nach von Henneberg, nach der Gesch. Thüring. von Schulte, wie auch aus der Hess. Gesch. von Rommel, erfahren wir, dass er als Abt von Hersfeld den Grafen Günther von Kiefernburg, welcher die Dörfer Grebenroda und

Weissenroda vom Stift lehnbar hatte, in der Stadt Arnstadt in die Schranken weist. Er verleiht dem Nonnenkloster St. Walpurgis eine Vicaria perpetua in Gebese, ernennt Berthold v. Henneberg zum Erbburgmann, wogegen ihm das Kloster Königsbreitungen erledigte Vogteigüter verpfänden muß u.a.m.

Er sollte nicht der einzige Abt von Hersfeld aus dem Hause jener v. Elben bleiben.

û û û

Der jüngere der beiden v. Elben zu Gudensberg, Heimbrod I., hatte gleichfalls Nachkommen, die die Elberberger nur wenig berühren. Drei Söhne und eine Tochter wurden ermittelt. Die Tochter Mechtildis heiratet, wie wir wissen, Otto Hund. Der älteste der Söhne, namens Hermann (V.) hatte eine Gemahlin, Catharina, aus welcher Ehe ein Sohn Otto (II.) entspross, der in den Jahren 1370-1374 Nennung findet und kinderlos verstirbt. Der jüngste der Söhne ist Conrad (V.), er ist im Jahre 1340 Clericus zu Dorf Elben, später Canonicus zu Fritzlar.

Der mittelste der Söhne ist Johann v. Elben, den wir zuletzt erwähnen, weil er der bedeutendste ist und daher eine Sonderbehandlung erfordert.

Johannes v. Elben oder der Abt Johannes II. von Hersfeld, war, wie wir gesehen, nicht der erste der Äbte des genannten Klosters zu Hersfeld, als er im Jahre 1343 zum 47. Abte in der langen Reihe derselben gewählt wurde.

Er war tatkräftig und ehrgeizig und spielte politisch eine nicht unbedeutende Rolle unter den reichsunmittelbaren Fürsten seiner Zeit.

Er verband sich mit Hessen und Thüringen, überließ der Stadt Hersfeld das vor dem Johannistor gelegene Krankenspital, er gestattete, dass die Kirche St. Maria zu Ohrdorf nach Gotha verlegt und in Collegialstift verwandelt wurde, er vereinigt sich auch mit dem Rathe, den Schöpfern und Bürgern von Hersfeld, welchen Kaiser Karl ihre alten Freiheiten bestätigt hatte, um den dortigen Gewandschneidern, von denen die Wollenweber abhängig gemacht wurden, Arbeit und Vertrieb zu sichern u.a.m. an sozialen und kirchlichen Taten und Maßnahmen werden uns über ihn berichtet (Rommel, Hess. Gesch. IV. Seite 160).

Vor allen Dingen aber betätigte er sich politisch. Unter ihm findet im Jahre 1350 die Einigung mit Hessen, Fulda, Thüringen und Henneberg statt. Bald darauf gelingt es ihm die thüringisch-hersfeldische Burggemeinschaft zu Gebese, Breitenbach und Berka zu schließen.

Allerdings standen ihm und dem Markgrafen von Meissen, ihre Ansprüche auf Arnstadt und Frankenhausen zu erweitern, nach dem Tode Günther von Schwarzburgs, die Erbverbrüderungen der schwarzburgischen Linien entgegen.

Wir sehen hieraus, dass politische und daher auch persönliche Beziehungen zum Markgrafen von Meißen bestehen, dass Johann v. Elben der erste aus dem Hause Hessen ist, der persönlich nach Sachsen gravitiert. Etwa von dieser Zeit an ist daher mit dem Erscheinen der ersten v. Elben in Sachsen zu rechnen.

Glücklicher war Johann v. Elben in der Erneuerung der alten Verbindlichkeiten des Klosters Breitung. Auch verglich er sich mit dem Grafen Heinrich v. Beichlingen über Kölleda und sicherte sich seine Rechte, namentlich die der Einsetzung eines Propstes zu.

Zwar erlitt unter seiner Herrschaft die Stadt Hersfeld im Jahre 1356 die Pest, gewann aber durch kaiserliche Vergünstigung das Recht „unter keiner auswärtigen Gerichtsbarkeit zu stehen, als wie unter ihrem Abte“. (Kopie auf der Kasseler Bibliothek.)

Als der Sohn des Landgrafen Heinrich II., Otto der Schütz, von Hessen, entgegen den Warnungen seines Vaters, mit dem Abte von Fulda in Fehde getreten war, beide Rossdorf weggenommen hatte und im Vordringen gegen Nordheim war, da suchte von Hersfeld beim Landgrafen nach. Durch Johann v. Elben ward der Friede auf dem Felde zu Gestungen, zu Berka im Jahre 1362 geschlossen (Rommel, Hess. Gesch. IV. S. 152).

û û û

Kehren wir nun wieder zum Hause Elberberg zurück, so sehen wir in der nächsten Generation jene v. Elben wiederum durch zwei Brüder, Thilo (V.) und Heimbrod (III.) vertreten. Es sind dieses die Söhne des Wappeners Heimrod II., des Sterners.

Nach dem Zerfall und der Niederlage des gegen den Landgrafen gerichtet gewesenen Sternerbundes kommt es, infolge der verwandschaftlichen Annäherung des landgräflich-hessischen Hauses zu jenem von Braunschweig (Otto d. jüng. von Braunschweig, der Einäugige, verlobt sich 1390 mit Elisabeth von Hessen), im Gegensatz zum Sternerbund, welcher von dem Quaden von Braunschweig gegen den Landgrafen von Hessen gegründet war, zur Gründung einer neuen Rittergesellschaft „mit der Sichel“.

Durch letzteres sollte der Friede beider Lande gesichert werden. In dem erneuerten Einigungsbrieft vom 27. Sept. 1391 werden uns unter den "Gesellen von der Sichel" unter vielen anderen Rittern auch Thilo v. Elben angeführt. Die Landgrafchaft hatte sich durchzusetzen vermocht, die Staatsbildung war dem Landgrafenhause gelungen, das Haus der Elben auf Elberberg hatte sich den Landgrafen unterworfen und schon im Jahre 1324 ihr Allodium Kirchtusen (Kirchdissen) zum hessischen Lehen gemacht gehabt. Zweckentsprechend nennen wir dieses dritte Brüderpaar, Thilo (V.) und Heimbrod (III.) v. Elben im Unterschied von ihren Vorgängern, denen von Gudensberg und denen von den Sternern, als die „von der Sichel“.

Der Besitz derer v. Elben hatte wohl in jener Zeit die größte Ausdehnung erfahren, wengleich als ruhender Pol stets der Elberberg mit seiner Burg anzusehen ist. Dieser Besitz wird auch allein dauernd erhalten.

Betrachten wir die vielerlei erwähnten Besitzlichkeiten derer v. Elben geographisch, so kommen wir zu einem Kreise. Angefangen im Nordwesten ist es Naumburg, Altendorf, Elberburg mit Schloß und Dorf, nach Westen zu liegen: Merxhausen, Obervorschütz, Gudensberg, dann südlich: Wolfershausen, der Eder lang: am Felsberg die Landsiedelgüter, Altenburg, dann über Fritzlar zu, über Geismar den Kreis schließend.

Außerhalb dieses Kreises finden wir Namen, die in ein oder der anderen Beziehung mit der Familie und ihrer Geschichte zu nennen wären: Wolfhagen, Burghasungen, Schaumburg, Griffte, Elbersdorf, Hersfeld, Holzhausen, Elbenrod, Dillenburg, Haina u.a.m.

Die nächstfolgende Generation sind die Kinder der beiden Brüder Thilo (V.) und Heimbrod (III.), den Gesellen von der Sichel.

Es sind dies die Zeitgenossen jener bekannten Bundesherrenfehde.

Thilos Kinder sind: Werner (I.), Thilo (VI.) und die Töchter: Kunigunde und Jutta. Kunigunde ist mit dem Ritter Hermann Hund, Jutta in zweiter Ehe mit Hans v. Born verheiratet. Beide Ehemänner müssen ihre Verbindung mit dem Hause v. Elben in der Bundesherrenfehde mit dem Tode bezahlen. Sie fallen im Kampfe im Jahre 1454.

Heimbrods Kinder sind: Heimrod (IV.), Thilo (VII.) und Eberhard.

Über Werner I., bei welchem zum ersten Male uns wieder der Name der Vorfahren (der Wernher), begegnet, hören wir: „Graf Johann I. mit der Haube, von Nassau-Dillenburg, der kriegerische Sohn Johann I., welcher noch bei Lebzeiten des Landgrafen Hermann von Hessen das Land an der Lahn überfallen und verheert hatte, nahm den landgräflichen Hofmeister v. Riedesel (Landvogt an der Lahn) gefangen. Da sandte der Landgraf Ludwig ihm einen Streithaufen unter Werner (I.) v. Elben und Conrad v. Wallenstein, ohnweit Herborn, entgegen (1408). Johann wurde durch eine List geschlagen und die Fehde fand ein Ende.“

Auf den gleichen bezogen heißt es auch: „dass im Jahre 1413 die v. Elben in Verbindung mit denen von Holzhausen, v. Holzheim, v. Adelepsen, v. Löwenstein-Westerburg, v. Hanstein, v. Weidelberg, v. Hertinghausen u.a.m. in einer Fehde verwickelt sind, bei welcher Goderd von Keppenrode, genannt: Hauenkula, Ebert v.d. Heide, Gerwin Hade und noch sechzehn andere“ in die Gefangenschaft der erstgenannten gefallen waren, ohne dass Näheres über diese, nach dem Aufgebot zu urteilen größere, Fehde weiter bekannt wäre.

Über den zweiten Sohn Thilo v. Elben erfahren wir nur, dass er als Zeuge auftritt in einem Sühnebrief zwischen dem Landgrafen Ludwig und dem Grafen v. Ziegenhain auf der einen Seite, und den Ganerben v. Lisberg auf der anderen (14. August 1418. Wenck, Hess. Gesch. p. 226).

Wir sind eben mit unserer Chronik im Mittelalter, in welchem das Leben der Ritter durch ihre verschiedentlichen Fehden und Besitzstreitigkeiten gekennzeichnet wird. „Um diese Fehden begreifen zu können (Landau, Hess. Ritterburgen), müssen wir alle die Bilder fahren lassen, welche uns die Kriege unserer Zeit geben, wo Völker gegen Völker geführt in großen geschlossenen Massen oft jahrelang einander befehden.

Im Mittelalter waren es nur Streifzüge und Ausfälle, bei welchen nur die schnelle Ausnutzung eines glücklichen Augenblicks entschied. Man betrachtete eine Fehde zugleich als Mittel zum Erwerbe, und strebte minder nach blutigem Kampfe, als vielmehr nach Beute und Gefangenen.

Was am meisten zur Beendigung großer Fehden beitrug, war die kostspielige Unterhaltung der Truppen und der baldige Ausgang der Lebensmittel.

Da man keine Vorrathshäuser kannte - nur die festen Plätze wurden verproviantiert - und die Gegend selbst die Lebensmittel zu liefern hatte, diese aber gegenseitig verwüstet und verbrannt wurde, so war eine baldige Aushungerung eine unabwendbare Folge. Deshalb trennte man sich zur allgemeinen Zufriedenheit oder auch nicht nach jedem größeren Unternehmen und nur die Besetzung der festen Plätze setzte die Fehde fort.“

Über die Söhne Heimbrods (III.), die: Heimbrod (IV.), Thilo VII. berichten uns nur die aus dem Stammbaum ersichtlichen Daten. Heimbrod (IV.), genannt 1469-1498, verheiratet mit Anna-Catharina v. Boyneburg-Lengfeld und Thilo (III.) v. Elben, genannt 1428-1468, verheiratet mit Else-Margarete v. Hardenberg. Auf die Nachkommen des letzteren geht das absterbende hessische Haus Elberberg über. Über den dritten der Söhne hören wir wieder nähere Einzelheiten, die an sich unbedeutend, uns jedoch den Zusammenhang der im Aussterben begriffenen hessischen Familie mit den sächsischen v. Elben offenbaren.

„Eberhard v. Elben bekam um das Jahr 1425 einen gewissen Hof (Zeitschrift des Vereins für Hess. Gesch. und Landeskunde, III. Band, Artikel des Landrates Weber über: Der ehemalige Stiftshof auf dem Friedhofe zu Fritzlar). Es scheint, dass dieser Eberhard, gewöhnlich Ebbert genannt, als Subdiaconus frühestens im Laufe des Jahres 1453 ins Capitel getreten ist, in welchem er 1488 die Prälatur des Cantorates erlangte. Daneben war er Canonicus zu Paderborn und am St. Victorstifte zu Mainz, mainzischer, kölnischer und hessischer Rat und

schon 1480 Adjutor des vom Erzbischof Diether v. Ysenburg zum Oberamtman in Hessen bestellten jungen Herzog Albert von Sachsen.

Im Jahre 1481 gedachte er auch sich der Geschäfte der Propstei Fritzlar zu bemeistern, was ihm jedoch der Landgraf Heinrich von Hessen vereitelte. „Da Eberhard v. Elben es wage, in jene Propstei einzudringen, so sollte das Stift wissen, dass er, der Landgraf, darin nicht wissens, wollens oder gefallen habe.“

Auch hierin kann man wieder ein Gravitieren nach Sachsen, daraus ein Interesse für sächsische Anverwandte des Ebbert herauslesen, was später aus dem Testament hervorgeht.

Welches Vertrauen der Prälat Ebbert beim Stift, wie auch bei der Bürgerschaft genoß, beweist, dass er 1485 einer der vier Teidingsleute in einer Streitigkeit zwischen beiden war.

Ebbert v. Elben stirbt in festo Michaelis, d.h. am 29. Sept. oder katholisch Oktobris, an welchem Tage auch sein „Aniversa in der Stiftskirche gefeiert wurde“.

Für die Chronik von großem Interesse ist die Aufzeichnung seines letzten Willens, welche uns in die Lage versetzt die Verwandtschaft der Hessen und Sachsen nachzuweisen. Einmal erklärt er darin seinen Vetter Elbau, den zur sächsischen Linie gehörigen, als Vetter, zum anderen geht aus dem Testament seine Zugehörigkeit zu den hessischen Elberbergern hervor. Unter anderem heißt es in diesem Testament:

5. eine Obligation, sprechend über sechs Viertel partim zu Wehren an den Lehen auf dem Elberberge (der Landsiedel gebe zwar um 5 partin, doch solle man ihn nicht höher bedrängen und nöthigen, es sei denn, dass die v. Elben bescheinigen, dass sich die Hube gebessert habe).
6. eine Obligation, welche bei den Heiligenmeistern zu Elben liege und über sechs Viertel partim, zu Altendorf spreche, legire er an das Lehen der Kirche zu Elben, welche Herr Peter Arndts jetzt habe.
- 7- seinem Bruder Heimbrod (VI.) und seinen Vettern gibt er alle quittierten und gelösete Briefe zurück. Seinem Bruder vermacht er auch sein braunes Pferd und eins seiner besten Betten, und solle dies, wenn sein Bruder sterbe, auf dem Elberberge bleiben.

8. seiner Vetterin Elsbeth - das nächst beste Bett, um sie damit auszusetzen, und auch einen güldenen Ring mit Steinen.
9. seinen Vettern Curde und Elbau (kann infolge der eigenartigen Verstümmelung des Namens, die nur einmal und unter gleicher Jahreszahl in der sächsischen Familie vorkommt, nicht mehr genau bestimmt werden: Rudolf v. Elbau, Vater von Hans und Christoph v. Elben, Herr auf Plota = Plothä in Sachsen) den ganzen Hausrat und dazu seinen Harnasch (gemeint: Harnisch).
10. item seine schwarze Schube (gemeint Pelz) mit dem Kleinspaltfutter seiner Schwägerin Else.
11. sein Salter (gemeint: Psalter) mit den güldenen Clausuren seiner Vetterin Metze zu Beriche „god vor mich zu Bidden“.

usw.

Noch ein Vertreter der Familie in jener Generation, welcher in den Stammbäumen ungenannt blieb, wird aus den Abhandlungen des Pfarrers Melchior Steinwarth zu Elben bekannt: Conrad v. Elben, 1412 Canonicus zu Fritzlär, Pfarrer zu Elben.

1412 tertia feria praxius post festum Pascha, bestimmt Conrad v. Elben, Canonicus zu Fritzlär, Pfarrer zu Elben, dass ein jeglicher Caplan der von seines oder eines Nachkommen wegen die Pfarre zu Elben regieret, nach Heinrichs von Hasungen, anders genannt Schabe, und Adelheiden, seiner ehelichen Hausfrauen Tode, er jeglichem sol sein Jahrfrist halten und fort in jeglicher Woche eine Seelenmesse halten, vor ihrer beiden Seelen und aller gläubigen Seelen, darum das ihr erbgaden ohne widerrufen zu haben zu einem ewig seelgerede gegeben vor dieselbe Pfarrkirche zu Elben, das sich ein jeglicher Capelan gebrauch soll, nach ihrer beiden Tode.

Bereits Thilo und Heimrad v. Elben, den Sternern, war es im Jahre 1352 gelungen, einen Teil der Ganerbenburg Altenburg im Pfandbesitz zu erwerben.

Im Jahre 1404 finden wir deren Söhne, Thilo und Heimbrod v. Elben, die mit der Sichel, gleichfalls als Pfandinhaber der Altenburg, welche sie mit einer Mauer befestigen.

Ursprünglich war die Altenburg der Stammsitz des Grafengeschlechtes derer v. Felsberg gewesen, im Jahre 1322 saßen die v. Besse, die sich nach ihrer Besetzung auch v. Felsberg nannten, darauf. Auch der „mächtige Ritter Conrad v. Elben“ war am Felsberg besitzlich.

Nach dem Aussterben jener v. Besse wird die Altenburg eine Ganerbenburg, d.h. mehreren Familien gehörig, deren einzelne Zweige dort Wohnsitze hatten.

Bereits im Jahre 1322, nach dem Tode des Ritters Werner v. Besse, soll die Burg laut einem Vertrage an den Landgrafen Otto abgetreten worden sein. Später finden sich, so heißt es, die v. Elben, v. Holzheim, v. Linnen u.a.m. im Besitze dieser Burg.

Landgraf Heinrich II., der Eiserne, versprach seine Einwilligung zu geben, falls die Gebrüder Herrmann und Gottschalk v. Holzheim jenen Teil des Schlosses Altenburg, den die v. Elben im Besitz hatten, an sich brächten.

Etwa fünf Monate später belieh auch der Landgraf die genannten Brüder mit einem Wohnhause an dem Burgtore, mit zwei Höfen am Fuße des Schloßberges und einem Holz- und Schafhause zu Erbburglehen, wogegen ihm dieselben ein neben dem Hause Johans v. Linnen gelegenes Haus gaben.

Damals scheint dem Landgrafen die Verdrängung derer v. Elben aus der Altenburg nicht gelungen zu sein, denn wir erfahren, dass noch fünfzig Jahre später die Altenburg im Pfandbesitz der Heinrich und Hermann v. Holzheim, deren Vetters, Hermann v. Holzheim, welche zusammen die Hälfte und ein Achtel besaßen, ferner Thilos (V.) v. Elben, v. Gilsas, des v. Dalwigk u.a. sich befindet. Die genannten hatten das Schloß zum Teil erneuert und unter anderem den Mantel um die Burg gebaut. Hierüber stellten sie im Jahre 1404 eine Urkunde aus, in welcher sie versprachen, die Burg gegen Zahlung des Pfandschillings dem Landgrafen zurückgeben zu wollen. Die Zurückgabe der Altenburg geschah auch tatsächlich nicht vor dem Jahre 1415, denn in einem Vergleiche zwischen denen v. Holzheim und dem Landgrafen Ludwig II. (1413-1458) wird demselben immer noch die Lösung wiederholt gestattet.

Wahrscheinlich wird dieser Elbensch Besitz in ein oder der anderen Weise abgelöst worden sein. Wie die v. Elben aus der Altenburg schieden und wann, geht leider nirgends hervor, auch nicht wohin sich dieser Zweig wandte.

Für eine Nachfolge dort kämen, laut Stammbaum, Thilo VIII. und Heimbrod V. in Betracht, bzw. wiederum deren Nachkommen: Thilo IX. und Werner III., die uns nur kurz mit der Jahreszahl 1528 genannt sind.

Auf dem Elberberge scheinen solche *n i c h t* gesessen zu haben, denn wir finden dort bereits von 1486-1535 den angeblich letzten des Stammes: Curt v. Elben.

Über die Altenburg wissen wir aus der Geschichte, dass im Jahre 1525, im Bauernkriege, ein Haufe die Altenburg einnahm und das Schloß niederbrannte. Dieser Haufe kam aus dem Fränkischen und gelangte bis zur Eder.

1527 überträgt der Landgraf die Anwartschaft auf die Altenburg auf den ehemaligen Landhofmeister Ludwig v. Boineburg-Lengsfeld, wenn die v. Holzheim aussterben. Von denen v. Elben wird nichts erwähnt. Heimbrod IV. v. Elben war mit Anna-Catharina v. Boineburg-Lengsfeld verheiratet, für ihn gelten die Jahreszahlen 1469-1498. Das Haus v. Holzheim erlosch 1537 mit Heinrich v. Holzheim.

Die vorerwähnte Übertragung war an die Bedingung geknüpft: dass die Burg wiederaufgebaut werden müsse.

Sicherlich ist, dass der Bauernkrieg die Bewohner vertrieb, und dass letztere gezwungen waren, ihren Wohnsitz aufzugeben. Tatsächlich wurde später auch die Burg im Jahre 1537 wieder aufgebaut. Im Jahre 1633 verbrennt sie Tilly. Wiederaufgebaut im Jahre 1640 mußte dieser Teil im Jahre 1811 als baufällig abgetragen werden.

Die Ruine ist heute im Besitz der Familie v. Boineburg. Der alte Burgfried stammt aus den Jahren 1388-1392.

û - û

Auch den ältesten der vier Brüder: Werner, Thilo, Heimbrod und Dietrich, Werner (II.) finden wir nicht auf dem Elberberge, sondern im Jahre 1472 als Amtmann auf dem Grebenstein.

„Nur der Amtmann und das Gesinde bewohnten im Jahre 1428 den Grebenstein. Noch später, unter dem Amtmann Werner v. Elben, im Jahre 1472, bestand die

Besatzung dieser Burg aus drei reisigen Knechten, einem reisigen Knaben, welche den Amtmann zu begleiten hatten, aus einem Kellner, einem Pfortner und zwei Wächtern“ (aus: Landau, Hess. Ritterburgen).

Durch die Erfindung des Schießpulvers hatten die Burgen ihren Wert als uneinnehmbare Feste verloren, das Leben auf den unwirtlichen Burgen erschien beschwerlich und wurde immer mehr und mehr gemieden, die Burgen verfielen und wurden verlassen.

Die Chronik der Zeit des Mittelalters geht ihrem Ende entgegen. Zum Abschiede sind wir in der Lage die Familie v. Elben auf Elberberg in ihren derzeitigen Vertretern Werner I. und seinen vier Söhnen, Werner, Thilo, Heimbrod und Dietrich in der, weit über die allgemeinen kleinen Händel hinausgehenden Bundesherrnenfehde, die das Hessenland stark aufrührte, ausführlich zu schildern.

Die Bundesherrnenfehde von 1451-1454

Schon früher hatte der Landgraf Ludwig der Friedsame (1413-1458) Streitigkeiten der Hunde, der Griffte und Reinhards v. Dalwigk wegen der Güter der ausgestorbenen Hunde v. Holzhausen geschlichtet, wobei die Hunde den Kirchberg und den größten Teil von Holzhausen behielten, während v. Dalwigk nur einen Teil am Falkenstein zu ertrotzen vermochte.

Auf diesen und anderen ungeschlichteten Händeln beruhend, beginnt die Bundesherrnenfehde dadurch, dass Werner v. Elben, jener uns bekannte landgräfliche Heerführer von Herborn, einen 3/8 Teil des Zehnten zu Wellen, mit welchem im Jahre 1447 Reinhard v. Dalwigk und Friedrich v. Hertinghausen vom Propste zu Fritzlar beliehen worden waren, durch Gewalt an sich brachte.

Otto Hund hatte über diesen Vorgang Gericht gehalten und, da die Dalwigk und Hertinghausen nicht erschienen, zugunsten Werners v. Elben entschieden.

Dalwigk und Hertinghausen behaupteten wiederum, dass Otto Hund, im Banne befindlich, nicht hätte Recht sprechen dürfen.

Im Jahre 1453 schon kommt es zur Fehde. Auf der einen Seite standen: Hermann und Otto Hund, ersterer ein Schwager Werners v. Elben und vermählt mit dessen Schwester Kunigunde, die außer einer Feste an der Westseite des Löwensteiner Grundes, den Burgberg bei Kirchberg besaßen, die eine alte Burg zwischen dem Emsterberge und Falkenstein gelegen war, ferner: ihre Ganerben auf dem Falkenstein, Hermann und Heinrich v. Griffte, Abkömmlinge jenes in der hessischen Geschichte bekannten Verteidigers von Gudensberg, und Werner v. Elben, welcher außer dem Elberberge ohnweit Naumburgs mehrere strittige Zehnden in dieser Gegend und Landsiedelgüter vom Kloster Breitenau besaß. Ferner halfen noch diesen: die v. Wallenstein, Falkenberg, Holzheim, Heinrich Schenk, Hans v. Born und noch andere Ritter (Landau, Hess. Ritterburgen).

Bevor wir jedoch in der Erzählung Landaus fortfahren, sei verstattet einiges über alle jene Sippen und deren verwandtschaftlichem Zusammenhang, bei Fehden von besonderer Bedeutung infolge gegenseitig bestehender Erbrechte, zu berichten.

Die v. Wallenstein treten uns in engem Zusammenhang mit v. Elben in dem Schwigersohne jenes Ritter Conrad v. Elben entgegen.

Was die v. Falkenberg betraf, so hatte Hermann v. Falkenberg (1409-1421) die Tochter Thilos v. Elben, Jutta, geehelicht. Jutta hatte aus dieser Ehe zwei Söhne, Hans und Reinhard, wurde aber sehr jung Witwe. Diese Familie v. Falkenberg ging später in Schulden und Elend mit dem letzten Georg v. Falkenberg zugrunde. Schloß Falkenberg brannte im Jahre 1640 nieder.

Hans v. Born war es, welcher jene Witwe Jutta im Jahre 1430 ehelichte. Er galt als ein sehr reicher und begüterter Ritter und wurde hierdurch in die elbensche Fehde mit hineingezogen, was er mit dem Tode bezahlte.

Über die v. Holzheim hören wir bei Rommel, Hess. Gesch., dass jene Familie ihren Sitz in der Gegend von Fritzlar hatte, wo das ausgegangene Dorf Holzheim zwischen solchen und denen v. Falkenberg wiederum geteilt gewesen wäre. Auch hatten ja die v. Holzheim seit alter Zeit mit denen v. Elben und v. Gilsa das Schloß Altenburg bei Felsberg gemeinsam inne.

Über die v. Griffte berichtet derselbe Verfasser, dass dieses alte Geschlecht, welches der Sage nach zugleich mit den Elben, Hunden, Wölfen und Falkenberg im Anfang der XII.

Jahrhunderts nach Hessen kam, aber nach Eckbrecht v. Grifftes Tode, dem Verteidiger der Gudensburg, sich nicht mehr erhob, mit den Elben verschwägert gewesen wäre und im Jahre 1597 ausstarb.

Betrachten wir uns die wechselseitigen verwandtschaftlichen Beziehungen dieser Sippen und der hieraus folgenden Erbrechte, so wird uns die Zusammensetzung jeder Partei, die sich um Werner (I.) v. Elben bildete, verständlich.

Auf Seite der Gegner finden wir in erster Linie: Reinhard v. Dalwigk, genannt der Ungeborene, weil er durch einen Kaiserschnitt das Licht der Welt erblickte, ein reicher Ritter, der zwanzig Edelleute in seinem Solde hielt. Er war Erbburgmann auf der Schauenburg am Habichtswalde und Inhaber des Weidelberges (an der Waldeckschen Grenze).

Zu ihm stand sein Schwager, Friedrich v. Hertinghausen, welchem die Naumburg verpfändet war und Johann v. Meisenbug, Marschall und Rat des Landgrafen, Freischöffe der heimlichen, heiligen Gerichte, welcher das Dorf Riede von den alten Herren v. Wehren erkaufte hatte und darauf ein Burglehen erhalten hatte.

Diesen drei mächtigen Bundesgenossen schlossen sich bald darauf an: Heinrich v. Löwenstein, als ein ausgesprochener Feind der Hunde und die Ritter v. Urf, v. Meschede, v. Rabenau und v. Dernbach.

Vergebens war das vom Landgrafen Ludwig mit dem Grafen v. Ziegenhain in dieser Sache gehaltene Gericht im Jahre 1452 gewesen, in welchem Dalwigk und Hertinghausen nicht erschienen waren und sich an den Propst von Fritzlar, als dem Vertreter ihres Lehnherren Mainz gewandt hatten. Auch am 24. Februar hatte nochmals zu Gudensburg der Landgraf im Jahre 1454 den Streit zu schlichten versucht.

Bereits im Jahre 1452 war der Kampf eingeleitet worden durch ein Gefecht beim Dorfe Elben, nahe am Reitwege, in welchem Friedrich v. Hertinghausen schwer ins Bein verwundet wurde und in Gefangenschaft geriet.

An der Spitze der Elbenschen Partei stand Werner v. Elben. Diese Partei nannte sich die Bundesherren, die Fehde hieraus: Die Bundesherrenfehde.

Die Verwundung des Hertinghausen im ersten Gefecht bei Elben war so schwer, dass ihm das Bein abgenommen werden mußte. Noch gegenwärtig bezeichnet die Stelle dieses Gefechtes ein heute bis zum Querbalken in die Erde gesunkenes Kreuz.

In Vergeltung hierfür fallen die Gegner mit v. Meisenbug an der Spitze in den Besitz ihrer Gegner. Die Gegend von Elben wird verheert, das den Elben gehörige Dorf Obervorschütz am 19. April 1454 verbrannt. Auch das Dorf Elben mußte schwer leiden.

Immer wieder wird der Haß der Parteien angefacht und geschürt. So hatten unziemliche Worte Werners v. Elben zu Kassel in einem Weinhause gegen Johann v. Meisenbug ausgestoßen, „erneut die verharrschten Wunden wieder aufgerissen“. „Einer Koczin (Kökschen), malae notae femina Sohn“ hatte Werner v. Elben den v. Meisenbug geheißt.

Meisenbugs Klage gegen Elben war deutsch und stützte sich auf die Gebräuche und Gesetze der Femgerichte, als deren Reichsschöffe er war, Werners v. Elben Antwort (eceptio) römisch. (Rommel, Anmerk. zur Hess. Gesch. IV. Abschn. 7). Werner v. Elben soll damals zuerst, so viel man weiß, unter allen hessischen Rittern in den spitzfindigen Bestimmungen des römischen Rechtes Schutz gesucht haben, den ihm die „teutschen Rechte“ versagten, während eben jener Meisenbug, als ein Freischöffe, der heiligen, heimlichen Gerichte Ruf wahrte.

Inzwischen waren neben den vielen Reisigen, Otto Hund, Ekebrecht v. Griffte, Philipp Brunchen, Heinrich Holzadel u.a. in die Gefangenschaft der reinhardischen Partei gefallen, als es auch am 18. Juni jenen gelang, unvermutet die elbensche Partei zu überfallen. Als nämlich die Bundesherren unfern Züschen hielten, wurden sie durch einen Züschener an Meisenbug verraten. Ein heftiges Gefecht entspann sich, in welchem Heinrich Schenk zu Schweinsberg und der reiche Hans v. Born, gemahl Juttas v. Elben, sowie mehrere Knechte getötet und Heinrich v. Griffte verwundet wurden.

Ferner zerstörte am 19. November Meisenburg das den v. Griffte und den Hunden zustehende Dorf Holzhausen, welches er mit der Kirche niederbrannte. Drei Bauern und vier Knechte führte er als Gefangene mit sich fort.

Auch Hermann Hund war inzwischen durch Heinrich v. Löwenstein erschlagen worden. Doch auch die Dalwigksche Partei war verschiedentlich geschwächt und in Bedrängnis geraten, so dass beide Parteien der beiderseitigen Drohungen und Überfälle müde waren.

Die Schlichtung der Parteienfehde vom 3. Dezember 1452, die der Landgraf versucht hatte, hatte gelautet: „dass die Gefangenen zu entlassen wären und dass Friedrich v. Hertinghausen für sein verlorenes Bein eine Entschädigung von 1500 fl. zu erhalten hätte, für welche Werner v. Elben, Heinrich v. Griffte und Otto Hund zu gleichen Teilen bezahlen sollten (das Original dieses Sühnevertrages befindet sich im Archiv des Schlosses zu Elberberg).

Wichtiger als die ergebnislosen Schlichtungsversuche des Landgrafen wurde der Umstand, dass Reinhard v. Dalwigk auf Weidelsberg und Friedrich v. Hertinghausen auf Naumburg, sich als Friedensbrecher nicht nur die Rache des Landgrafen, sondern auch die ihres Lehnherrn Mainz zugezogen hatten. Beider Burgen wurden belagert und eingenommen, der Weidelsberg sollte fernerhin zwischen Mainz und Hessen bleiben, die Naumburg dem Erzstifte zurückfallen.

Gefangengenommen, retteten sich Reinhard v. Dalwigk und Friedrich von Hertinghausen durch demütige Abbitte und durch die Abtretung strittiger Dörfer und Gefälle. Dalwigk verlebte den Rest seiner Tage auf der Naumburg.

Zwar wurde durch diesen Ausgang der äußere Friede jener Gegend wiederhergestellt, allein der Haß der Sippen lebte fort.

Auch mit dem friedlichen Verleben seiner Tage muß es bei Reinhard v. Dalwigk seine Bewandnis gehabt haben, denn nochmals entbrennt im Jahre 1456 die alte Feindschaft zwischen ihm und dem Elben. Reinhard's Genosse, Friedrich Runst, erobert in dieser neuen Fehde mit seinen Knechten die im Waldeckschen liegende Wetterburg, welche Werner v. Elben im Pfandbesitz hatte. Doch war solches ohne Wissen und Willen des Grafen Walrab v. Waldeck geschehen, demzufolge gab Dalwigk diese Eroberung wieder heraus.

Welchen Einfluß die Bundesherrnenfehde auf den Ausgang der hessischen Familie v. Elben ausgeübt hatte, beziehungsweise inwiefern sie zur Besitzminderung und Absplittern geführt haben mag, läßt sich nicht feststellen.

Als Besitzer des Schlosses Elberberg erscheint zu Ausgang des Mittelalters die jüngere Linie v. Elben.

Vom jüngsten der vier Brüder der älteren Linie hören wir nur, dass er im Jahre 1474-1475 im Dienste seines Landesherrn, Hermann von Hessen, an der Verteidigung der von Karl dem Kühnen von Burgund eingeschlossenen Stadt Neuss teilnimmt und fällt.

Karl der Kühne belagerte vom Juli 1474 bis zum Juni 1475 die Stadt Neuss, in welcher der Landgraf Hermann von Hessen mit vielen hessischen Rittern eingeschlossen war. Nach fast einem Jahre sandte Kaiser Friedrich III. ein Ersatzheer, das jedoch, trotz Antreibens des Markgrafen Albrecht-Achilles von Brandenburg, keinen Angriff auf Karl den Kühnen wagte.

Nachdem der Kaiser endlich mit dem Herzog in geheime Verhandlung getreten war, wurde am 15. Juli 1475 der Friede geschlossen. Neuss öffnete sich.

In den *Analecta Hassiae* heißt es darüber:

„Da zogen zurück in ihre Heimat Conrad v. Wallenstein, nachher der Vertraute Wilhelm des Mittleren, Neidhard von Buchenau, ... viele tapfere Waffengenossen zurücklassend, darunter den ehrenfesten Johann v. Eschwege ... Dietrich v. Elben, einen der letzten seines Stammes...usw.“

An einer anderen Stelle:

In Neuss sind 12 hessische Edelleute todt gebliben, Theyle v. Falkenberg, Hartung v. Urff, Dietrich v. Elben ... usw.“

Dass Thilo (VIII.) zwei Söhne, Thilo (IX.) und Werner (III.) hatte, haben wir bereits beim Ausgang der Geschichte der Altenburg erwähnt. Über diese verlautet nichts.

Aus der *Adelslexicographie* von Kneschke wissen wir, daß Glieder der hessischen Familie v. Elben sich nach Sachsen gewandt hätten.

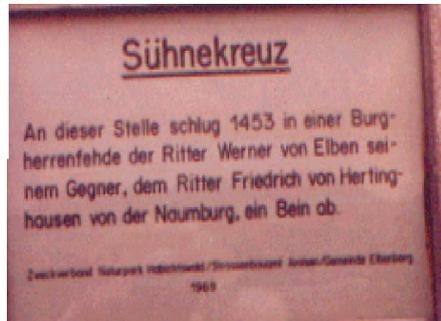
(Aus der Reimchronik von Kuchenbäcker)

(*Analecta Hass.*)

2633. Bey dieser Zeit war auch im Landt,
Ein Vehd der Bundesherrn genannt,
Darin viel Edlen dieser Ort,
Zusammen sich verbunden hart,

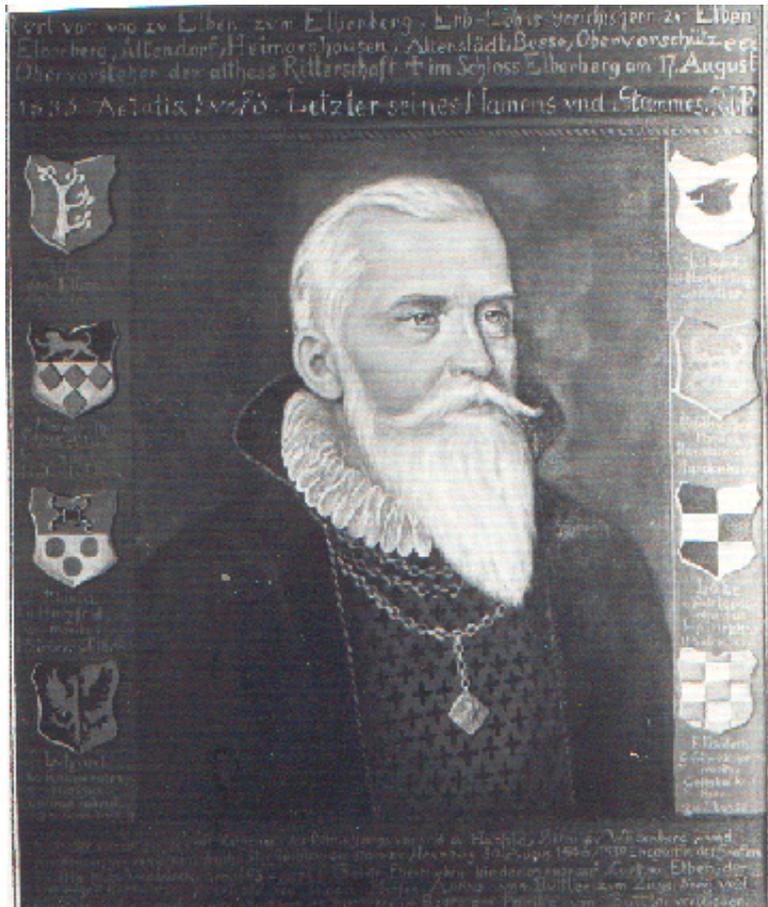
- Wider Reinhard von Balwig guth,
 der hatte gar ein grossen Muth,
 Darz war sein Gewalt sehr gross ...
2630. Er bauet ihm zu starkem Schloss,
 den Weidelberg, darauf er fein ...
2643. Und ward sein Ansehen sehr gross,
 Die andren Edlen das verdross,
 Der wurden viel sein Feinde gar,
 Johann Meinberg seines Theils auch war,
 Von Hertinghausen Friederich,
 Zu den beiden gesellte sich,
 Der war gehauen in ein Bein,
2650. Dass er musst abgelöset sein,
 Von dem Gaul der gerennet ward,
 Bey Elben und verwundet hart,
 Beym Reitweg es geschehen thet,
 Und darüber entstund die Vehdt,
 Die gewährt hat eine lange Zeit.
 Und waren auf der andern Seit,
 Die von Elben und Falckenberg.
 Die Hundt warn auch mit in dem Werck,
 Die von Grifft, und dann Hans von Born,
 Die von Holtzheim, der Part auch warn,
 Eins Theil Schenken, und Wallenstein,
 Des Theiles da gewesen sein.
 Der Edlen sonst auch noch viel mehr,
 Wie die gewest warn ohngefähr,
 Die machten all zu thun genug,
 Dem von Dalwig und Meisenbug.
 Diesmal dieser Unrath geschah,
 Der von Elben zur Schadt und Hach,
 Ihr Dorf obervorschütz genannt,
2670. In dieser Vehdt ward abgebrannt,
 Als 1400 und fünfzig vier,
 Geschrieben wardt, das sag ich dir,
 Der neun und zwanzigst im April,
 Mit dem Brandt das Dorf überfiel.
2674. (Holzhausen verbrannt.)
2683. (Heinrich Schenk, Heinr. v. Griffte, Hans v. Born erschlagen)
2711. (Dorf Elben beschädigt.)
 Das Dorf Elben auch grosse Noth,
 In dieser Vehdt erlitten hat,
 Die Frucht ward da geschleuft zu Grundt,
 Kein Vieh man auch austreiben kont,
 Aus diesem Dorf ein ganzes Jahr,
 Tag und Nacht hat man gross Gefahr,
 Zuletz dies Teil musst nehmen an,
 Ein Fried, wie jene Part wolt han.

usw.



Steinkreuz am Reitweg zu Elben

(Heute bis zum Querbalken in die Erde gesunken.)



Curt v. Elben

1486-1535

Der letzte hessische Ritter v. Elben auf Elberberg.

Nach einem Gemälde des Schlosses Elberberg

Beim Ausgang der Geschichte der hessischen Familie v. Elben, die wir durch Jahrhunderte hindurch zu verfolgen vermochten, finden wir auf dem Elberberge den letzten Ritter: Curt v. Elben.

Bereits bei der Burgbeschreibung hatten wir seiner gedacht. Er war in kinderloser Ehe mit Christine von Hazfeld, der späteren Gräfin v. Waldeck, verheiratet gewesen. Als Sohn Thilos (VII.) v. Elben (1428-1468) muß er gegen Mitte des XV. Jahrhunderts geboren sein. Seine Mutter war Else-Margarete v. Hardenberg. Erwähnt wird er in den Jahren 1486-1535. Wahrscheinlich ist, dass er 1486 in den Besitz von Elberberg kommt, nachdem die ältere Linie dort ausgestorben war. (Allerdings stirbt Heimbrod (V.) erst 1488?).

Im Testament wird ein uns problematisch erscheinender Bruder „Alban“, der jedoch vor ihm verstorben sein soll, erwähnt und zwei Schwestern. Letztere werden seine Erbinnen.

Die ältere, Margarethe v. Elben, heiratet im Jahre 1503 Jobst, Joachim, Heimbrod v. Boineburg. Deren beider Tochter, Margarethe v. Boineburg, ehelicht: Admus v. Buttler. Durch solche gelangt der Elberberg in die Familie v. Buttler, in welcher er sich noch heute befindet.

„Auf dem Ziegenberge saß als letzter Admus (Erasmus) v. Buttler (1495-1541), welcher durch seine Hausfrau Margarethe von Boineburg, der Tochter Margarethens v. Elben mit Jobst v. Boineburg, einen Anteil am Elberberge erhielt. Er war ein sehr streitbarer und fehdelustiger Ritter, wie seine Fehden mit Erfurt und die wiederholten Raub und Brandschatzungen beweisen. Er hinterließ drei Söhne: Jobst-Oswald, Oswald und Heimbrod v. Buttler.“

Die jüngere Schwester, Anna v. Elben, ehelichte Curt v. Griffte. Dieses, gleichzeitig mit denen v. Elben aus Schwaben gekommene Geschlecht, setzte sich noch in weiteren zwei Generationen fort. Es erlosch im Jahre 1597 mit dem letzten: Curt v. Griffte.

Melchior Steinwarth, der letzte katholische und erste evangelisch-reformierte Pfarrer zu Elben, verfaßte im Jahre 1570 eine im Boineburgischen Archiv zu Innstädt befindliche Abhandlung der Familie v. Elben zu Elberberg betitelt, welche er Montag auf Neujahr 1570 dem Erben Hans v. Griffte, Jost v. Boineburg, genannt v. Honstein, samt seinem Sohne Asmus und Philipp Burghard, Jost-Oswald und Heimbrod v. Buttler Gebrüdern und Gevettern Albanischen Erben widmete.

Aus dieser Abhandlung fertigte Metropolitan Schminke zu Sontra am 1.5.1885 einen Auszug an, befindlich im Archiv zu Elberberg, welcher also lautet:

(Leider konnte die ganze Abhandlung noch nicht eingesehen werden, die sicherlich für das Studium der Familiengeschichte viel Interessantes bringen könnte. Muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.)

Lehnbrief für Melchior Steinwarth im Auszug:

„Ich Curt v. Elben thue kund in diesem offenen Briefe auf den die Pfarrkirche im Dorfe Elben durch eine freie Resignation des Ehrsamem Herr Curt Bodts letzten Besitzers, ist verledigt worden, und so nun dieselbige Pfarrkirche aus vetterlicher Erbrecht mir und meinen Erben die zu verleihen gebühret. So ist der würdige Herr Melchior Steinwarth also nun dazu bequemlich und geschickt und ihr angetragen, von mir belehnt und auf richtiglich Dorf präsentiert worden, das Regiment, Versorgung der Seelen belangend ihm ich auferleget, dass er mit dem Worte Gottes sie verwanthe, Pfarrkinder soll weiden und sie lehre und fördere, aber zu seiner leiblichen Erhaltung und in weltlichem Besitz und Gebrauch aller hergebrachten Güter und Eigenthums, so gedachter Pfarrkirche zugehörend, will ich auch dabei schützen und beschirmen und zu seinen Rechten handhaben nemblich mit Zehnten, Früchten, Zinsen und Renten.
Datum 1523 auf Bernhardi Tag.“

Erzählend fährt Steinwarth fort:

„Jacob v. Taubenheim, der schon mehrere geistliche Pfründen besaß, hatte sich noch bei Curts Lebzeiten die Nachfolge im Elberberge Lehene, wozu auch das Dorf Elben gehörig, zu verschaffen gewußt, sobald Curt sterben würde. Lehnherr war, wie schon oben gesagt, das Stift St. Alban zu Mainz und Curts Schwäger waren eigentlich Curt v. Griffte und Joachim v. Boineburg, vermählt 1503.

Witwe Barbara v. Boineburg lebte noch 1570. Ehe noch die Sache wegen der Lehnsfolge in Ordnung gebracht war, starb Curt v. Elben, als ächter (damit meint der inzwischen evangelisch-reformiert gewordene Pfarrer diese Confession) Christ im August Mittwoch vor Bartholomäus 1535. Um sein Sterbbett standen seine Schwäger und Vettern auch Joachim-Jost v. Boineburg-Hohenstein.“

Von einem Bruder Curts mit Namen „Alban“, wie die Elberberger Stammtafel sagt, ist gar keine Rede. Klar und deutlich heißt es bei Steinwarth, dass, der St. Albansstift als Lehnsherr galt. (Auch nur für Teile des Besitzes). Von besonderem Interesse ist Nachfolgendes:

„Der Stamm der Elben hat stets die Grabstätte im Kloster Breitenau gehabt, Curt wurde aber in der Kirche zu Elben im Chor vor dem Altar begraben mit Schild, Helm und Wappen, denn er war der letzte aus dem Stamm Elben.“

Wir ersehen hieraus, dass die eigentliche Familiengruft sich im Kloster Breitenau befand; es ist dieses das von Wernher IV. v. Grüningen gegründete Kloster, welches der letztere für sich und seine Nachkommen als Familiengruft bestimmt hatte. Ein weiterer Beweis dafür, dass die Sippen eins waren.

Leider wurde das Kloster Breitenau im 30jährigen Kriege dem Erdboden gleichgemacht.

Zuletzt erfahren wir noch von Melchior Steinwarth über die nunmehr erfolgte Erbteilung.

„Curt v. Elbens selige Mutter war eine geborene v. Hardenberg und gehörte in das Geschlecht der Herren v. Plesse; Curts v. Elben Schwestern waren verheiratet an v. Griffte und v. Boineburg-Hohenstein. Curt hatte keine Agnaten, sondern Cognaten, die ihm in den Lehen folgten.

Abfindung der Erben v. Griffte und v. Boineburg-Hohenstein, mit Curts Witwe, Catharina v. Hazfeld geschehen zu Gudensberg am Sonntag auf Michael 1535. Die Witwe erhält ihre Leibgruft, Morgengabe und Behausung, 1100 fl., 2 Garten zu Gudensberg sollten ihr eingeräumt werden. Die Frau soll den Erben alles Geschütze, ausgenommen Handrohren, das im Schloß ist, überlassen, die Erben erhalten sämtliche Elberbergsche Lehen u.s.w.

Unterzeichnet von den Zeugen: Werner v. Waldenstein, Marschall, Otto Hund, Amtmann zu Schönstein, Hermann Hund, Jörg v. Lützelwigs, Wilbrecht v. Rodenhausen, Hentze v. Breidenbach, Philipp v. Dallwigk und Ludwig v. Traumbach.

Auch mit Catharina, Gräfin v. Waldeck, verwitwete v. Elben, geb. v. Hatzfeld, finden sich später die Erben weiter ab, sie erhält bar 1100fl. u.s.w.“

„1558 kam es endlich zu einem Vergleiche mit den v. Taubenheims. Die Taubenheimschen Kinder erhielten von den Elbischen Erben 4500 Gulden und letztere wurden von Stift St. Alban belehnt.“

„Der Zende zu Kleinholzhausen war von den v. Elben an Dr. Bischoff zu Homberg versetzt. Dieser vermachte ihn nach seinem Tode testamentarisch den Carthäusern in dem Carthause zu Eppenberg.

Die Elbischen Erben haben ihn, dank der Bemühung Melchiors, wieder eingelöst und sind auf's neue damit vom Landgraf Philipp belehen worden.

Von einem Erbgut zu Weimar samt Haus und Hof fiel jährlich 11 viertel Frucht, 16 völlige u. 5 Hühner. Die Güter zu Vorschütz und der Zehnte zu Niedenstein war an die Altaristen vom Consortio in St. Petersstiftskirche zu Fritzlar gegen 400 Goldfl. verpfändet. Diese Güter sind aber in andere Hände gekommen und 1558 die 400 Goldfl. abgetragen.“

Vom Kloster Kaufungen waren die Elben, und hernach deren Erben mit Afterlehngütern belehen, die um Cassel lagen.“

Diese Notiz veranlaßt uns an den Umstand zu denken, dass Wernher IV. Vogt zu Kaufungen war, dass es sich also wahrscheinlich um ein Erbe derer v. Elben von letzterem handelt.

„Der ganze Zehnde zu Besse ist ein Solmisch Lenen, Niederbesse für 15 fl. ein mainzisch Lehen als zu Fritzlar, der Zehnd vor alten Wald ist der Junkern Erbe, der Weitzepacht daselbst ist von den Gunsten verkauft. Der Zehnde zu Oberelsungen ist Jülich Lehen. Was Güter zu Altendorf und Altenstäde und der Hof zu Sußen sind der Junkern Erbe. Den Zehnden vor Elben tragen die Junker vom Probst zu Fritzlar zu Lehen.

Nachfolgende Stücke tragen die Junker zu Mannlehen vom Landgrafen von Hessen: Den Zehnden zu Todtenhausen, die Wiesen zu Stellbach, die Länderei im Bergerfelde, 3 Huben Landes zu Todtenhausen, ein Hof zu Elben mit 3 Huben Land, der Steinbruch vor dem Elberberg, so Curt v. Elben erkaufte, einen Garten vorm Elberberge erkaufte, den Scheeber mit seiner Zugeörung.“

Über sich und den Antritt seiner Pfarre erzählt noch Melchior Steinwarth:

„Nach solcher meiner Belehnung, so im Beisein ehrlicher Edelleute zu Fritzlar geschen, habe ich mich meinem Junkherr verschreiben müssen, dass ich in eigener Person gen Elben ziehen, daselbst die Pfarre versehen und darbei neben ihm auch in Dienst stehen in seiner Sache, doch mit der Vorsehung, dass es mir in meinem Ministerio unschädlich und innachteilig sein soll.

War damals 32 Jahre alt.“

„1534 Mittwoch vor Ostern bin ich gen Elben aufgezogen und haben mir die v. Elben 3 Wagen geschickt und mich von Fritzlar geholt. Und wie ich gen Elben kommen, bin ich in eine wüste Herberge gezogen, die weder gebrauchen noch gebacken erfunden, habe ich gleichfalls eine dürre Fuder holtz den alten Pott Heinrich mich auf zu leisten des Abends vor 4 Albus abgekauft, da er aber des Morgens nach Fritzlar fahren wollte zu Markt, kam er zu mir und sagte: ich will auch das Holtz mitbringen, ihm gab ich dann noch 6 Heller, welche er tief zu Gemüthe fuhr und ich auf gut Glück fort und auf Rom reiten wollte. Aber mein Junker nahm sich meiner an und verglich sich mit Pott Heinrich.“

Melchior Steinwarth, Pfarrer zu Elben, geboren 1491, hat dieses Werk im Jahre 1571 mit 80 Jahren vollendet. In den Prozessen gegen v. Taubenheim hatte er angegeben, was aber wohl nicht richtig sein mag (bemerkt eine andere Feder), da er nicht ganz ehrlich zu Werke ging. Seine Absicht war dahin gerichtet, die v. Taubenheim vom Schloß fernzuhalten und den rechmäßigen Elbischen Erben, v. Griffte, v. Boineburg-Hohenstein, v. Buttlar zum Besitz der Elbischen Güter zu verhelfen.

û û û

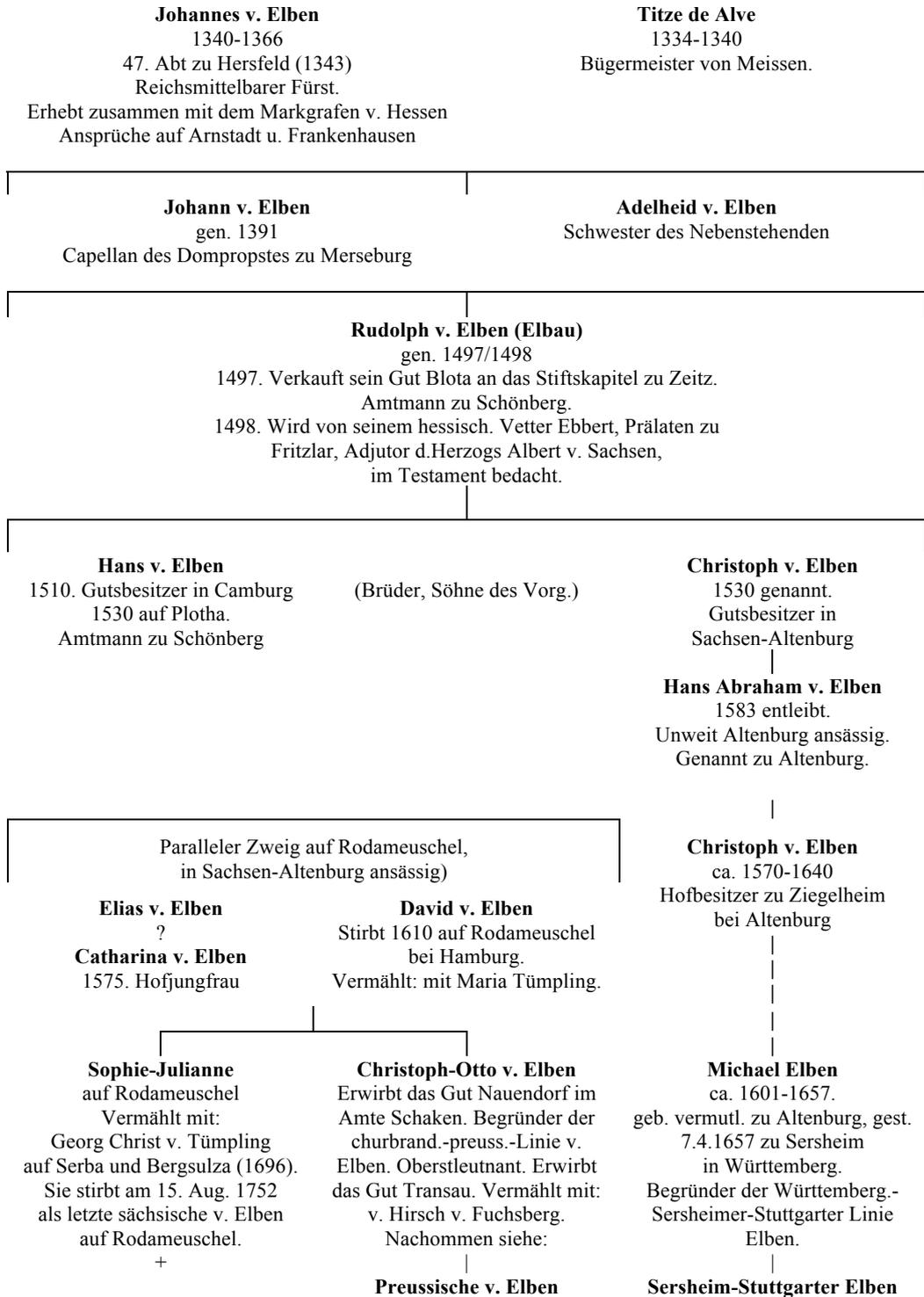
Ein reicher und weit verzweigter Besitz war es, den das hessische Geschlecht derer v. Elben beim Ableben des letzten männlichen Gliedes auf Elberberg im Jahre 1535 seinen Erben hinterließ.

Zweige des Hauses hatten sich, wie wir weiter sehen werden, schon früher nach Sachsen gewandt.

û û û

Stammbaum der hessisch-sächsischen v. Elben bzw. Elben

(Reconstruiert nach Staatsarchivar v. Mülverstedt
ergänzt nach dem Stande bisher. Forschung)



ÜBERGANGSZEIT

Die sächsischen und sächsisch-altenburgischen
v. Elben auf Plotha, Rodameuschel, Schönberg
und in Altenburg. 1497-1583.

„**E**lben, dieser adelichen Familie in Hessen Alterthum und Ansehen erhellet schon daraus, dass Bertholdus v. Elben der 39 Abt (41te) des Stiffts Hirschfeld oder Hirschfeld gewesen. Sie hat noch im vorigen Seculo floriret, denn Hans Abraham v. Elben unter diejenige von Adel, in Mülleri Annal. Sax. S. 478 gezehlet wird, welche dem solennen Leichen-Process der verstorbenen Gemahlin des Hetzogs Fridrich-Wilhelm zu Altenburg mit beygewohnt“

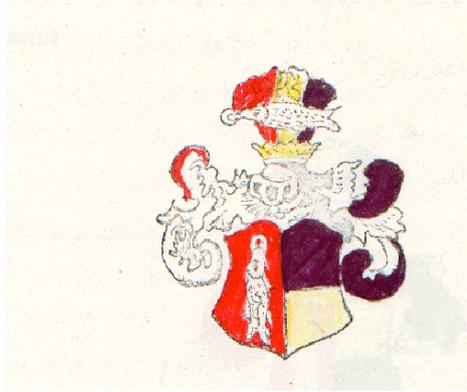
so berichtet uns klar und deutlich die wohl älteste Nachricht (Johann Friedrich Gauhe, Adelslexicon, 1747, Leipzig, Band II. Seite 252).

.....

Zwei neue Wappen, die einander überaus ähnlich sind, treten uns entgegen. Da solche jedoch mit dem Wappen der hessischen Familie nichts gemein haben, meint der bekannte Staatsarchivar v. Mülversted, einen Zusammenhang der sächsischen Linien mit der hessischen Linie ablehnen zu müssen.

Nichts gemein ist zu viel gesagt, denn, wenn auch das Wappenbild, der stehende Fisch, dem hessischen Wappen unähnlich, so darf keinesfalls übersehen werden, dass eine Hälfte der sächsischen Wappen rot-weiß die hessische Abstammung wohl andeuten.

Dagegen steht einmal die Nachricht aus dem Adelslexicon, zum anderen die nicht abzuleugnende Testamentsbestimmung des hessischen Prälaten Ebbert an seinen sächsischen Vetter Elbau.



Abgestorbener Adel der Provinz
Sachsen.

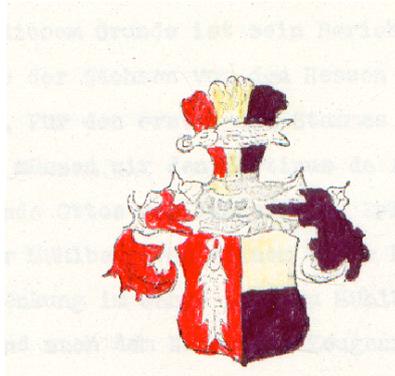
Siebmacher Band VI/6.
(Die v. Elben auf Plothas und zu
Schönberg)

Text zum Siebmacher:

Über dieses altsächsische, im Jahre 1752 in weiblicher Linie erloschene, kleine und wenig bekannte Adelsgeschlecht hat v. Mülverstedt zuerst einige Nachrichten in den Mitteilungen des Thüring-Sächsischen Vereins XIII. S. 402 bekannt gemacht. (Späterer Text zur neueren Siebmacher Auflage.). Man findet es im 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts auf Plothas im Kreise Naumburg gesessen und demnächst auf Rodameuschel im Altenburgischen. (Letzteres stimmt nicht, da für die Rodameuschler das nachfolgende Wappen zuständig.). Es ist nicht mit den Hessischen und Brandenburgischen v. Elben zu verwechseln.

Schild gespalten, vorn auf rot einen senkrechten, weißlichen Fisch mit gelben Ring im Maul. Das hintere Feld von schwarz und gelb quergeteilt. Auf dem Helme liegt der Fisch quer; hinter ihm ragen drei Staußenfedern: rot, gelb, schwarz, hervor. Die Helmdecken sind links rot und weiß, rechts schwarz und gelb.

Das zweite Wappen, dem ersteren überaus ähnlich, ersehen wir aus:



Ausgestorbener Adel der
Sächsischen Herzogtümer.

Siebmacher VI/12. Serie, S.
34

(Die v. Elben auf
Rodameuschel im Sachsen-
Altenburgischen und in
Altenburg.)

Text zum Siebmacher:

Familie v. Elben aus dem Altenburgischen, auf Rodameuschel im
Altenburgischen gesessen. Ursprung dunkel. Erlischt 1752 in weiblicher Linie.

Schild, Helm, Decken, wie beim vorhergehenden gold und schwarz, Decken
weiß-rot. Krone um die Straußenfedern fehlt.

////

Zweifelsohne handelt es sich, wie dieses Wappen zeigt, um die gleiche Familie. Die in einem
fehlende Krone zeigt die Ansässigkeit im Sachsen-Altenburgischen, wogegen das andere
Wappen die Ansässigkeit im Gebiete der Provinz Sachsen bekundet.

Mülverstedt sagt:

„Wenden wir uns nun zu der Sächsisch-Meissnischen Familie v. Elbe (später klar von ihm
ausgedrückt Elben), der wir das Wappen mit dem Fisch zuzuteilen haben, so finden sich in
den Meissner Urkunden die Nachrichten über sie sehr spärlich und unzusammenhängend.“

Das Unzusammenhängende und durchaus Unklare tritt in dem Bericht Mülverstedts deutlich zutage, auch scheinen ihm die Kenntnisse über Hessen gefehlt zu haben. Auch wirft er die Familien Elben und Elbe zusammen u.a.m. Schon aus diesem Grunde ist sein Bericht nicht imstande die Abfolge der Sachsen von den Hessen zu widerlegen.

„Für den ersten des Stammes“, so sagt v. Mülversted, „müssen wir den Martinus de Albea halten, der einer Urkunde Ottos des Jüngeren v. Eyllenburg über eine dem Kloster Mühlberg von seinem Vater Bodo gemachte sehr reiche Schenkung im Jahre 1291 zu Mühlberg bezeugt.

Hiernach, und nach dem Namen der Zeugenreihe zu schließen, muß Martin damals im Churkreise in der Umgegend von Torgau ansässig gewesen sein. Wir bemerken neben ihm zwei Brüder, Otto und Heinrich v. Plote, die nicht dem bekannten Magdeburgischen Geschlechte, sondern demjenigen beizuzählen sind, dessen Stammsitz Plota im Kreise Torgau, Mühlberg gegenüber, an der Elbe, nicht dasjenige Plotha ist, welches im 15. und 16. Jahrhundert denen v. Elbe (hier meint er v. Elben) gehört und im Kreise Naumburg liegt. Im ganzen 14. Jahrhundert treten uns nur zwei Träger des Namens v. Elbe entgegen, von denen wir zweifelhaft sein können, ob sie zu den Nachkommen Martins gehören: ein Titze de Alve, der laut einer Urkunde im Jahre 1334 eine precaria in dem districtus Meissenensis einsammelt und vielleicht identisch ist mit dem 1340 genannten Titze v.d. Elbe (Titze, dann sicherlich: v. Elben), der Bürgermeister in Meissen ist, ferner 1391 der Capellan des Dompropstes zu Merseburg, Johann v. Elbe (Elben?), der eine Schwester namens Adelheid hatte.“

So wichtig die Untersuchungen Mülverstedts sind, so verworren erscheinen sie dem Leser und geeignet das Bild zu verwirren. Zergliedern wir das Gehörte, so können wir feststellen, dass v. Mülverstedt in erster Linie im Martinus de Albea einen Martin v. Elbe sieht, dessen Brüder aber v. Plote heißen (nach einem Gute Plote im Kreise Torgau bei Mühlberg gelegen), die nach seiner Meinung **n i c h t** mit dem Magdeburgischen (hier meint er die bei Naumburg, also die auf Plotha, bzw. die Amtleute von Schönberg) Geschlecht v. Elben gemein haben. Er bekennt sich also dazu, dass die Familien v. Elbe und v. Elben auseinandergehalten werden müssen. Zu Beginn hat aber v. Mülverstedt den Fehler gemacht, nichtsdestoweniger schon diesen v. Elbe das Fischwappen zubilligen zu müssen. Die beste Widerlegung hierfür ist Siebmacher, dessen Kompetenz wohl nicht angezweifelt wird. Siebmacher aber gibt beide Fischwappen zweien Familien v. Elben und keinesfalls v. Elbe.

Auch in seiner weiteren Ausführung hat Mülversted in seinem ausgesprochenen Zweifel recht, dass er die vorgenannten Torgauer (v. Elbe, bzw. v. Plote) nicht als die Vorfahren von den von ihm ermittelten Titze de Alve, späterhin genannt als Titze v.d. Elbe bzw. v. Elben, Bürgermeister in Meissen und dem Capellan Johann v. Elben, der eine Schwester namens Adelheid hatte, zu erblicken vermag.

Für uns, die wir die hessische Familie kennenzulernen die Gelegenheit hatten, steht fest, dass die eben Genannten nur hessische Sprosse sein können. An sich ist aber die Ermittlung dieser drei Genannten überaus wichtig, da sie uns den Fingerzeig geben, wer von den abgesprengten Hessen für die sächsischen v. Elben als Vorläufer in Betracht kommt. So, und nur so, verstehen wir nunmehr Mülversted's Ermittlung. Seine weiteren Untersuchungen fortsetzend, sagt Mülversted weiterhin:

„Aus dem 15. Jahrhundert liegt zur Zeit eine Urkunde vor, welche der v. Elben erwähnt (jetzt spricht Mülversted nur noch von den v. Elben), nämlich die über den vollzogenen Verkauf des Gutes „Blota“ seitens Rudolfs v. Elbau, Amtmanns zu Schönberg, an das Stifts-Capitel zu Zeitz im Jahre 1497.“

Wieder ergibt sich eine scheinbare Schwierigkeit durch diesen „Elbau“. Mülversted kommen hierbei merkwürdigerweise keine Bedenken, denn dessen Nachfolger, gleichfalls der erste von ihnen Amtmann in Schönberg, sind: Hans und Christoph v. Elben, Gebrüder.

Bei Rudolph v. E l b a u handelt es sich übrigens um eine einmalige Namensverstümmelung, die, nebenbei bemerkt, uns s e h r z u s t a t t e n k o m m t .

„Das 16. Jahrhundert“, sagt Mülversted, „eröffnet Hans v. Elben, der 1510 als Gutsbesitzer in der Pflege Camburg genannt wird. Ein zweiter Hans v. Elben (warum ein zweiter, wahrscheinlich der gleiche ?) Hans v. Elben, der mit seinem Bruder Christoph v. Elben erscheint, ist Herr des Rittergutes Plotha. Er dürfte mit dem gleichnamigen Amtmann zu Schönberg 1537, der gleichfalls Plotha besaß, eine Person sein und kommt auch noch 1558 vor.“

Wir möchten feststellen: Rudolph v. Elben, Besitzer des Rittergutes „Blota“, Amtmann zu Schönberg, dessen Nachkommen, vermutlich Söhne, die Brüder Hans und Christoph v. Elben,

ersterer gleichfalls Amtmann zu Schönberg, beide noch besitzer des Rittergutes „Plotha“, bzw. noch eines Teiles desselben. Allgemein bedeutet für dazumal die veränderte Schreibweise des Gutes einmal als Blota, zu anderen als Plotha, nicht viel, für die Sachsen aber mit ihren harten und weichen B's noch weniger. Wichtiger ist, dass die Geschlechter beide dasselbe Amt des Amtmanns in Schönberg bekleiden. So war wohl der Verkauf des Rittergutes Blota an das Stiftskapitel zu Zeitz nur ein Teilverkauf.

Wir erinnern uns jetzt des Testamentes jenes Prälaten Ebbert v. Elben der hessischen Linie, gestorben im Jahre 1498. Wem vermachte Ebbert laut Testament „den ganzen Hausrat und seinen Harnasch ? - seinen Vettern Curde und E l b a u .

Dieses Testament Ebberts, gestorben 1498, stimmt zeitlich mit dem Elbau der sächsischen Linie, welcher sein Gut Blota 1497 verkauft, überein. Ist es anzunehmen, dass diese Namensverstümmelung von Elben in Elbau, zeitlich genau übereinstimmend, in zwei miteinander nichtverwandten Linien sich im reinen Zufall ereignet haben sollte? Ist nicht viel wahrscheinlicher, dass Rudolph v. Elbau = Elben der sächsischen Linie der testamentarisch bedachte Vetter des hessischen Prälaten Ebbert gewesen ist?

Die Adelslexikographie wird nicht ohne Grund behauptet haben, „dass jene sächsische Familie v. Elben, welche später das Gut Rodameuschel im Sachsen-Altenburgischen, und zuvor lange Zeit das Gut Plotha, zwei Meilen westlich Naumburg besaß, für einen Zweig des in seiner Heimat in Hessen erloschenen (1555) Geschlechtes angegeben wird“.

Von Hans v. Elben heißt es, dass er als Gutsbesitzer in der Pflege Camburg erscheint. Damit kommen wir auf das Gut Rodameuschel, welches etwa 5 km südöstlich Camburg lag.

Hans v. Elben dürfte daher auch der Vorläufer jener sächsisch-altenburgischen Familie v. Elben auf Rodameuschel gewesen sein.

Wohin sich sein Bruder Christoph v. Elben gewandt hat, steht nicht fest. Da jedoch der in der nächsten Generation Aufgezählte Hans Abraham v. Elben ist, dessen einmal erwähntes Erscheinen in Altenburg stattfindet, kann angenommen werden, dass C h r i s t o p h v. E l b e n in der Gegend um A l t e n b u r g ansässig gewesen sein mag.

Titze v. Elben aber, der in den Jahren 1334-1340 genannte Bürgermeister v. Meissen, mag sehr wohl der erstmalig abgezweigte hessische Vorläufer und Ahn der sächsischen Linie gewesen sein.

In weiterer Folge dieses sächsischen Geschlechtes ergeben die Untersuchungen Müverstedts: Catharina v. Elben, Hofjungfrau der Herzogin Sidonie v. Braunschweig, sie quittiert zu Weissenfels am 25. Februar 1575 über den Empfang ihr von jener vermachten hundert Taler.

Schon immer hatten Beziehungen der hessischen v. Elben nach Sachsen in einzelnen Gliedern bestanden.

Johann v. Elben, der Abt von Hersfeld, hatte gemeinsame Interessen, die ihn mit dem Markgrafen von Meissen verbanden, der Prälat Ebbert war im Jahre 1480 Adjutor des jungen Herzogs Albert v. Sachsen u.a.m. Sehr wohl denkbar ist es, dass jüngere Familienglieder sich diese Beziehungen zunutze machten und in Sachsen ansässig wurden. Damit trat dann auch ein Wappenwechsel ein, zum Teil aber blieben die hessischen Farben im Wappen erhalten. Mülversted führt weiter aus:

„Demnächst folgen zwei Brüder: Elias und Hans Abraham v. Elben, der 1583 entleibt wurde, und David v. Elben, der Rodameuschel besaß und 1610 bereits verstorben war, aber von seiner Gemahlin, Maria v. Tümppling, einen Sohn Christoph-Otto v. Elben hinterließ, mit Taufnamen, die wir bei der churbrandenburgisch-preußischen Linie wiederfinden.

Als die letzte (gemeint sächsisch adligen) Stammes endlich Sophie-Juliane v. Elben, die Rodameuschel ihrem Gatten, dem fürstlich-sächsisch-weimarischen Kammerjunker und Oberstleutnant Christoph v. Tümppling auf Serba und Bergsulza, mit dem sie sich am 27. Dezember 1696 vermählt hatte, zubrachte, und im hohen Alter am 15. August 1752 starb.“

Christoph Otto v. Elben aus dem sächsischen Hause, wird Begründer der churbrandenburgisch-preußischen Linie. Er ändert sein sächsisches Wappen in das churbrandenburgisch-preußische ab. Deutlich erkennen wir den Zusammenhang dieser Linien aus den Wappen.

Trotz allem verdanken wir Mülversted den Zusammenhang der einander folgenden Geschlechter, den Übergang der sächsischen v. Elben von den Hessen und, wie wir weiter sehen werden, den Übergang der sächsischen Familie Elben von den adligen sächsischen Vorfahren.

Erst durch die Ermittlung Mülverstedts erscheint die Kette in der Chronik geschlossen.

So sehen wir uns durch die Ermittlungen v. Mülverstedts in der Lage auch für die Sachsen einen Stammbaum zu rekonstruieren.

Durch das Gravitieren der Hessen nach Sachsen kommt wohl als erster Titze v. Elben nach Sachsen. Er wird uns in den Jahren 1334 und 1340 genannt und ist Bürgermeister von Meissen. Unter seinen Nachkommen finden wir jenen Caplan des Dompropstes zu Merseburg, Johann v. Elben, genannt im Jahre 1391, der eine Schwester namens Adelheid hatte.

Als weiterer Nachkomme erscheint Rudolph v. Elbau, Rittergutsbesitzer von Blota und Amtmann zu Schönberg, weiterhin dessen Söhne Hans und Christoph v. Elben. Sie sitzen noch auf einem Teil des Gutes Plotha, welches jedoch zum Verkauf gelangt. Hans v. Elben erwirbt das Gut Rodameuschel in der Comtur Camburg gelegen, Christoph v. Elben dürfte sich in der Gegend von Altenburg angesiedelt haben.

Deren Nachkommen bzw. Kinder sind Elias v. Elben, Catharina v. Elben, David v. Elben und der im Jahre 1583 entlebte Hans Abraham, welcher uns in Altenburg genannt wird.

Die Nachkommen Davids v. Elben sind die Rodameuschler, vermutlich Geschwister: Sophie-Juliane v. Elben und Christoph-Otto v. Elben, welcher letzterer nach Preußen verzieht und die churbrandenburgisch-preußische Linie begründet, das Gut Rodameuschel seiner Schwester überlassend.

Christoph v. Elben, vermutlich in der Umgegend Altenburgs ansässig, vielleicht der Vater Hans-Abrahams, wahrscheinlich nicht mehr Rittergutsbesitzer, sondern nur noch Hofbesitzer in oder bei Altenburg, ist, wie wir mit größter Sicherheit annehmen dürfen, der Vorfahr jenes

Christoph Elben, den wir um das Jahr 1570-1640 als Hofbesitzer in Ziegelheim bei Altenburg ermitteln konnten.

Außer den bisher behandelten Linien der Schwaben, Hessen und Sachsen, die unmittelbar im Zusammenhang stehen, hat v. Mülverstedt noch einzelne Glieder namens v. Elben zu ermitteln vermocht, die im Mittelalter vereinzelt auftauchen.

Da wir solche zur Zeit nicht zu klassifizieren vermögen, müssen wir sie als Versprengte bezeichnen.

Es sind dies:

Henricus de Albea. 1321. Wappen unbekannt.

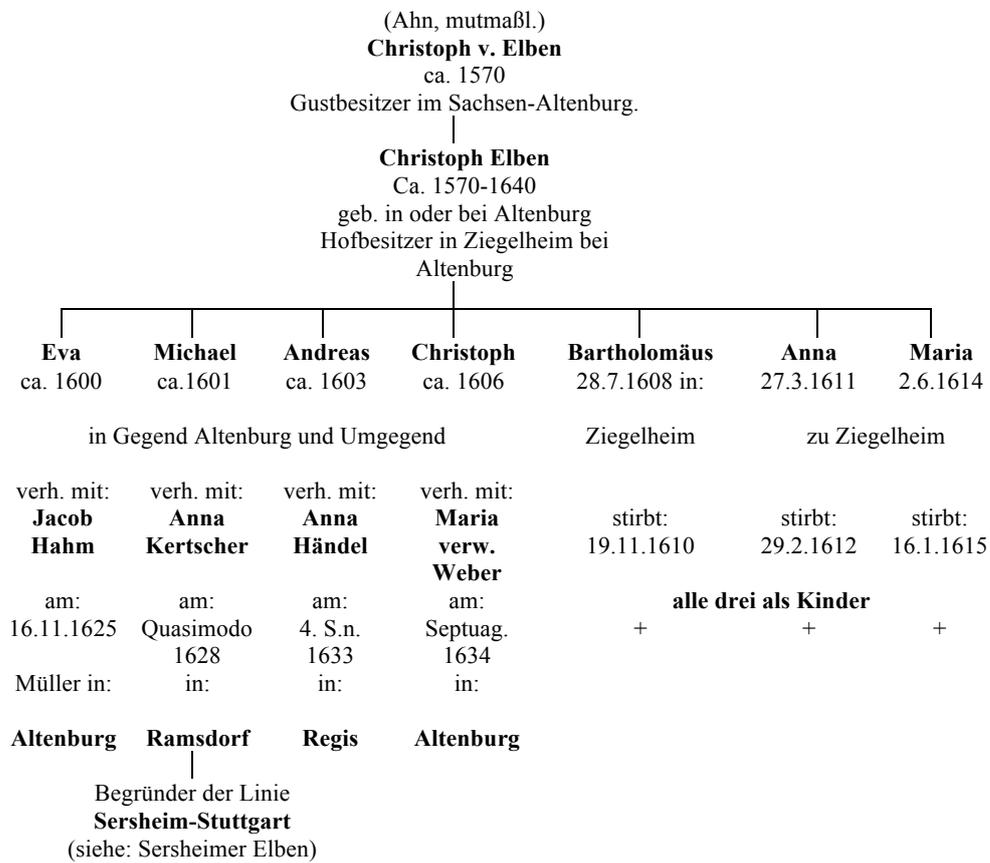
Henning v. Elben. 1344 zu Bukow im Stift Brandenburg gesessen.

Hans v. Elben, genannt 1375 und 1378.

Michael v. Elben: Knappe, besaß bis zum Jahre 1375-1386 ein Rittergut zu Labentz bei Schivelbein, ist mit dem 1399 genannten „Ehrbar Knecht Schivelbein“ identisch, kommt auch in den Jahren 1403, 1408 und 1409 unter den Vasallen des deutschen Ordens in der Neumark vor.

“\”

Ziegelheimer Elben. Stammtafel I



/ / / / /

Die adlige Familie v. Elben, so weit sie nicht auf Rodameuschel ansässig in Sachsen sich befand, läuft mit Christoph v. Elben 1530, Hans Abraham v. Elben, genannt zu Altenburg, entleibt im Jahre 1583, ab.

Zu einer Zeit, in welcher Neubildungen von Namen nicht mehr vorkommen, tauchen am gleichen Ort erstmalig bürgerliche Elben in Ziegelheim, etwa 8 km von Altenburg entfernt, auf.

Die sächsischen Elben in Ziegelheim **bei Altenburg**

Es sind nachweisbar drei Linien, die uns zu Ziegelheim entgegentreten, von welchen die auf der Stammtafel I der Ziegelheimer Elben uns am meisten zu interessieren vermögen.

Als ältester dieser Linie wird uns Christoph Elben genannt (ca. 1570 - ca. 1640). Er erscheint als Hofbesitzer zu Ziegelheim bei Altenburg. Er ist, wie aus den Kirchenbüchern zu ersehen, nicht in Ziegelheim geboren. Auch von seiner aus sieben Köpfen zählenden Familie sind die ersten vier Kinder keinesfalls in Ziegelheim geboren. Erst für die drei jüngsten sind die Geburtsdaten zu Ziegelheim genannt. Mithin muß Christoph Elben erst gegen 1607 mit seiner Familie in Ziegelheim Hofbesitzer geworden sein. Wir sehen auch in der Folge die älteste Tochter Eva und den dritten Sohn Christoph nach Altenburg heiraten. Sein ältester Sohn **M i c h a e l E l b e n** heiratet Quasimodo 1628 **A n n a K e r t s c h e r** aus Ramsdorf. Er ist der einzige Elben namens Michael, für den in Ziegelheim kein Sterbejahr genannt wird, also muß dieser Michael nach dem Jahre 1628 aus Sachsen ausgewandert sein. In ihm haben wir jenen Michael Elben zu suchen, der nach Sersheim in Württemberg eingewandert, die Linie der Sersheimer Elben begründet.

Die Linie Christoph Elben in Ziegelheim erscheint nur flüchtig in Ziegelheim, sie hat dort nicht fußzufassen vermocht. Die jüngsten zu Ziegelheim geborenen Kinder des Christoph Elben, Bartholomäus, Anna und Maria, starben in frühester Jugend im Alter von ein bis zwei Jahren. Die Tochter Eva nach Altenburg geheiratet, Andreas verheiratet in Regis, Christoph nach Altenburg, der älteste Sohn Michael nach Sersheim ausgewandert, stirbt diese Familie im Jahre 1640 mit dem Tode Christoph Elbens zu Ziegelheim vollkommen aus.

Wir gehen nicht fehl anzunehmen, dass der 30jährige Krieg die Ursache ist Haus und Hof zu verlassen. Die Jungen wanderten mit ihren Frauen aus, die Alten blieben.

Wie wir bereits bei den Vorfahren gesehen haben, wurden die Rittergüter verkauft. Erbteilung und schlechte Zeiten ließen aus Rittergutsbesitzern Hofbesitzer werden. Mit dem Verkauf des Stammgutes verschwand das Prädikat des Namens, aus Adligen wurden Hofbesitzer, d.h. Bauern. Einzelne Glieder solcher Familien flüchten in die Städte, werden dort gewerbetreibende Zünftler.

Denen gelingt es durch die schweren Zeiten Hofbesitzer zu bleiben, wurzeln gleichfalls viele Jahrzehnte lang als Bauern auf ihren Erbhöfen.

So sehen wir die gleiche Familie Elben in den beiden anderen Linien (siehe Stammbaum II und II Ziegelheim) in Ziegelheim den 30jährigen Krieg überdauern und fußfassen. Der letzte Elben der Linie II Ziegelheim stirbt etwa um das Jahr 1744, der letzte der Linie III in Ziegelheim im Jahre 1743. Ein Zweig, der sich nach Altenburg gewandt hatte, wird im Jahre 1756 noch genannt.

Überdauert hat diese Zahlen nur der Zweig jener Familie Elben, welche in der Person Michaels Elben, des Sohnes Christophs Elben, gegen das Jahr 1628 in Sersheim in Schwaben einwanderte.

Einzelheiten der Ziegelheimer Elben gehen aus den beiliegenden Stammbäumen hervor.

NEUZEIT

Die churbrandenburgisch-preussischen v. Elben

in Ostpreussen und Masuren.

Die württembergischen Elben

zu Sersheim, Zuffenhausen und Stuttgart.

Zwei Familiengruppen weisen sich in der Neuzeit auf, jene churbrandenburgisch-preussische Familie v. Elben, die aber auch im Jahre 1714 in weiblicher Linie erlischt, sowie die wieder im Schwabenlande ansässig gewordene, welche von allen Geschlechtergruppen die einzige geworden ist, die jene alte Sippe der Elben bis in unser Zeitalter zu bringen vermochte.

Sollte es ihr die alte Heimat angetan haben, dass sie erneut kräftig zu wurzeln begann?

Die churbrandenburgisch-preussischen v. Elben.



Brandenburgisch-preussischer Adel.

Aus: Siebmacher.

Text hierzu:

Aus unbekannter Heimat kurz vor 1640 nach Preussen gekommen und im Samlande und Masuren begütert. Im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts lebten noch drei Brüder, die im Kurbrandenburgischen resp. Kaiserl. Militärdienste standen.

Schild gespalten, vorn ein senkrechter Fisch, hinten ein Querbalken: inmitten eines offenen Fluges ein wachsender Löwe.

Churbrandenburgisch-preussische Linie v. Elben

Stammbaum

David v. Elben

(aus dem Stamme der sächsisch-altenburgischen Linie)

Herr des Rittergutes Rodameuschel bei Camburg.
+ 1610. Vermählt mit: **Maria v. Tümping**.

Sophie-Julianne
auf Rodameuschel.
verm. mit: (1696)
Georg-Christian von Tümping
auf Serba und Bergsulza.
Sophie-Julianne + 15.8.1752
als letzte sächs. v. Elben auf Rodameuschel.

Christoph-Otto v. Elben
kommt kurz vor 1640 nach Preussen, ins Samland
und Masuren. Erwirbt das Gut Nauendorf im Amte
Schaaken. Vhr. mit Salome v. Koller
Eigentl. Begründer der churbrand.-preuss. Linie.
Oberstleutnant. Erwirbt auch das Gut Transau.
Vermählt mit:
v. Hirsch und Fuchsberg

Sabina vhr. mit Hans G. Münch	Otto-Friedrich Besitzer der Güter: Sacherau u. Linkau im Amte Fischhausen. Erheiratet das Gut Kallischken in Johannesburg. (1662 mit Maria-Anna v. Knebel). Churbr. Major.	Adam-Heinrich 1672. Capt. im Kaisl. röm. Infr. Rgt. v. Starhemberg. Stirbt im Jahre 1676 während seines Aufenthaltes in Preussen. +	Wilhelm- Ludwig 1677. Leutnant bei der alliiert. Armee. +	Anna- Dorothea +	Catharina +	Maria- Eva 1714 noch am Leben
---	--	--	--	--------------------------------	-----------------------	---

Katharina-Luise v. Elben
Vermählt sich in erster Ehe mit:
Capitain Georg v. Lehwald (1719)
auf Ublick und Kallischken,
später: mit dem polnisch. Oberstleutnant
Johann-Kaspar v. Krösten.
Letzte der preussischen Linie v. Elben.

(Zweig ausgestorben)

Siehe Brandenburgisch-preussischer Adel.
Wappen u. Text bei Siebmacher.

Unverständlich erscheint uns der Text im Siebmacher „Aus unbekannter Heimat nach Preussen gekommen“, da bei Betrachtung dieses brandenburgisch-preussischen Wappens die Abstammung bereits ersichtlich wird.

Sowohl Christoph v. Elben der brandenburgisch-preussischen Linie, als auch sein Sohn Otto-Friedrich bezeichnen in zwei Eingaben (nach Mülversted) als ihre Heimat Sachsen.

Der Begründer dieses Zweiges ist Christoph-Otto v. Elben, der Sohn des auf Rodameuschel in Sa. im Jahre 1610 verstorbenen David v. Elben und seiner Ehefrau Maria v. Tümping. Er ist churbrandenburgischer Oberstleutnant und erwirbt im Jahre 1639 das Gut Nauendorf im Amte Schaaken, er besaß auch Transau. Verehelicht war Christian-Otto mit einer v. Hirsch a.d.Havel zu Fuchsberg.

Sowohl mit seinem preussischen Militärdienst als auch seiner Seßhaftwerdung in Preussen ist die Abänderung des sächsischen Wappens zu erklären.

Christoph-Otto v. Elben hinterläßt 3 Söhne und 3 Töchter, welche alle, bis auf den ältesten Sohn Otto-Friedrich, kinderlos versterben. Otto-Friedrich wiederum hat, als die letzte ihres Stammes eine Tochter: Katharina-Luise v. Elben, die sich zuerst mit dem 1719 verstorbenen Capitain Georg v. Lehwald auf Ublick und Kallischken und sodann mit dem polnischen Oberstleutnant Johann-Kaspar von Krösten auf Kallischken vermählt.

Über die kinderlos verstorbenen Söhne und Töchter Christoph-Ottos v. Elben gibt der beiliegende Stammbaum Aufschluß. So sehen wir auch diesen Zweig in der neuen Heimat schon in der dritten Generation aussterben.

uuuuuuu

Die württembergischen Elben
zu Sersheim, Zuffenhausen und Stuttgart.
(Einzig überlebender Zweig des Geschlechtes)
Von ca. 1600 - zur Jetztzeit.

Von dieser Familie ist bekannt, dass sie aus Sachsen stammte und dass ein Familienwappen erhalten geblieben war. Nachdem wir die Ziegelheimer Elben in allen ihren Gliedern festzustellen in der Lage waren, und von allen Michaels Elben nur jener Sohn Christoph Elben zu Ziegelheim der etwa im Jahre 1601 in der Gegend um Altenberg geborene Michael Elben in Frage kam, nachdem wir feststellten, dass dieser Michael Elben der einzige jener Michaels Elben war, welcher nicht in Ziegelheim verstarb, mithin nach den Regeln verfahren waren, die von einer getreuen Familienforschung verlangt werden, ist ohne Zweifel in ihm der Gründer der Sersheimer Linie auch ermittelt.

Schon durch das seltene Vorkommen des Namens sind andere Abstammungs-möglichkeiten ausgeschlossen. Die Chronik vermag deshalb auch keinen Elben, sei er adlig, sei er bürgerlich, ob Ritter oder Bauer, als plötzlich entstanden anzunehmen. Wenn die adligen v. Elben in oder bei Altenburg abliefen und zu gleicher Zeit in gleicher Gegend bürgerliche Elben auftreten, steht für jeden Geschichtsforscher die Abstammung und Weiterfolge, ob mit oder ohne Prädikat, fest, es sei denn, das Gegenteil würde bewiesen.



Wappen der Sersheim-Stuttgarter Elben.
Nach einem alten Ptägstock in der Familie
Elben.

Sersheim-Stuttgarter Linie Elben

Die ersten Sersheimer

(Vorfahr)

Christoph v. Elben

in Sachsen-Altenburg erwähnt (siehe sächsische Linie v. Elben)

|

Christoph Elben

ca. 1570-1640)

Hofbesitzer in Sachsen-Altenburg.
Ziegelheim bei Altenburg.

|

Johann-Michael Elben (Elbin)

geb. 1601 bei Altenburg

vrh. mit **Anna Kertscher*** aus Ramsdorf, Quasimodo 1628

Auch vrh. mit **Barbara (?)**

(*2. Ehe mit Heinrich Ritschi v. Schlier)

+ 7.4.1657 in Sersheim z.Zt. des 30jähr. Krieges.

|

Johann Jakob Elben

1651-1665

Johann-Michael Elben

1648-1720

vermählt: 1672 zu Sersheim
mit **Christine Glück.**

Johann(Hans)-Georg Elben

1656-1727

Schultheiss

getraut zu Nussdorf am
10.11.1678 mit

Anna Behringer aus Nussdorf.
Stamm erloschen.

+

Margaretha
vrh.: **Schickh**

Christina
geb. 1672
vrh. mit: **Götz**

Johann (Hans)-Jacob Elben
geb. 1683 od. 1684
Geburtsjahr wegen Franzoseneinfalles undeutlich.
+ 26.2.1735
Heiligenpfleger und Wagner zu Sersheim.
Vermählt mit: **Maria-Magdalena Schaber**
im Jahre 1707 zu Sersheim, Tochter des Hans-
Jacob Schaber aus Leonberg

Christina
Catherina
1694-1727
?????/gr.

**Johann(Hans)-
Georg Elben**
getr. 30.5.1741 mit:
Anna-Marie
Dahlhäuser
zu Sersheim

Hans-Jacob
Elben
geb. 7.1.1712
+ 25.10.1736
unverehelicht
+

Johann-Kaspar Elben
geb. 23.2.1716 zu Sersheim,
verehel. mit: **Anna-Magdalena Junghans**,
Tochter des Michael Junghans, Amtmann zu
Zuffenhausen bei Stuttgart. Schulmeister und
Steuereinnnehmer daselbst. Vater von 16
Kindern aus zwei Ehen, darunter den
Christian Gottfried,
Begründer des Schwäb. Merkurs.
Johann-Kaspar + 20.8.1784. Er war in 2. Ehe,
aus welcher 14 Kinder stammten, mit **Susanne**
Jaiser verehel. (Schmiedens Tochter)

(siehe nächster Stammbaum)

Die weiteren hand-
schriftlichen Ein-
tragungen kann ich
leider nicht zuord-
nen, gemäß Ge-
burtsjahr nicht die
Kinder d. O. /gr.

Deutlich erkennen wir die Gleichheit des Sersheimer Wappens mit jenem der hessischen Familie auf Elberberg. Über dem Schild der Helm mit Adlerflug, die drei Gleven im Schild und Flug, Schild ohne Holmdecken. Wir vermuten, dass mit Wegfall des Prädikates auch die Helmdecken in Fortfall kamen. Es war vielleicht kein Wappen mehr im adligen Sinne, kein Versuch der Ableitung irgendwelcher Rechte hieraus, als vielmehr die Beibehaltung des Sippenzeichens, welches sich hierin dokumentierte.

uuuuuuu

Erste Sersheimer Generation

Es war zur Zeit der Regierung des Herzogs Eberhard III., als Michael Elben (geb. bei Altenburg ums Jahr 1601), im Jahre etwa 1628-1630 zu Sersheim im damaligen Herzogtum Württemberg ansässig wurde. Er war Quasimodo 1628 zu Ramsdorf mit der Jungfrau Anna Kertscher getraut worden. Die traurigen Verhältnisse des dreißigjährigen Krieges ließen ihm seine Heimat in Sachsen, das in den ersten zehn Jahren des Krieges ganz besonders vom Kriege heimgesucht ward, verlassen, auch glaubte man im lutherischen Herzogtum Württemberg besseren Schutz als in Sachsen vor den Fährnissen des Krieges finden zu können.

Er war der Sohn Christophs Elben, des Hofbesitzers zu Ziegelheim bei Altenberg, der um ca. 1570 geboren war und im Jahre 1640 (laut Ausweis der Kirchenbücher zu Ziegelheim) verstarb. Sein Großvater bzw. Urgroßvater dürfte wohl mithin jener Christoph v. Elben gewesen sein, der uns mit seinem Bruder Hans v. Elben als die Herren des Rittergutes Plotha gegen 1530-1558 ausgewiesen werden, deren Vater Rudolf v. Elbau als Vetter des Prälates Ebbert sowohl zur alten hessischen als auch zur sächsischen Linie derer v. Elben gehörte. Dieser erste Sersheimer Elben stirbt, wie wir aus den Kirchenbüchern zu Sersheim erfahren, am 7. April 1657 unter Hinterlassung zweier Söhne.

Zweite Sersheimer Generation

Wir wissen vom älteren Sohne gleichen Namens wie der Vater, Johann-Michael, dass er sich im Jahre 1672 mit Christine Glück verehelichte und die Trauung zu Sersheim stattfand; vom jüngeren, Hans-Georg, dass er das Amt eines Schultheißen (wahrscheinlich zu Sersheim oder Nussdorf) bekleidete und am 10. November 1678 zu Nussdorf getraut wurde.

Die verhältnismäßig auch für die zweite Generation noch neue Heimat, Sersheim, gehörte zu Württemberg, war jedoch zum Teil erst vor kurzem, zur Zeit der Regierung des Herzogs Ludwig in den Jahren 1581-1589, dem Herzogtum inkorporirt worden. Bei Entstehung des Geschlechtes jener von Württemberg und Erbauung ihrer Burg, war Sersheim schon im Jahre 1082 der Gemahlin des Burgbauers, Wertrud, zu eigen gewesen. Im Zeitalter Michaels Elben des Älteren wirkte sich die allgemeine Zerrissenheit und der Niedergang Deutschlands auch in Württemberg aus.

Immer mehr spitzte sich das Verhältnis des katholischen Kaiser- und Königtums zu den evangelischen Fürsten zu, unter welchen seit Ulrich und Christoph die Würtenberger eine führende Rolle spielten.

Herzog Johann-Friedrich von Württemberg (1608-1628) hatte zum Schutze gegen die Übergriffe des Kaisers gegen die schwäbische Reichsstadt Donauwörth Verhandlungen wegen der Errichtung eines evangelischen Bundes ergriffen, welcher Bund als Union durch Beitritt des Fürsten von Anhalt, des Kurfürsten von der Pfalz, des Pfalzgrafen von Neuburg und der Markgrafen von Brandenburg und Baden zustande kam.

Die Kriegsrüstungen jedoch, die hieraus folgten, brachten das Land in arge Schulden und die Bevölkerung mehr oder minder zur Verarmung.

Der evangelischen Union gegenüber stand die katholische Liga, deren Haupt Maximilian von Bayern war.

Herzog Eberhard von Württemberg, der Dritte, war erst 14 Jahre alt, als sein Vater 1628 starb. Für ersteren übernahm dessen Onkel, Ludwig Friedrich, die Regentschaft. Nach dem Verlust für die Evangelischen der Schlacht von Nördlingen (Bernhard von Weimar) und den hierauf

folgenden Einzug König Ferdinands von Österreich in Stuttgart, verbreiteten sich auch im Schwabenlande Raub, Brand und Totschlag. Städte und Dörfer wurden geplündert und verbrannt, die Einwohner derselben irrten in den Wäldern umher. Das Vieh war abgetrieben und die Felder lagen brach. Es herrschten Hungersnot und Pest. Der Aberglaube hatte überhand genommen; wurden doch in den Jahren 1580-1648 allein in Rottweil 97 Menschen wegen Hexerei dem Scheiterhaufen überliefert. Wohl bemühte sich die lutherische Geistlichkeit den Hexenwahn zu mildern, allein der Tiefstand der Bildung und der Kultur, stets die Folge aller Kriege, aller Schichten der Bevölkerung war groß.

So ging auch dazumal der Zusammenhang mit der alten Heimat für die Zugewanderten verloren.

Dass die nach Württemberg Zugewanderten evangelischen Glaubens waren, geht aus den Vornamen hervor, welche evangelischen Familien, unter besonderer Bezugnahme der inzwischen zugänglich gewordenen Bibel, unter alttestamentarischen Namen ihre Wahl zu treffen pflegten, während die katholische Kirche den Gebrauch dieser unchristlichen Namen verbot bzw. bei der Taufe nicht zuließ. So kommen wir auf die Namen Hans-Abraham, Elias, David usw.

Aus den wenigen Daten, die uns über jene beiden ersten Generationen zur Verfügung stehen, können wir jedoch entnehmen, dass sie fußfaßten und in der Gemeinde führende Ämter zu erhalten vermochten (Schultheiss). Vielleicht waren es nicht nur persönliche, sondern möglicherweise auch ererbte Eigenschaften, die sie hierfür befähigten.

Spärlich und kümmerlich, wie das Leben jener Zeit, fließen auch die Nachrichten jener Vorfahren.

Dritte Sersheimer Generation

In der nachweislich dritten Sersheimer Generation heißt es über Johann(Hans)-Jacob Elben: Getraut 1707 zu Sersheim mit Maria-Magdalena Schaber aus Leonberg, geboren 1683 bzw. 1684; Geburtsjahr wegen Franzoseneinfalles ungenau.

Wiederum steigen vor uns die geschichtlichen Ereignisse jener Zeit auf, die wir uns zu vergegenwärtigen haben, wenn wir das Leben der Voreltern von damals erfassen wollen.

Ludwig XIV. von Frankreich hatte mitten im Frieden dem Reich Straßburg entrissen, und seine Horden gelangten hierbei bis tief ins Württembergische hinein.

Johann-Michael, sein Bruder Hans-Georg und deren Kinder wurden zu Zeit- und Leidensgenossen dieser räuberischen Einfälle eines Montclars und Melacs, die in der Geschichte als die Mordbrenner bezeichnet werden.

Im Jahre 1688 wird die unweit gelegene Hauptstadt von den Franzosen geplündert. Schon 1692 sieht das Land sie wieder.

Der erst 17jährige Landesfürst, Herzog Eberhard Ludwig, übernimmt 1693 die Regierung, zu gleicher Zeit findet ein neuer räuberischer Einfall der Franzosen statt.

Die Greuel und Untaten nehmen kein Ende, was der 30jährige Krieg verschonte, vollenden jetzt die Franzosen. Erst des Prinzen Eugen von Savoyen Siege bringen auch Schwaben wieder Erleichterung.

Schwer lastet auch die Regierung des leichtfertigen und gewissenlosen Herzogs Eberhard Ludwig auf dem Lande, wobei insbesondere dessen Verhältnis zu seiner geldgierigen Geliebten, der Grävenitz, dem Volke zur bitteren Not wird.

Der Landgewinn des Herzogtums durch den Erwerb von Freudental und Unter-Riexingen beim Ableben des Herzogs, schafft dem Volke und im Lande geringere Freude, als das Ableben desselben selbst.

Nach ihm kommt in dem Herzoge Karl-Alexander (1733-1737) die katholische Linie Württembergs zur Regierung.

Vierte Sersheimer Generation (zu Zuffenhausen)

Während beim Regenten-Vorgänger die Grävenitz den Fluch des Volkes bildete, tritt nunmehr an deren Stelle: Jud-Süss, der Finanzberater des Herzogs Karl-Alexander, der durch seine Maßnahmen Land und Leute schröpft.

Wie fast überall in den deutschen Landen war dazumal die städtische Bürgerschaft, ehemals der fortschrittlichste und gebildetste Bestandteil des Volkes, dezimiert und in Armut versunken. Mut und Schaffensfreude sind verschwunden, kleingeistig und spießbürgerlich verbringt diese Bevölkerungsschicht ihr Leben, nur für die unmittelbaren leiblichen Bedürfnisse sorgetragend.

An den Höfen breitet sich ein jeder Vaterlandsliebe ermangelndes, absolutistisches, selbstsüchtiges und rohes Herrschertum aus. Mit knechtisch-scheuer Bewunderung betrachten das Bürgertum von dazumal und das Volk die pompösen Feste und das sich einbürgernde, unnatürliche Zeremoniell der meist unwürdigen und sittenlosen Höfe und Fürsten. Mannesstolz und freies Wort hat aufgehört zu sein, anstelle der Vaterlandsliebe, die es nicht gab, steht ein serviler Dienst um die Person des Herrschers. Der sich durch die einzelnen Fürsten immer mehr und mehr ausbreitende Militarismus ist berufen, den Untertanen durch die kommenden Jahrhunderte den Stempel unbedingten Gehorsams, einer Uniformierung des Bürgers in geistiger und körperlicher Hinsicht, aufzudrücken, die Fürsten gelangen zu einer fast schrankenlosen Herrschaft im Lande, welche so weit geht, dass der Landesfürst keine Bedenken hat, zur Auffrischung seiner Finanzen die Jugend seines Volkes zu Soldaten gepreßt, fremden Staaten zu verkaufen.

Mehr oder weniger sind alle so. Ein Einziger unter ihnen steht als leuchtender Stern einsam auf stolzer Höhe. Friedrich der Einzige rettet die Ehre der Monarchen.

So sieht jene Zeit aus, die unsere Familie nach Zuffenhausen und Stuttgart gelangen läßt.

Es ist der Zeitabschnitt unseres Zuffenhausener Amtmanns, Umgelters und Schulmeisters **J o h a n n K a s p a r E l b e n** und seines bedeutenden Sohnes, des Begründers des Schwäbischen Merkurs, **C h r i s t i a n G o t t f i e d E l b e n** , in des letzteren Jugendjahren.

Auch die erste Zeit der Regierung des nachfolgenden Herzogs Karl Eugen zeichnete sich in nichts von seinen Vorgängern aus (regierte insgesamt von 1737-1793).

Johann Kaspar Elben, geboren am 23. Februar 1716 zu Sersheim, getraut in erster Ehe mit Anna Magdalena Junghans aus Stammheim, aus welcher Ehe zwei Kinder stammten, in zweiter Ehe mit Susanne Jaiser, aus welcher Ehe 14 Kinder folgten, stirbt am 20. August 1784.

Er vereinigte in seiner Person den Amtmann, den Steuereinnehmer und Schulmeister von Zuffenhausen.

Noch im Jahre 1778 gelingt es ihm, trotz schwerster Lebensbedingungen seinen Sohn Christian Gottfried vom preussischen Militärdienst freizukaufen.

Seine Familie war groß, sein Einkommen gering, so dass sein Leben ein an Entbehrungen reiches war.



uuuuuu

Fünfte Generation der Sersheimer in Schwaben

Der älteste der Söhne Johann-Kaspars war: **Johann-Christoph Elben**. Erst Präzeptor in Göglingen, wo er sich mit der Tochter des Oberamtmanns Hornung verheiratete, sehen wir ihn später als Pfarrer in Albershausen und Fallbach amtieren. Er stirbt im Jahre 1816; sein Stamm erlischt in der nachfolgenden Generation. Der zweite der Söhne Johann-Kaspars war: **Jacob-Friedrich Elben**. Wir wissen nur, dass er unverehelicht war und in Beilstein die Stellung eines Oberamtsaktuars innehatte. Der dritte der Söhne wird uns als **Gottlieb Elben** genannt. Er ist gleichfalls unverheiratet und Forstsekretär in Löwenstein.

Als fünfter und bedeutendster der Söhne endlich:

Christian Gottfried Elben

1754 - 1829,

den wir in der schwäbischen Familie als Stammoberhaupt anzusehen gewohnt sind. Mit ihm beginnt im eigentlichen Sinne die Linie der Stuttgarter Elben.

Ein weiterer und sechster Sohn Johann-Kaspars, **Carl-Justus Elben**, wird uns bekannt. Dieser blieb in Zuffenhausen ansässig. Von ihm ausgehend leben heute noch Nachkommen in Zuffenhausen in 3 männlichen Gliedern.

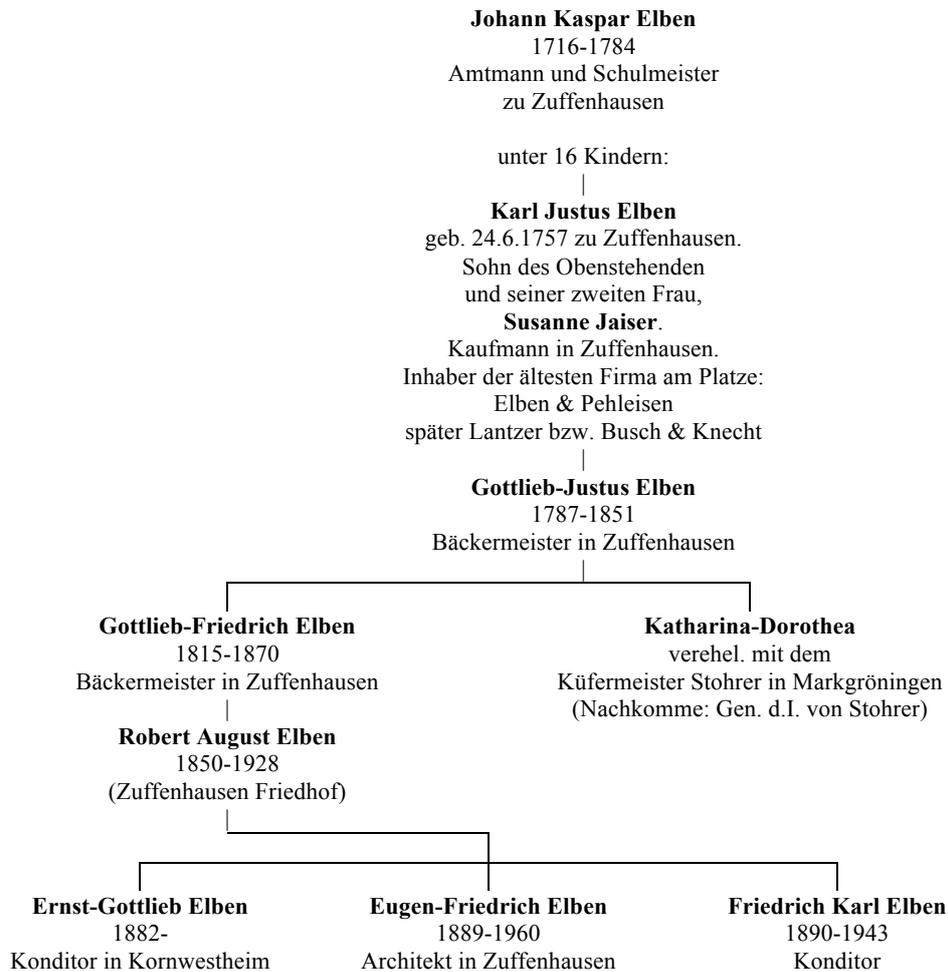
Von den vier erstgenannten sind keine Nachkommen vorhanden, so dass, abgesehen von der Zuffenhausener Linie, heute was **E l b e n** heißt, von Christian Gottfried Elben abstammt.

Für die Chronik handelt es sich daher vor allen Dingen, ihn, seine Vorfahren und Nachkommen zu bestimmen, was als gelungen betrachtet werden kann.

Diese Chronik, Geschichts- und Familienstudie erscheint im Jahre 1929, im Jahre des 100. Todestages Christian-Gottfrieds Elben.

uuuuuuu

In Zuffenhausen verbliebener Zweig der Familie.



Nachdem der Herzog Karl-Eugen im ersten Abschnitt seiner Regierung das Wohl des ihm anvertrauten Landes nur gering achtete, seine Truppen im siebenjährigen Kriege im Entgelt französischer Subsidien gegen seinen großen Erzieher, Friedrich den Großen von Preussen, ruhmlos kämpfen ließ, im übrigen ein recht leitsinniges und verschwenderisches Regiment wie seine Vorfahren geführt hatte, sehen wir später diesen Fürsten in der zweiten Hälfte seiner Regierung bessere Regententugenden entfalten.

Gute und schlechte Berater des Herzogs wechselten im Laufe der Jahre einander ab. Zu den guten Beratern gehören die Charaktere Georgii, Bilfinger und Moser, wemgleich Friedrich der Große glaubte, den Herzog vor Bilfinger warnen zu müssen.

Franziska, Gräfin von Hohenheim, ursprünglich nur die Geliebte Karl-Eugens, später seine Gemahlin, wird eine Wohltäterin des Landes und Volkes, welche den alternden, launischen Despoten stets zur zum Guten beeinflußt.

Die markantesten Erscheinungen und Ereignisse jener Periode, welche bis nach Württemberg ihre Wirkung äußerten, sind: „die Einkerkung des Dichters Schubart, der Kampf des Herzogs gegen die Stände, Gründung der Karlsakademie, Schiller, die französische Revolution, Hinrichtung Ludwig XVI. und die hierauf folgende Eröffnung des Reichskrieges gegen Frankreich“.

Für die Familie Elben tritt hinzu: die Gründung des

„Schwäbischen Merkurs“

im Jahre 1785 durch Christian-Gottfried Elben.

uuuuuuu

Christian Gottfried Elben war am 4. Mai 1754 als Sohn des vorgenannten Amtmanns Johann Kaspar zu Zuffenhausen geboren. Sechzehn Geschwister bildeten die Nachkommen des Amtmanns aus seinen zwei Ehen.

Seinen ersten Unterricht erhielt Christian Gottfried in der Schule beim Vater zu Zuffenhausen, dann in den lateinischen Schulen zu Cannstatt und Göglingen, vom 15. Jahre an im Gymnasium zu Stuttgart, wohin er ebenso wie früher nach Cannstatt, täglich den einstündigen Weg zu Fuß zurücklegte, bis er durch Privatstunden, die er jüngeren Schülern gab, sich die Mittel zum Dortbleiben verschaffte. Aus diesen schweren Verhältnissen des Elternhauses heraus sehen wir ihn schon jung eine selbständige Natur werden.

Im Jahre 1771 bezog er die Universität Tübingen, um dort Theologie zu studieren, was dazumal Kindern gewöhnlicher Bürgerlicher, sowohl während der Regierung Karl-Eugens, als auch noch später während der Friedrich Eugens nicht gestattet war, und erst am 21. März 1798 „durch des Herzogs Friedrich II. merkwürdig gnädigste Resolution“ Kindern Bürgerlicher zugebilligt wurde.

Der Matrikeleintrag der Universität Tübingen, aus welchem unter Berücksichtigung des Vorerwähnten zu schließen war, dass die Familie dazumal bereits gewisse Standesrechte besaß, die Christian Gottfried das Studium der Theologie verstatteten, lautet:

„30. Oktober 1771 Christianus Godofredus Elben aetat 17½ theol.
Vater: Johann Caspar Elben, Amtmann.“

Da aber derselbe Vater als Amtmann bei seinen sechzehn Kindern nicht immer das nötige Geld zur rechten Zeit aufzubringen vermochte, so mußte Christian Godofredus, trotz größter Sparsamkeit öfters seine Studien unterbrechen.



Im Mai 1774 begegnete ihm das Unglück, in der Nähe der Reichsstadt Heilbronn in dem damals ausländischen, Reichs-Ritterschaftlichen Neippergisch-Gemmingenschen Gebiete preussischen Werbern in die Hände zu fallen, von welchen er nach Berlin gebracht ward, um als Rekrut in die Armee Friedrichs des Großen eingereiht zu werden. Dieses Ereignis erscheint so charakteristisch für die nach heutigen Begriffen in jener Zeit herrschende Gesetzlosigkeit und Zerrissenheit Deutschlands (aber auch Preussens zur friderizianischen Zeit, das wir gewohnt sind nur unter dem Gesichtswinkel „der große König und der Müller von Sanssouci“ zu betrachten), dass wir am besten Christian Gottfried selbst in seiner Sprache aus den von ihm hinterlassenen Erinnerungen vernehmen.

„Ich gieng im Mai 1774 von Zuffenhausen ab, nahm einen, mir von meinen Güglinger SchulJahren her bekannten und beliebten, Weg über Ludwigsburg, Beßigheim, die ReichsStadt Heilbronn, um von da nach Güglingen zu kommen. Nun traf mich, auf diesem eine Strecke durch ausländisches Gebiete führenden Wege, das Unglück, indem ich ruhig einher zog, von einem starken bewaffneten Mann angerufen und um meinen Paß befragt zu werden.

Da ich ihm sagte, wer ich sei, dass ich auch keines Paßes bedürfe, dass überhaupt Pässe in Wirtemberg nicht eingeführt seien, nannte er mich einen Vaganten, und nöthigte mich, mit ihm zu gehen. Im Schrecken, der mich befiel, wußte ich ihm nicht auszuweichen, da ich auf der Straße und auf dem Felde keinen anderen Menschen sah.

Da wir bald an ein kleines Dorf und darin in eine Werberskneipe kamen, ward ich als preussischer Rekrut erklärt und sogleich nach Berlin abgeführt.

Diß war zu der Zeit, als, unter der Regierung des alten Königs Friedrich von Preussen, jede deutsche ReichsStadt und auch viele ReichsRitterschaftliche Dörfer ein preussisches WerbHaus hatten, da der König für jeden eingebrachten Mann, er sei freiwillig geworben, oder durch Trunk oder andere Mittel überlistet, oder auf Straßen unbemerkt weggenommen worden, ein WerbeGeld bezahlte.“

„In Berlin wurde ich von der allgemeinen RekrutierungsDirektion dem Regiment Möllendorf zugetheilt und nach Königsberg in der Neumark abgeführt. Dort wurde ich dem 2.ten Bataillon zugetheilt, welches in Soldin lag, und sogleich dahin abgeführt.“

„Da geschah es zu meinem Glück im Unglück, dass ich einem menschenfreundlichen Kapitain, von Greiffenberg, zugeteilt wurde, der Mitleiden mit mir hatte, mich gütlich behandelte, und seinen UnterOffizieren streng befahl, mich überall mit Schonung und Nachsicht, und besonders beim ExerzierenLernen mit Geduld, zu behandeln; was dann auch wirklich geschah. Da Soldin keine Caserne hat, oder wenigstens damals keine, war das ganze Bataillon (5 Kompagnien enthaltend) bei den Bürgern einquartiert.

Ich wurde bei einem Schuster S a u e r einquartirt, der ein kleines Vermögen mit einem eigenen, nicht großen Hause besaß, und 2 Söhne, damals etwa 9 oder 10 Jahre alt, hatte. Er mochte über 50, seine Frau über 40 Jahre alt seyn. Die Söhne besuchten die große StadtSchule. Ich machte mir ein Geschäft daraus, die Knaben noch besonders zu Haus zu unterrichten, im Lateinischen, in der Geographie etc. Dadurch machte ich mir die Eltern, besonders den Vater, und die Söhne gewogen, so dass ich an Essen und Bier (da Sauer auch Bier braute) manchen Genuß erhielt.

Sauer war ein gewaltiger politischer KannenGiesser. Sobald das ExerzierenLernen vorbei war, suchte ich Bücher, zum Teil von einem Buchbinder, zum Lesen zu bekommen; auch Zeitungen, die ich, nachdem sie bei den bezalenden Lesern im Umlauf gewesen waren, am 4. und 5. Tag ihrer Ankunft in Soldin mir zu verschaffen wußte, darunter war vorzüglich der, damals in ganz Deutschland beliebte und berühmte Erlanger. Dieser hatte für mich noch einen

besonderen Werth, weil er aus einem Deutschen Reichskreise kam, der an Wirtemberg angränzte.

Nun ging mein Leben gegen 4 Jahre lang so einförmig und uninteressant als möglich dahin. Die Flinte, die PatronTasche, den Säbel etc. stets rein zu erhalten; wie die Kleidung; (diese war ein blauer Rock mit gelben Aufschlägen, gelber Weste, gelben Hosen, und eine blecherne oben zugespitzte Kappe;) Exerziren; Auf die Wache gehen und SchildWachstehen, - und Lesen. Zur Abwechslung Unterricht junger Leute und Vorlesung der Zeitungen meinem Hauswirth Sauer. Jeden Sonntag Vormittag war Kirchenparade. Dabei mußte das ganze Bataillon vor der HauptTüre der Kirche aufmarschiren. Jeder, UnterOffizier und Gemeiner, mußte hineingehen.

Solange bis alle hineingegangen waren, hielten sich die Hauptleute als Aufsicht habend an der Thüre. Alsdann aber sobald das Hineingehen geendigt war, stund es jedem frei sogleich oder später, zu einer anderen Thür der Kirche wieder hinaus zu gehen. Diß that auch gewöhnlich weit mehr als die Hälfte. Ich aber blieb immer.

Und wenn denn, nach geendigter Predigt, der Priester vor dem SegenErtheilen die Worte sprach: Ein jeder schließe sein eigen Anliegen, was er auf dem Herzen hat, mit ein! da sehnte sich mein Geist nach Befreiung aus der Soldaterei, nach Versetzung in einen anderen bürgerlichen Stand. -

Alle Jahre wurde diß lästige Einerlei durch einen Marsch zur Revüe und zu den Manövern nach Berlin im Mai 1775, 1776 und 1777 unterbrochen, wobei meine Person auch ein Teilchen der 60 bis 80 Tausend Mann starken Armee ausmachte.

Auch diese sehr angestregten, und durch das Tragen der Flinte, der PatronTasche und des mit Kleidern und Wäsche gefüllten Tornisters, erschwerten Märsche, so wie die großen Manövers, die mit dem Ausmarsch am Anbruch des Tages anfiengen und bis Mittag währten, überstiegen nie meine Kräfte. Ich vermochte immer, die Strapazen während des Aufenthaltes in Berlin, der gewöhnlich 5 oder 6 Tage währte, bei voller Gesundheit auszuhalten.

In Berlin kam ich in kein Gebäude, wo etwas mich besonders interessiren konnte. Das Quartier meiner Kompagnie war gewöhnlich bei Fischern in einer nicht schönen Straße.

Wenn ich Abends, nachdem Flinte und PatronTasche wieder gereinigt waren, etwa eine Stunde in der großen Stadt umherging, oder am Sonntag, wo Revue und Manövers ruhten, sah ich die große Straße unter den Linden, die lange Leipziger Straße, das Brandenburger Thor, einige offen stehende Kirchen etc.

Ebenso ließ mich auch Alles, was ich in Soldin zu thun hatte, immer kerngesund. Ich schickte mich in Alles, aß mich auch jeden Tag satt, wenn auch meine AbendKost nur aus Kartoffeln mit Salz und Brot bestund. Statt des Salzes nahm ich oft einen Hering, da solche in Soldin, um der Nähe des Meeres willen, sehr wohlfeil sind. -

Ich hatte, bald nach meiner Ankunft in Soldin, meinem Vater geschrieben und ihm meine bisherigen Ereignisse erzählt, und zwar mit Greiffenbergs Einwilligung.

Dieser hatte mir erklärt, dass er mich, da ich ihm einmal zugetheilt und zugerechnet sei, nicht los lassen könne ohne 20 Dukaten, wofür er von den Werbungen im Reich einen anderen Mann, statt meiner, zu erhalten suchen werde.

Es stund lange, lange, lange an, so kam es mir wenigstens vor, bis die 20 Dukaten aus Zuffenhausen ankamen, die freilich meinem Vater schwer aufzutreiben waren. Und nun ließ mich Greiffenberg doch nicht los, weil durch neuere Königl. Befehle die Entlassung von Ausländern sehr erschwert wurde.

Endlich, auf einem Marsch im SpätHerbst 1778, lies mich Greiffenberg los.

Als ich mich bald im Freien und alles Preussische weit hinter mir sah, da athmete ich durstig nach freier Lebenslust, wie ein Vogel, der aus dem Käfig entlassen worden. Zwar gedachte ich gelassen und ruhig an Soldin, und ohne alle Bitterkeit, so wie ohne Wehmuth.

Es hatte mich dort Niemand mißhandelt: ich war dort Niemand feind: aber ich war auch Niemand besonderer oder vertrauter Freund. Ich hatte mich in Nichts zum Bleiben eingelassen und mich immer als in einem bald vorübergehenden Zustande betrachtet.

Sauer mochte nun mit Anderen politisieren. Was ich in seinem Hause genossen, Alles habe ich durch Unterricht bei seinen Söhnen wieder abverdient. Während der ganzen Zeit meines SoldatenStandes habe ich mir nie Arrest oder eine andere Strafe zugezogen.

Von allen Menschen, die ich in Soldin kennen lernte, sah und erfuhr ich seitdem Nichts mehr; nur durch Zeitungen ward mir der Tod Greiffenbergs bekannt.“

uuu g uuu

Die Sersheim-Stuttgarter Familie Elben

Johann-Kaspar Elben

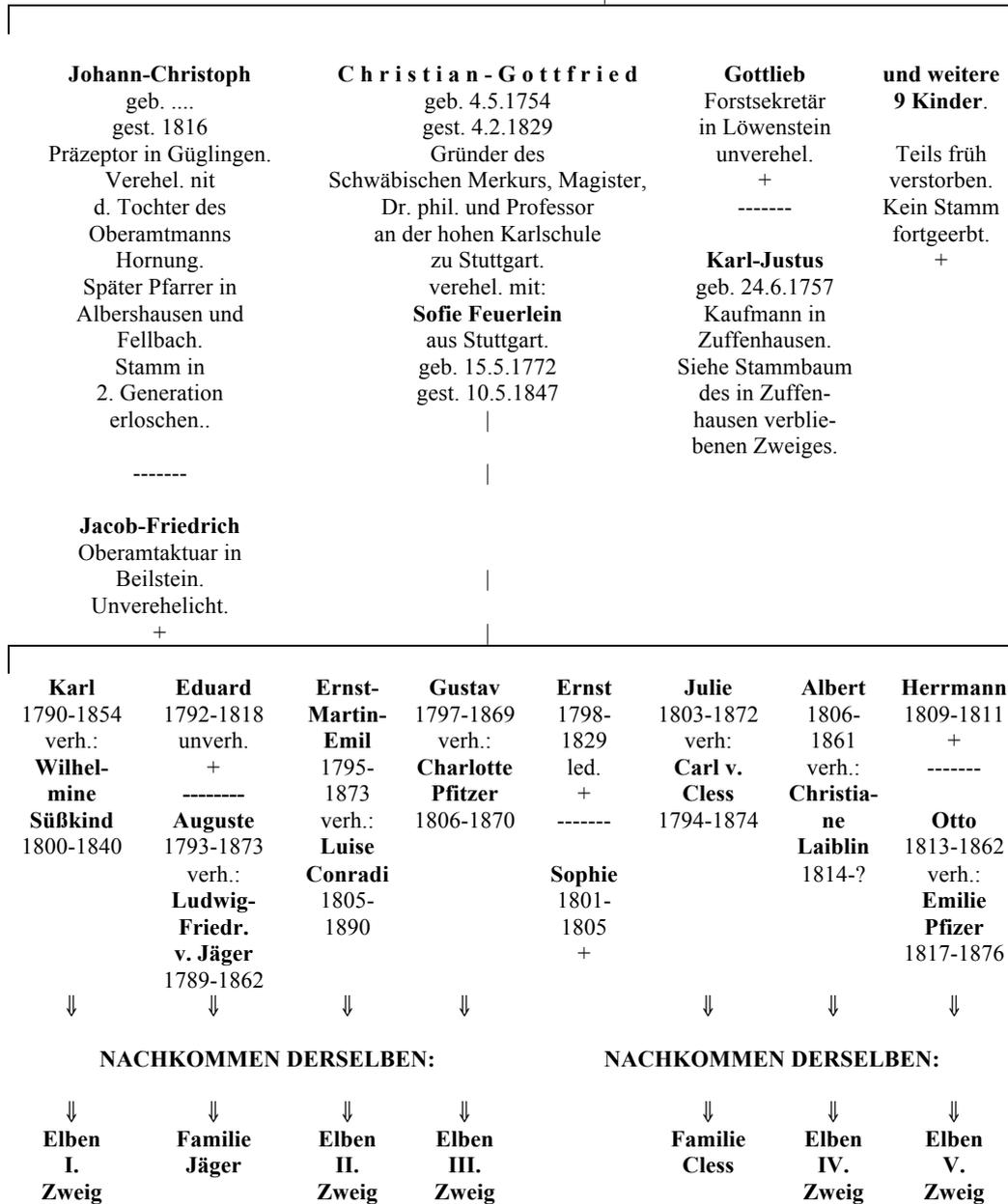
getr. mit:

in erster Ehe: **Anna-Magdalena Junghans** aus Stammheim. 2 Kinder.

in zweiter Ehe: **Susanne Jaiser**, Schmiedens Tochter. 14 Kinder

1716-1784

Amtmann und Schulmeister zu Zuffenhausen.



„Auf dem frohen Heimweg aus Norddeutschland, durch Sachsen und Franken, nach Schwaben und Württemberg, hatte ich Zeit, und es that Noth, zu überlegen, was nun für mich zu thun sei.

Auf Theologie Verzicht zu leisten, schien mir nun nothwendig. Auf eine fremde Universität zu gehen und ein anderes Studium zu ergreifen, dazu fehlte es meinem Vater an Geld. Mir blieb nur die Aussicht, mich mit Unterricht der Jugend fortzubringen; hierzu mußte der letzte Theil meiner Lebensgeschichte von 1774-1778 ganz der Vergessenheit überlassen werden.

Als ich in Zuffenhausen, absichtlich eine halbe Stunde nachdem es Nacht geworden war, ankam, traf ich meinen jüngeren Bruder Carl in des Vaters Hause als Kaufmann seit kurzer Zeit etablirt an. Dieser und mein Vater sagten mir, dass ich mich nicht einen Augenblick in Zuffenhausen sehen lassen dürfe, es sei ein neuer Befehl des Herzogs Carl-Eugen bei den Schultheissen angekommen, dass alle aus der Fremde zurückkehrenden Landeskinder angehalten und über die Orte ihres Aufenthaltes befragt, und wenn sie sich nicht gehörig ausweisen können, dass sie keine Soldaten im Auslande gewesen seien, unter das Militär abgegeben werden sollen.“

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;“

Schiller. Wilhelm Tell. 1804.

„Ich gieng deshalb, da eine neue Ursache die Geheimhaltung meines bisherigen Aufenthaltes nothwendig machte, am folgenden Morgen vor TagesAnbruch, mit Kleidern und Wäsche von meinem Bruder Carl versehen, von Zuffenhausen nach Stuttgart ab.“

Was muß, so fragen wir uns, der Mann gelitten haben, als er nach Jahren ungewollter Abwesenheit sein Vaterhaus durch die Maßnahmen seiner Landesregierung in Person des Herzogs verschlossen fand?

In seiner Erzählung fortfahrend, sagt Christian Gottfried weiter:

„Indem ich an einem der letzten Tage des Novembers 1778 mich der Stadt Stuttgart nach einer mehr als vierjährigen Abwesenheit wieder näherte; indem ich durch das alte

Ludwigsburger Thor eintrat, die Ludwigsburger Straße entlang über den Schloßplatz und den Markt gieng, war ich von einer heftigen Bewegung des Gemüths ergriffen. Ich sah alles mit mehr Aufmerksamkeit als ehedessen, und besonders jeden mir begegnenden Menschen forschend an. Aber Jedermann gieng gleichgiltig an mir vorbei: Niemand kannte mich.“

uuuuuuu

Indessen ließ sich jetzt alles doch freundlicher für ihn an.

Es gelang ihm rasch, genügende Beschäftigung durch Unterricht zu finden.

Schon am 1. Dezember 1778 fing er sein neues Tagewerk an im Hause des Geheimen Sekretärs und Regierungsrates F e u e r l e i n .

Die Zahl der Unterrichtsstunden mehrte sich und der neue Lehrer war vorerst geborgen.

Im Feuerleinschen Hause fand Christian-Gottfried eine Heimat, Wohnung, Kosttisch und einen Kreis von Freunden. Später sollte ihm dieses Haus noch mehr werden, als er die Tochter desselben, Sofie Feuerlein, heimführen konnte.

Im Spätjahr 1797 erwarb er, indem er ein Spezimen aus der neueren Geschichte einsandte, von der philosophischen Fakultät in Tübingen den Grad eines Magisters oder Doktors der Philosophie.

Im Jahre 1784 gab er bei Grattenauer in Nürnberg eine Geschichte des Deutschen Ordens heraus, die ihm einen literarischen Namen schaffte (Honorar hierfür = 45 fl.). War nun auch seine Lage eine leidliche geworden, sah er doch „mit stiller Bangigkeit, dass es so nicht immer bleiben konnte und noch kein Ziel seines Strebens vor sich.

uuuuuuu

Als bald aber trug er sich mit dem Plane der Herausgabe eines periodischen Unterhaltungsblattes.

„Indem ich damit umgieng, fiel mir das Aufhören der zweiten Stuttgarter Zeitung des: „Über See und Land daher eilenden Mercurius“, auf. Ich ging im August 1785 zu den Gebrüdern Mäntler, welche kürzlich von ihrem Vater dessen Buchdruckerei übernommen hatten. Ich erfuhr, dass ihr Vater jene Zeitung, wozu er noch ein Privilegium bis 1787 hätte, aufgehört habe.“

Wir erfahren in weiterer Folge, dass Christian-Gottfried mit Bewilligung der herzoglichen Rentkammer das Privilegium der Gebrüder Mäntler übernimmt.

Die Herausgabe der Zeitung bildete nicht nur einen Wendepunkt im Leben Christian-Gottfrieds, sondern auch zugleich in der Journalistik Württembergs.

Am 3. Oktober 1785 erschien die erste Nummer des neuen, nunmehr „Schwäbischen Merkurs“, welcher mit einer anderen, vom Buchhändler Stoll herausgegebenen Zeitung (1756 zur Hofzeitung erhoben und von der Cottaschen Hofbuchdruckerei erworben) zu concurriren hatte.

Inhaltlich behandelte diese erste Nummer des Schwäbischen Merkurs nachfolgende unverfängliche Themata: eine dißjährige reiche Erndte in Italien, über das Mißlingen der Luftreise des Herrn Blanchard am 27. Sept. zu Frankfurt a./M., in welchem Bericht es lautet:

„Die lange erwartete Luftreise, so heute vor sich gehen sollte, ist mislungen. Von Morgens um acht Uhr bis Nachmittags um halb zwei Uhr wurde mit dem Füllen des Ballons zugebracht. Herr Blanchard, der Prinz Friedrich von Hessen-Darmstadt und ein französischer Offizier waren schon in der Gondel. Und eben sollte das Zeichen zur Abreise gegeben werden, als man in dem untern, nicht ganz ausgefüllten Theil des Ballons einen durch den heftigen Wind verursachten Riss bemerkte.

Der Unwille der versammelten Volksmenge äußerte sich bald durch einen Steinregen. Doch der Herzog von Zweibrück nahm den Blanchard sogleich in seinen Wagen und entries ihn dem Haufen.“

So entnehmen wir der ersten Merkur-Nummer das im Jahre 1785 seitens des Volkes entgegengebrachte Verständnis für die Vorläufer unserer Zeppelin - Eckner.

Wir hören ferner: dass Madame Mara, die berühmte Sängerin, sich durch Eigensinn in England mißliebig gemacht; auch sie erhält augenscheinlich die damals so beliebte Ovation in Form des Steinregens. Über kriegerische Nachrichten aus Wien wird berichtet, ferner: dass

„wenn der Kaiser von Java zum Zeichen der Trauer sein Haar abschneiden läßt, so müssen diß auch all seine Unterthanen thun“, ferner: dass im Österreichischen nun die Todes-Strafen wieder eingeführt werden, da man bemerkt, „dass andere Strafen die Verbrecher nicht so wirksam „a b s c h r ö c k e n“, u.a.m. an unverfänglichen Nachrichten zum Ergetzen des damaligen Leserkreises bestimmt, wie eben eine Zeitung von damals, unter der Regierung eines Karl-Eugen, bringen durfte und auch zu bringen vermochte. Sie bringt uns gleichzeitig das geistige Niveau der „Unterthanen“ vor Augen.

Eingeführt wurde der Merkur als „Erzählung der merkwürdigsten und neuesten Staats-Kirchen- und Naturbegebenheiten“. (Näheres darüber in: Geschichte des Schwäbisch-Merkurs, und: Der Schwäbische Merkur in 140 Jahren, von Dr. Arnold Elben.)

Am 3. Januar 1787 erneuerte der Herzog Karl Eugen das abgelaufene Privilegium des Merkurs auf 20 Jahre unter der Bedingung, dass die Zeitung künftig in der herzogl. Akademie gedruckt werde, wogegen Christian Gottfried auf seinen Wunsch die Hofzensur erlassen wird, zumal er sich „eigener Rasonements und Declamationen zu enthalten, und nur ä c h t e r Artikel zu bedienen“ verpflichtete.

Der Intendant der Akademie, Oberst v. Seeger, unterstützte das Gesuch in der Hoffnung, dass bei Christian Gottfried Elben „weniger Gefahr habe, als bei der Schubartschen Vaterländischen Chronik“.

Als jedoch der Kurfürst von Bayern sich im November 1778 über einen verfänglichen Artikel aus München beschwerte und noch dazu im folgenden Jahre ein mißfälliger Artikel über das beklagenswerte Münzwesen des Schwäbischen Kreises erschien, wurde durch eine herzogl. Order vom 11. September 1789 der Merkur nebst Chronik unter einen eigenen Zensor gestellt.

Im Sommer 1788 erbot sich Christian Gottfried den Studierenden der Akademie (die inzwischen von der Solitude nach Stuttgart verlegte Karlsakademie) ein Collegium novellisticum zur Erklärung der Zeitungsnachrichten zu halten, worauf der Herzog gleichfalls einging, indem er Christian Gottfried zum Professor der Geographie an der Hohen Karlschule mit einem Gehalt von 100 fl. für diese Vorlesungen ernannte.

Nach dem Tode des Herzogs Karl-Eugen (1793) und der Aufhebung der Karlschule (1794) hörte diese Tätigkeit auf.

Die Zeitung nahm die ganze Kraft des unermüdlichen Mannes in Anspruch. Trotz der lästigen Zensur, gelang es, in den schwierigen Kriegszeiten für und gegen Napoleon und auch während der daran anschließenden württembergischen Verfassungskämpfe (1815-1819) das Blatt aufrechtzuerhalten, und in steigende Aufnahme zu bringen. Das Hauptblatt erschien an sechs Wochentagen in eigener Druckerei, gelangte aber dazumal nur an einigen Post- und Botentagen mit der seit 1819 wieder Thurn und Thaxischen Post in die weiteren Landesteile.

Mit dem Erscheinen der Karlsbader Beschlüsse vom Jahre 1819 hörte allerdings die in der württembergischen Verfassung eben erst gewährleistete Preßfreiheit unter dem Drucke Österreichs (Metternichs) wieder auf.

Es war für die Redaktion jener Zeit schwer, den Zensor, die Korrespondenten und die Leser sogleich zufriedenzustellen.

Während bis zum Jahre 1802 Christian Gottfried die Zeitung allein geschrieben und redigiert hatte, fand er durch den Eintritt seiner beiden Söhne, Karl (1818) und Dr. Ernst Martin Emil (1823), Erleichterung in der von Jahr zu Jahr wachsenden Arbeitslast.

Die Leitung des Blattes aber behielt er bis zu seinem im Jahre 1829 erfolgten Tode in eigener Hand.

uuuuuuu

Seine Geburtsstadt Zuffenhausen brachte am 13. Juli 1907 im Verlage des Neuen Tageblattes und Anzeigers für Zuffenhausen zur Stadtfeier ein Gedenkblatt heraus, in welchem auch Christian Gottfrieds in Wort und Bild als des b e r ü h m t e s t e n Sohnes der Stadt gedacht wird.

Christian Gottfried hatte das Herzogtum Württemberg unter der Autokratie Karl-Eugens, dessen Brüder Ludwig und Friedrich-Eugen erlebt. Er sah sein Vaterland durch die Gnade Napoleons unter Friedrich von Württemberg erst ein Kurfürstentum, dann ein Königreich werden. Mit Schmerzen sah er, der deutsche Mann, den Kampf Württembergs als Vasallenstaat Napoleons gegen seine deutschen Brüder; ihm aber war es auch vergönnt, die Schwaben unter der bewährten Führung des volkstümlichen Kronprinzen, späteren Königs Wilhelm, die langjährige französische Oberherrschaft abschütteln zu sehen.

Über sein Familienleben entnehmen wir dem Buche der Charlotte Weber, geborene Conradi zu Gera (als Manuskript im Jahre 1874 bei Otto Neumerkel gedruckt, ihren Nichten Marie, Anna und Emilie gewidmet), dass es im Anfang nicht die Liebe war, welche die Wahl der wunderschönen 18jährigen Sofie Feuerlein, der Tochter seines Gönners und väterlichen Freundes leitete, dem bereits 35jährigen Christian Gottfried am 1. Oktober 1789 die Hand zum Ehebunde zu reichen.

Sehr drastisch gestaltete sich das Verlöbniß dieses Paares. Charlotte Conradi erzählt darüber:

„Eine merkwürdige Geschichte hat sich von der zweiten Tochter Sophie erhalten. Ein in den Jahren vorgeschrittener, wackerer Mann, der Herausgeber des jetzt im Flor stehenden Schwäbischen Merkurs, Professor Elben, bewarb sich um sie. Das mutwillige Mädchen hatte sich in den Taubenschlag versteckt und konnte nur mit Mühe herzugebracht werden, um ihre

Einwilligung zur Verlobung zu geben. Im alten Feuerleinschen Hause herrschte aber strenge Zucht und Sitte; die Pflicht war obenan die Triebfeder zum Handeln, und so war es auch bei Verheiratungen der zahlreichen Töchter nicht die Liebe, die bei Ihrer Wahl entscheiden durfte, sondern die Ansichten der Eltern und deren Dafürhalten, ob der Mann für die Tochter passe.

Später konnte ich mir kaum denken, dass dies dieselbe Tante war, die in harmonischer Würde und Lieblichkeit neben und mit diesem Manne wirklich glücklich durch's Leben ging.

Musterhafte Ordnung, große Leutseligkeit, aber auch das Feuerleinsche stark vorherrschende Rechtlichkeitsgefühl traten einem im Elben-Feuerleinschen Hause entgegen.

Der alte Herr (Christian Gottfried Elben), den ich sehr oft durch unseren Garten wandern sah, da ihn der Weg von seinem benachbarten Garten (heute Gelände des alten ersten Stuttgarter Bahnhofes) durch den unseren führte, flößte uns Kindern unbedingte Hochachtung ein und sein 'Gott grüß Euch, meine Kinder!' klang so feierlich, ganz anders als das gewöhnliche 'Grüß Gott!'

Christian Gottfried Elben war, wie die meisten männlichen Nachkommen der Familie, von hohem Wuchse. Die ehemals preussische Rekrutenzeit hatte ihm eine besonders stattliche Haltung gegeben; und wie sein aufrechter Gang war auch sein Charakter. Kluge große Augen und der etwas große, unregelmäßige Elbensche Mund nebst den starken Augenbrauen bekundeten Energie, Zielbewußtsein, aber auch große Güte und Herzenstakt. Er war eine Persönlichkeit.“

uuuuuuu



Im Jahre 1810 war das Haus in der unteren Königsstraße Nr. 20 von ihm erbaut worden, in welches 1818 die Druckerei des Meerkurs verlegt wurde.

Dieses heute noch (1930) unverändert bestehende Haus, dessen Tage jedoch nunmehr, nach dem Übergang des Merkurs in andere Hände, gezählt sein dürften, ist der Familie in Schwaben zum Stammhaus geworden, wie einst die Burg auf dem Elberberg jenen Vorfahren in Hessen.

Generationen ward das Haus in der Königsstraße zur Wiege und der daran anschließende Garten mit der alten Kastanie im Hofe zum Tummelplatz froher Kindertage.

Mit ehrfürchtigem Interesse lauschte Schreiber dieses den Kindheitserinnerungen seines Vaters, die davon zu erzählen wußten.

Die schöne, jugendliche, temperamentvolle Sofie Elben, geborene Feuerlein, wurde nicht nur eine glückliche, sondern auch alte Frau. Sie starb am 10. Mai 1847, nachdem sie in den Jahren ihrer Kraft und Schönheit, schwäbischer Tradition getreu, Christian Gottfried sieben Söhne und zwei Töchter geschenkt hatte.

uuuuuuu

Das Feuerleinsche Haus hat der Familie Elben, einmal durch Sofie Feuerlein, zum anderen in der zweiten Linie der Elben, durch deren Schwester Luise, so viel Prägnantes vererbt, dass es für unsere Chronik eine Lücke wäre, wollte man nicht auch der Feuerleins gedenken.

Miteinander verwoben bilden diese beiden Häuser den Stamm unzähliger Schwaben-sippen.



Wappen der Familie „Feuerlein“

Sofie Elben, geborene Feuerlein, im engeren Sinne die Stammutter der Stuttgarter Elben, gehörte einer der ältesten, in Schwaben beheimateten, ursprünglich in Augsburg ansässigen Patrizierfamilie.

Im Jahre 1551 erhält Hans Feuerlein zu Augsburg von Kaiser Karl V. einen Wappenbrief. Wir verfolgen weiterhin dieses Geschlecht, das uns in vielen Kupferstichen erhalten ist, in seinen verschiedenen Vertretern, die meist als Gottesgelahrte im Ansbachschen amtieren.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wird uns genannt: Willibald Feuerlein, vermählt mit der Tochter des Rats Georgii zu Ansbach, der Rosine-Euphrosine Georgii. Willibald Feuerlein ist herzogl. württemberg. Regierungs- und Kriegsrat und erscheint uns als solcher in einer recht bedeutenden Vertrauensstellung des Herzogs.

Dessen Sohn, Carl-Friedrich Feuerlein (1730-1808) ist der uns bereits bekannte väterliche Freund, Gönner und Schwiegervater Christian-Gottfrieds Elben. Auch Carl-Friedrich ist, wie sein Vater, Regierungsrat des Herzogs.

Am 26.8.1766 vermählt sich Carl-Friedrich Feuerlein mit Auguste Elisabeth Johanna Franziska Fischer, der angeblichen Tochter des herzogl. Küchenmeisters Johann Ernst Fischer und seiner Ehefrau Magdalena-Barbara, geborene Castenbauer. Der Herzog selbst soll es gewesen sein, welcher um die Hand Franziskas bei deren Eltern freite, um die Tochter seinem vertrauten Rate anzutrauen.

Alten Überlieferungen zufolge, welche Schreiber dieses durch die in der Familie gut unterrichtete und geistig rege Emilie Elben (Tochter des Dr. Ernst-Martin-Emil E.) zuzugingen, war jene Franziska eine uneheliche Tochter des Herzogs Karl-Eugen mit der Magdalena-Barbara Castenbauer, späteren Fischerin. Schon die Trauung der Castenbauerin mit Johann Fischer war das Werk des Herzogs gewesen. Ordnung mußte sein und der tolle Karl-Eugen mit seinem „liebebedürftigen“ Herzen, erst in späteren Jahren durch seine „Fränzel“ (Franziska von Hohenheim) gebändigt, sorgte selbst, dass alles in legitimen Gleisen auslief.

In den alten schwäbischen Familien Elben-Feuerlein wurde dazumal und auch hoch später das Geheimnis der Herkunft Franziskas ängstlich gehütet.

Sie verbringt später, als Großmutter Feuerlein und seit 1808 Witwe des herzogl. Rates ihre Tage im Schloß zu Stuttgart. Ein altes Schränkchen, mit vielen Schubfächern, aus dem Schlosse zu Stuttgart stammend, gelangt über ihre Tochter (Luise Conradi) an ihre Enkelin (Luise Elben) auf ihre Urenkelin Emilie Elben (heute im Besitz von Anna Sigel). In Betrachtung dieses Schränkchens erzählte Emilie Elben, die Urenkelin, die Geschichte ihrer Urgroßmutter, der „Fischerin“ (vergl. auch: andeutungsweise den Roman „Jud Süß“ von Feuchtwanger, dessen Quelle dem Verfasser dieses jedoch unbekannt ist).

Aus: „Mutter und Sohn“, von Charlotte Weber, geb. Conradi, gleichfalls einer Enkelin jener Franziska Feuerlein, entnehmen wir:

„Auch die Feuerleins zeichnen sich durch eine reiche Nachkommenschaft aus, deren Glieder rüstig bis in's hohe Alter zu sein pfliegen. Nur schwache Erinnerungen sind mir an die Großmutter Feuerlein geblieben, doch hat solche unsere liebe Mutter oftmals aufgefrischt.“

Stammbaum der Familie Feuerlein

Hans Feuerlein

zu Augsburg

erhält am 15.6.1551 von Kaiser Karl V. den Wappenbrief.
(Original im Besitze von Dir. Otto Feuerlein/Berlin)

Theophilus Feuerlein

1636-1687

Pfarrer in Dornhausen im Ansbachschen.

Willibald Feuerlein

1667-1730

Pfarrer in Drommetzheim im Ansbachschen

Johann-Christian Feuerlein

1705-1779

Württemberg. Reg. Sectr. zu Mümpelgard

Willibald Feuerlein

Herzoglich württemberg.
Regierungs- und Kriegsrat
vermählt mit:

Rosine Euphrosine Georgii

Tochter des Rats zu Ansbach

Carl Friedrich Feuerlein

Reg. Rat. in Stuttgart.
geb. 5.3.1730 in Mümpelgard
gst. 15.3.1818 in Stuttgart
verh. z. Berg. am 26.8.1766
mit:

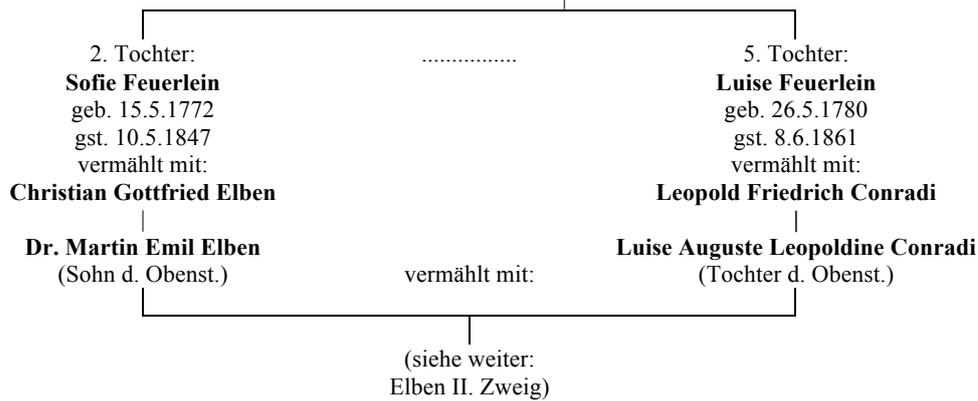
Auguste Elisabeth Johanna

Franziska Fischer

uneheliche Tochter des Herzogs Karl-Eugen
mit Magdalena-Barbara Castenbauer.

geb. zu Stuttgart 18.12.1747

gst. zu Stuttgart 11.2.1823



Große Einfachheit herrschte im Hause; Wein, Bier und Kaffee waren gänzlich unbekannte Gegenstände. Unberührt vom üppigen Hofleben eines schwelgerischen Herzogs Carl (Carl-Eugen), unter dessen Regierung Großvater als Regierungsrat einen ziemlich bedeutenden Posten einnahm.

Es erzählte auch unsere liebe Mutter (Luise Conradi, geb. Feuerlein) aus ihrer Kindheit, dass sie mit ihren elf Geschwistern der Herzogin „Fränzel“ auf Schloß Solitude vorgestellt worden sei. Der Großvater (Rat Feuerlein) war ziemlich viel älter als die Großmutter und wurde von letzterer stets mit dem ehrerbietigen Prädikat „Herr Regierungsrat“ und per „Sie“ angeredet, doch soll die Ehe der 18jährigen Frau mit dem 36jährigen Regierungsrat eine durchaus glückliche gewesen sein.“

Hieraus zu schließen hatte der Herr Rat u n t e r seinem Stande geheiratet und scheint sich die Fischerin dessen bewußt gewesen zu sein.

Herzog und Rat sind aber in ihrer Heirat glücklich geworden, beide nachdem sie aus den Schwabenjahren heraus waren, beim Herzog, als dem augenscheinlich minder Begabten, hat es länger gedauert, bis ihn seine „Fränzel“ bändigte.

Carl Friedrichs und Franziskas Töchter, die uns in unserer Chronik interessieren, galten allgemein als kluge und durch besondere Schönheit ausgezeichnete Mädchen, voll leidenschaftlichen Temperamentes.

Die Elbens der Linie 2. zählen z w e i derselben zu ihren Urgroßmüttern.

Wenn in einem der Nachkommen der Geist revoltiert oder das Temperament durchzugehen droht, pflegen diese das lebhaftes Feuerleinsche Blut damit zu belasten, doch denken sie hierbei weniger an den Herrn Rat selbst, als vielmehr an die Urgroßmutter, die Fischerin und deren Vater. Wie schon gesagt, sprachen die braven Schwaben nur ungern darüber.

Die neue Zeit steht all dem mit einem freundlichen und verständnisvollen Lächeln gegenüber.

Die Herkunft jener Urgroßmutter entehrt die Familie ebensowenig, wie sie eine solche zu beehren vermag.

Der Fall der Fischerin interessiert nur: in ihrer Verheiratung als der Auswirkung unterthänigsten Gehorsams, in ihren Nachkommen, so weit eine erbliche Belastung nach ein oder der anderen Richtung hieraus resultiert.

„Was Du ererbt von Deinen Vätern“

uuuuuuu

Sechste Generation der Sersheimer Elben zu Stuttgart

Karl Elben

1790-1854

Der älteste Sohn des Merkurbegründers, Karl Elben der Ältere, geboren 31. Juli 1790 in Stuttgart, hatte sich ursprünglich dem kaufmännischen Stande gewidmet und war vom 14. Lebensjahr an in dem bekannten Geschäft von Karl Feuerlein zu Stuttgart in die Lehre gegangen. Nach mehrjähriger kaufmännischer Ausbildung sehen wir ihn zu Anfang des Jahres 1815 als Inhaber einer Lederfabrik in Cannstatt, auf einem Gelände, das zwei Jahre später zum Rosensteinpark einbezogen wurde.

Da aber sein Vater den Wunsch geäußert hatte, durch seinen ältesten Sohn eine Unterstützung in der eigenen Berufstätigkeit zu erhalten, so trat Karl Elben 1817 als Geschäftsteilhaber in den Schwäbischen Merkur ein, in dem er fortan ununterbrochen, von 1823 ab zusammen mit seinem jüngeren Bruder, Dr. Ernst Martin Emil, bis zu seinem Tode tätig blieb.

Er fand Gelegenheit, seine kaufmännischen Kenntnisse im väterlichen Unternehmen zu verwerten, das im Jahre 1818 eine eigene Druckerei im Gebäude Königstraße 20 einrichtete. Gleichzeitig widmete sich Karl Elben der Schriftleitung und zwar insbesondere auf dem Gebiete der „Schwäbischen Chronik“.

Mit großem Eifer und anhaltender Hingabe hat er es verstanden, gerade den schwäbischen Teil des Merkurs, die Chronik, auf eine hohe Stufe zu bringen, ihr den Charakter eines Gesamtarchives des schwäbischen Lebens, der laufenden Ereignisse wie der Geschichte der Heimatkunde, wie der Kunde aller Kulturerscheinungen zu geben. Mit großem Fleiß hat er

sich daneben durch weitere Ausbildung in Sprachen, Geschichte, Naturwissenschaften und der Volkswirtschaft die nötigen Kenntnisse angeeignet.

So gelang es ihm, gerade die schwäbische Chronik zu einer wichtigen Quelle der württembergischen Geschichte auszubilden, die für alle Zeiten ihren Wert erhielt.

Er war in unermüdlicher Tätigkeit ein Vorkämpfer für alle Fortschritte auf speziell volkswirtschaftlichem und gewerblichem Gebiete und hat dieses auch durch seine Tätigkeit in den zugehörigen Vereinen praktisch bekundet.

Auch sonst nahm er am öffentlichen Leben regen Anteil, so in den zwanziger Jahren an der Bewegung zugunsten der durch die Türken unterdrückten Griechen, im folgenden Jahrzehnt an der bekannten Polenbegeisterung (also: Vorläufer von Bethmann-Hollweg, Ludendorff usw.), beides Erscheinungen, die uns heute nicht verständlich zu sein vermögen, wohl auch nur einem nicht zu verkennenden Freiheitsdrange entspringen, der, in Europa niedergehalten durch Metternich und die Reaktion (im eigenen Lande und am eigenen Volke nicht zu äußern vermochte) sich nach außen hinaus luftheischend betätigte.

Mit seinem Bruder zusammen widmete er sich der Frage des Ausbaues von Eisenbahnen, welche Frage tiefgreifend auf alle Kreise der Bevölkerung wirkte. Allein schon die Verlegung des Hauptbahnhofes in die Mitte der Stadt Stuttgart gab Anlaß zu umfangreichen Erörterungen. Nachdrücklich hat sich auch Karl Elben allen Fragen des Verkehrs gewidmet und nach besten Wissen sich für die Vervollkommnung der neuen Betriebsmittel, deren Bedeutung er schon frühe erkannte, eingesetzt.

Auch in geselliger Beziehung sehen wir ihn tätig. Er befand sich 1823 unter den Mitbegründern der Stuttgarter Bürgergesellschaft, die damals gerade diejenigen Kreise umfaßte, die zur Ausübung politischer Tätigkeit bei den Wahlen in Stadt und Land berufen waren. Auch im Stuttgarter Liederkranz war er unter den ersten Mitgliedern; desgleichen im Schillerverein u.a.m.

Sein Wirken galt stets der Sache, niemals äußerlichem Aufsehen; seine Pflichten erfüllte er in der Stille. Neben strenger Rechtlichkeit hatte er für jedermann ein freundliches Wohlwollen und eine milde, freigesinnte Lebensanschauung, die von allen, die ihn kannten, hoch geschätzt

wurde. In glücklicher Ehe war er mit einer Tochter des 1829 verstorbenen Studienratsdirektors und Oberhofpredigers Süßkind verheiratet, ein Band, das leider schon 1840 nach 21jähriger Dauer durch den frühen Tod der Gattin gelöst wurde.

Teilweisen Ersatz fand die Familie in der zu jener Zeit noch lebenden, und bis zu ihrem Tode den Mittelpunkt der ganzen Familie bildenden, Mutter Sofie, geb. Feuerlein (Witwe Christian Gottfrieds).

Karl Elben hatte von früher Jugend an eine durch mancherlei Krankheit beeinträchtigte Gesundheit, bei der er sich nur vermöge eisernen Willens aufrecht zu erhalten vermochte. Allzu früh ist er infolge mehrerer Schlaganfälle am 18. Dezember 1854 den Seinen und seinem Berufe entrissen worden.

uuuuuuu

Eduard Elben

1792-1818

Der nächstfolgende der Söhne des Merkurbegründers, geboren am 28. April 1792, widmete sich zuerst von 1810 ab dem Studium der Rechte in Tübingen. Ein Jahr darauf sollte sich sein Schicksal plötzlich wenden. Am 13. Juni 1811 mußten seine eigenen Eltern ihm die Unglücksnachricht überbringen, dass er auf Befehl des Königs Friedrich als Kadett im Chev. Leg. Rgt. Herzog Louis in der Garnison Ehingen a.d.D. einzutreten habe. Im folgenden Jahre wurde er Leutnant im Drag. Rgt. Kronprinz. Mit diesem machte er den Feldzug 1814 mit und zeichnete sich dabei besonders in der Schlacht bei Montereau aus, bei der Napoleon selbst sich inmitten der französischen Artillerie befand und seinen Gegner, den Kronprinzen von Württemberg, scharf bedrängte. Kurz darauf wurde Eduard Elben für sein Verhalten vor dem Feinde mit dem Militärverdienstorden ausgezeichnet.

Leider wurde seine Gesundheit früh erschüttert, so dass er am 1. Januar 1815 als Oberleutnant den Abschied nehmen mußte. Er setzte seine Studien in Tübingen fort, wo er, gleich seinem älteren Bruder Karl auch die persönliche Freundschaft Ludwig Uhlands erworben hatte.

Im September 1817 wurde er k. Advokat, starb aber schon im Jahre 1818 am 29. Januar in Mergentheim, wo er bei Verwandten zur Erholung weilte.

uuuuuuu



Dr. Ernst Martin Emil Elben
1795-1873.

Redakteur des Schwäbischen Merkurs zu Stuttgart.
Anlässlich seiner gold. Hochzeitsfeier im Jahre 1873
und kurz vor seinem Tode.

Dr. Ernst Martin Emil Elben

1795-1873

Er war der dritte der Söhne Christian Gottfrieds und wurde am 2. August 1795 zu Stuttgart geboren.

Nach Beendigung der Schulzeit studierte er zunächst Theologie und promovierte zum Doktor der Philosophie. Nach Abgang von der Universität war er mehrere Jahre als Vikar auf verschiedenen Pfarreien tätig. Gewissenskonflikte scheinen ihm, als überzeugtem Christen, erspart geblieben zu sein, denn, wie einer seiner Urenkel berichtet: „die Manuscripte seiner Predigten zeigen, dass er mit Gewissenhaftigkeit seinem Berufe oblag“. „Wohl ihm, wenn er's konnte“, sagt ein Enkel, der in diesem Berufe die Gewissenhaftigkeit gerade als die Klippe, an der mancher Theologe scheiterte, anzusehen geneigt ist.

Wie dem nicht wäre, jedenfalls ist es die zunehmende Kränklichkeit seines Vaters, die ihn im Jahre 1822 veranlaßt, aus dem Stiftsverbande auszutreten um in den Merkur einzutreten.

Durch einen Vertrag vom 4. Mai 1822 setzte der Vater Christian Gottfried unter Gegenzeichnung der Mutter Sofie fest, wie sich die Söhne Karl und Martin-Emil die Arbeit im Merkur zu teilen hätten.

Während Karl als Haupttätigkeit das Rechnungswesen, die Druckerei und die Redaktion der „Schwäbischen Chronik“ zugewiesen bekam, hatte Ernst-Martin-Emil sonst den ganzen übrigen Merkur mit Ausschluß der schwäbischen Angelegenheiten zu besorgen. Ebenso oblagen ihm die Ausführung der Zensurvorschriften.

So übte er mit seinem Bruder Karl in einer 30jährigen Tätigkeit die Redaktion und Herausgabe der Zeitung aus. Sicherlich mag es an Meinungsverschiedenheit zwischen dem mehr praktischen Geschäftsmann Karl und dem mehr trockeneren Gelehrten Ernst-Martin-Emil nicht gefehlt haben, doch hat auf der vom Vater festgelegten Arbeitsteilung die Zeitung mehr als 30 Jahre lang die Zeiten des Bundestages und der Reaktion, des französischen Thronwechsels im Jahre 1830 und der allgemeinen Revolution der Jahre 1848 und 1849 glücklich und unter wachsendem Gedeihen und Einfluß in Württemberg sowohl, wie auch in Süd-Deutschland, zu überdauern vermocht.

Noch im letzten Jahre hatte Christian Gottfried im Jahre 1828 dem Drängen seiner Söhne nachgebend, neue Schnellpressen bei der so bekannten Firma König und Beurer zu Zell bei Würzburg bestellt und so der Merkur sich neuzeitlich ausgestaltet.

Das Interesse beider Brüder gemeinsam galt vor allem der Frage der Zolleinigung, für welche sich der Merkur jener Tage besonders einsetzte. Gleichbedeutend mit dieser war die Frage des Bahnbaus.

Dringend verlangte der dazumal durch die Kleinstaaterei in Deutschland gehemmte Verkehr Erleichterung, die Wirtschaft Bewegungsmöglichkeit. Es war zur Zeit, als der geniale List, seit 1819 Professor der Staatswissenschaften in Tübingen, sich für eine staatliche Einigung einsetzte, leider aber wegen an sich unverfänglicher Äußerungen von der Kammer ausgeschlossen, in den Anklagezustand versetzt und auf den Asperg gebracht ward. Vergeblich hatte sich der dem Elbenschen Hause weitläufig verwandte Ludwig Uhland für List eingesetzt, da gelang es List, nach Amerika zu flüchten.

Aus der Verbannung heraus wirkte List für ein nationales Wirtschaftssystem, im gleichen Sinne im Lande der Merkur unter der Leitung von Karl und Ernst-Martin-Emil Elben.

Die angestrebte Zolleinigung kam 1824 mit Hohenzollern, 1828 Mit Bayern zustande; im Jahre 1835 wurde sie dann zur Vereinigung der beiden Zollvereine von Nord- und Süddeutschland erweitert.

Was man vor wenigen Jahren geneigt war als eine Utopie anzusehen, war in 1835 erreicht.

Das Streben dazumal nach einer wirtschaftlichen Einigung in Deutschland, von der man eine nachfolgende auch politische Vereinigung auf der einen Seite erhoffte, auf der anderen Seite befürchtete, wurde von den einzelnen Staaten doch mit recht scheelen Augen betrachtet; dahinzielende Bestrebungen (siehe List) galten als Landesverrat. Zu diesen vom Partikularismus aus betrachteten Landesverrättern gehörten aber in Süddeutschland alle die Kreise, die man als deutsch und national gesinnt bezeichnete, und die das beste Element in den Staaten bildeten (Nationalliberale Partei).

Heute, nach genau 100 Jahren, spielt sich im Staat und der Politik ein sehr ähnlicher Kampf ab.

Wiederum sind die Staatsgrenzen zu klein geworden; die drahtlose Telegraphie, das Radio, der Luftverkehr, das Auto, haben die Völker einander genähert und nach dem furchtbaren und widersinnigen Weltkrieg den Völkermord aus überzüchtetem Nationalismus heraus als einen kulturzerstörenden und vernichtenden Faktor erkennen lassen. Nicht um eine nationale Wirtschaftsordnung geht es heute, sondern um eine europäische, bzw. Weltwirtschaftsordnung. Vor allem gilt es die Kulturvölker Europas zu einigen, ihr Miteinanderleben zu ermöglichen.

Gegen diese Erkenntnis aber sträuben sich heute gerade diejenigen, welche damals national aus den engen Grenzen herausstrebten. Der Nationalismus wirkt daher heute nicht verbindend, sondern trennend. Seine Zeit ist gewesen. Er ist der erbittertste Gegner einer Verständigung unter den Nationen. Zwar lächeln wir heute über die Kleinstaaterei von damals, die eine Wirtschaftsordnung in Deutschland für Utopie hielt, über uns aber lächelt ein Jahrhundert später, das sich der Segnungen einer Weltwirtschaftsordnung wird erfreuen können. Nur der geringe zeitliche Abstand bildet die Ursache einer z.Zt. noch mangelnden Erkenntnis, die fortschreitende Geschichte gibt für den, der sehen will und zu sehen vermag, genügende Beweise.



So war auch der Schwäbische Merkur der Jahre unserer Voreltern unter Carl und Dr. Ernst-Martin-Emil Elben in seinen Bestrebungen fortschrittlich, fast revolutionär. Ebenso gut wie List, hätten auch die Genannten auf den Asperg kommen können. Die Freundschaft Carl Elbens mit Ludwig Uhland sagt dasselbe. Der Merkur jener Jahre war ein Pionier des Fortschritts, der politischen Weiterentwicklung, er besaß die Fähigkeit der Erkenntnis (Otto Elben) der Anforderungen der Zeit.

Nicht uninteressant und für manchen belehrend sind die Ansichten, die sich beispielsweise gegen den Bahnbau den Bemühungen des Merkurs entgensetzten. So wurde bezweifelt, ob überhaupt Eisenbahnen sich für das „bucklige Schwaben“ eignen; eine Rentabilität, stand fest, würde niemals erzielt werden. Der Kammerbericht sagte, dass die Alb im Winter wegen Schnees *n i e m a l s* mit Lokomotiven befahrbar wäre. Derselbe Bericht empfahl daher auch eine „Verwendung von Pferden“.

Auch der König traute der Sache nicht; noch 1836 beriet vergebens ein Komitee darüber. Endlich wurde eine Linie in Angriff genommen und 1845 die erste württembergische Bahn eröffnet.

Als Vorläufer jenen Ereignisses sind anzusehen: das Erscheinen des ersten Dampfbootes im Jahre 1824 auf dem Bodensee, die Eröffnung des Polytechnikums zu Stuttgart im Jahre 1829 und der Beginn der Industrialisierung Schwabens.

Freudig wurde 1841 das 25jährige Regierungsjubiläum des volkstümlichen Königs Wilhelm begangen, nach diesem aber begann auch in Württemberg die Unzufriedenheit, welche durch die Brotkrawalle u.s.w. einsetzte und damit die 48er Jahre einleitete.

Karl und Dr. Ernst-Martin-Emil Elben waren die Zeitgenossen jener Jahre und die verantwortlichen Redakteure des Schwäbischen Merkurs.

Am 4. Mai 1823 hatte Ernst-Martin-Emil Elben sich mit Luise Auguste-Leopoldine Conradi, der Tochter des Kaufmanns Leopold Friedrich Conradi und seiner Ehefrau Luise, geb. Feuerlein, vermählt. Sie war seine Cousine. Zum zweiten Male kam Feuerleinsches Blut in die Familie Elben.

Das Werbeschreiben, welches er an sie richtete, ist uns erhalten geblieben; schlicht, tiefinnerlich, bescheiden und dennoch wiederum voll männlichen Stolzes redet es zu uns im Style jener Zeit: Es lautet:

Liebe Luise!

In diesen zwei Worten ligt Alles, was ich Dir sagen kann. Dürfte ich dafür sagen „Meine Luise“, so hättest Du mich glücklich gemacht.

Wenn Dein Herz frey ist, und wenn Du meine Neigung erwidern kannst, so bitte ich Dich die Meinige zu werden.

Ich verstehe nicht, die Sprache eines zärtlichen Liebhabers zu reden, aber glaube mir, ich fühle darum nicht weniger für Dich.

So gewiss ich durch Deine Hand glücklich zu werden wünsche, so sehr liegt mir auch Dein Wohl am Herzen. Darum prüfe Dich, ob Deine Neigung Dir erlaubt, meine Wünsche zu erfüllen.

Ich habe nichts, das für mich sprechen kann, als den festen Vorsatz, Dir das Leben so angenehm zu machen, als ich vermag.

Genügt Dir als Bürgschaft für diesen Vorsatz das Wort eines Mannes, der es redlich mit Dir meint?

Wozu Du Dich auch entschließen wirst, so soll Dir doch mein übriges Leben beweisen, dass ich werth gewesen wäre, der Deynige zu sein.

Auch dann wird stets an Deynem Wohle den wärmsten Antheil nehmen

Stuttgart, den 25. August 1822

Dein treuer Vetter

Emil Elben

uuu →♥ uuu

Zehn Kinder entsprossen dieser Ehe, welche wiederum sehr verschieden geartet waren. Ruhigere, bravere und fromme, dem Zeitgeiste entsprechend, dessen Produkt Ernst-Martin-Emil selbst war, wechselten mit solchen ab, denen der ererbte Feuerleinsche Geist und das Temperament zu schaffen machten. Zu letzteren gehörte die rege und kluge Tochter Emilie, die zweite der Töchter.

Nett erscheint das Geschichtchen, wie ihr toller Übermut dem früh gealterten Vater den Streich spielte.

Die königl. Residenzstadt Stuttgart, damals etwa 30.000 Einwohner zählend, bedingte einen intimeren Verkehr der Gesellschaft in dem Sinne, dass jeder jeden kannte, der König nicht ausgenommen. Auch der Herr Redakteur Dr. Ernst-Martin-Emil Elben war eine solch stadtbekannt Persönlichkeit, die in ihrer Stellung stets über die allerneuesten Nachrichten verfügte.

Bei einem Spaziergange im Schloßgarten, den der bereits schwerhörig gewordene Redakteur mit seiner Tochter Emilie machte, begegneten sie dem Könige, der in leutseliger Weise sich sowohl nach dem Befinden, als auch nach den neuesten Nachrichten der Redaktion erkundigte.

Die etwas vorlaute und temperamentvolle Emilie, brennend ihre Weisheit an den König zu bringen, sprudelt damit heraus, dass der König von Bayern mit seiner Lola durchgebrannt wäre, ohne dass der Vater das geringste von diesem Ausspruch des improvisierten Merkur-Berichterstatters ein Wort gehört hätte.

Die Überraschung folgte erst am Abend, als zu später Stunde ein Adjutant des Königs erschien und beim Herrn Dr. Elben um die näheren Einzelheiten des Münchner Ereignisses bat.

Der König hatte inzwischen im engsten Hofkreise den Fall erörtert und als seinen Gewährsmann für diese Nachricht den Dr. E.M.E. Elben genannt gehabt.

Zwar stritt der alte Herr, diese Nachricht gegeben zu haben ab, aber wenn nicht Emilie als die Berichterstatteerin hierzu sich bekannt hätte, die politische Tragweite wäre nicht abzusehen gewesen. So allerdings löste sich alles in schallendes Gelächter und Freude beim Hofe sowohl, als auch im Merkur.

Den anderen Streich, den die Tochter Emilie spielte, auszugleichen, gelang erst den Jahrzehnten. Dr. Ernst-Martin-Emil Elben kostete er seine Position als Chefredakteur, da dazumal ein solches Ereignis, zumal ein kleiner Weltbürger als unerwartetes Enkelchen die Folge war, mit dem bisher von Ernst-Martin-Emil genossenen Ansehen unvereinbarlich erschien.

In ihrer ganzen Menschengröße erschien die Großmutter Luise, geborene Conradi, welche auch dieses kleine unerwartete und unerbetene Enkelchen, ungeachtet der der Familie entgegengebrachten Anfeindung von allen Seiten, die Königsstraße lang „im Wägele“ schob.

Von der ganzen Verwandtschaft am vernünftigsten benahm sich der kleine Erdenbürger; durch den kaltherzigen Empfang auf Gottes schöner Erde gekränkt, vertauschte er seinen Aufenthaltsort mit einer anderen, weniger engherzigen Welt.

Ungewollt und zu früh zur Passivität verurteilt, verließ Dr. Ernst-Martin-Emil Elben die Redaktion des Merkurs, wie auch das elterliche Haus in der Königsstraße.

Er verbrachte seine Tage in einem neuen Heim als alternder Gelehrter im Kreise der Seinen. Für die Öffentlichkeit war er gestorben.

Jeden Morgen ließ er sich, wie immer, sein Exemplar des Merkurs vorlegen, welches er nach dem Morgenkaffee sorgfältig von Anfang bis Ende studierte, in alter, lieber Gewohnheit mit dem Bleistift in der Hand jeden gelesenen Artikel durchstreichend.

Nach dem Kaffee pflegte er seine Pfeife zu rauchen, die ihm gewohnheitsgemäß seine Tochter Anna, spätere Frau Anna Rothermundt, nicht nur zu bringen, sondern auch durch kräftiges Ziehen vorher in Brand zu setzen hatte.

Großmutter Luise pflegte später erst aufzustehen und hatte wiederum ihre Gewohnheiten. In dieser Ehe war sie die energischere und auch weltklügere. Sie war es, die ihre Buben erzog, sie auch führte das Regiment im Hause. Daher war es natürlich, dass die Liebe der Kinder mehr ihr gehörte, wenngleich der Großvater allgemein die Achtung genoß. In der Jugend eine schöne Frau, hielt sie auch im späten Alter viel auf ihr Äußeres.

Wenn morgens Besuch kam, ging sie an ihre Toilette und steckte sich zuvor rechts und links an den Schläfen die Kämmchen mit den Locken an. Stets hielt sie auch auf ihre gut gepflegten Hände, welche immer mit Filethandschuhen versehen waren. Sie war sehr religiös veranlagt, nichtsdestoweniger verfügte sie aber auch über viel Mutterwitz und Humor, der sie auch bis zur Stunde ihres Todes nicht verließ.

Am Tage ihres Todes noch, als der alte Freund und Hausarzt sie wegen ihres Unbefindens glaubte trösten zu müssen und ihr die volle Genesung für den folgenden Tag in Aussicht stellte, sagte sie diesem in aller Ruhe: „Desch glaubst ja selber nich, Du alter Schwindler“.

Viele prägnante Aussprüche sind noch von ihr in der Familie erhalten, darunter jener: Dummheit ischt die gröst Sind u.a. Nichts war ihr so verhaßt, wie mit dummen Menschen zu tun zu haben.

Am 4. Mai 1873 war es Martin-Emil Elben und seiner Frau Luise noch vergönnt, das Fest der goldenen Hochzeit zu feiern. Bald darauf, am 9. Oktober 1873, starb Ernst-Martin-Emil Elben.

Die Großmutter Luise überlebte ihn noch lange Jahre; sie starb im hohen Alter am 3. Januar 1890. Sie ist 85 Jahre alt geworden.

uuuuuu

Dr. jur. Gustav Elben

1797-1869

Der vierte unter den Söhnen des Merkur-Begründers, Gustav Elben, verkörpert in sich und seinen Nachkommen jenen Zweig der Stuttgarter Familie, welcher seiner Heimat die hohen juristischen Beamten gab.

Geboren am 27. Januar 1797 zu Stuttgart, getraut am 19. November 1825 mit Charlotte Pfizer, der Tochter des Obertribunal-Direktors Pfizer, sehen wir ihn im Jahre 1820 Gerichtsaktuar, 1823 Assessor der Finanzkammer, 1847 vortragenden Rat, 1858 Direktor der Ablösungskommission und 1867 Präsident werden.

Er stirbt am 27. August 1869.

Dr. med. Ernst Elben

1798-1829

Folgt nunmehr als fünfter in der Reihe der Söhne Christian-Gottfrieds.

Aus seiner Jugend ist nur wenig bekannt, nur, dass er erfolgreich Medizin studierte und sein Leben seinem Berufe unterstellte.

Fassen wir diesen Satz nicht als Phrase auf, so sagt er uns alles, was über ihn gesagt zu werden vermag.

Er starb unvermählt als ein Opfer ernstester Pflichttreue in Ausübung seines Berufes.

Sein nur kurzes Leben und Wirken berechtigten zu höchsten Erwartungen für die Wissenschaft. Seinem Andenken in unserer Chronik diene Nachfolgendes:

(Berlinische Nachrichten, Spencersche Ztg. v. 21. Oktober 1829, No. 146)

„Über die in der Wallachei und im russischen Heere herrschende Pest theilt ein Schreiben aus Bucharest v. 14. Sept. in der Allg. Ztg. einige authentische Notizen mit. Schon seit dem Januar 1824 zeigte sich diese Krankheit, bald stärker, bald schwächer in der kleinen Wallachei,

richtete aber besonders im laufenden Jahre Verheerungen an. Im Juli starben in Bucharest 620, im August 690, seit Anfang September bis jetzt sind nur 120 an dieser Krankheit gestorben. Hierbei sind jedoch diejenigen, welche in das Pestlazareth von Dutesti, eine Meile von Bucharest, gebracht worden sind, nicht mitgerechnet. Im August befanden sich dort 1500 Pestkranke, von denen ungefähr 200 genesen sind.

Ogleich in Bucharest die Krankheit abnimmt, so ist doch das Ende derselben vor dem Eintritt des Winters nicht zu erwarten; denn auch in der bis jetzt verschont gebliebenen kleinen Wallachei zeigt sich das Übel mit großer Heftigkeit. Bis jetzt sind alle Versuche der Ärzte, dieser Krankheit zu steuern, fruchtlos geblieben; nur *ein einziger Arzt, Dr. Elben aus Stuttgart*, früher in Berlin, hat in der Behandlung außerordentliche Fortschritte gemacht.

Dieser Mann faßte den Entschluß, seine medizinischen Kenntnisse auf dem Kriegsschauplatz in Anwendung zu bringen, und leistete in allen ihm anvertrauten Hospitälern *das noch nie Geschehene*.

Reiner edler Sinn trieb ihn hierzu, denn seine Dienste sind unentgeltlich. Am deutlichsten bewährte sich seine Kunst bei dem in Kalarasch, unweit Silistria angelegten Spitale der Belagerungsartillerie. Die dritte Abteilung derselben, 1000 Mann stark, in welcher die Krankheit vorzüglich überhand genommen hatte, verlor allein auf dem Marsche von Brailow nach Silistria 400 Mann; man fürchtete den gänzlichen Untergang dieses schönen Korps, und nur der restlosen Aufopferung des *Dr. Ernst Elben* gelang es, dass schon nach 14 Tagen der Pestkordon aufgehoben, und nach einem Monat die Mannschaft hergestellt zum Dienste verwendet werden konnte.

Seine Erfolge sind um so bewundernswerter, da allein in der Wallachei binnen einem Jahre 75 Militärärzte, ohne die Wundärzte, an der Pest gestorben sind.

Mit Recht erwarten die Freunde der Wissenschaft von diesem kühnen und geschickten Arzte, bei seiner hoffentlich bald erfolgenden Rückkehr nach Preussen, Aufschlüsse, die nur er zu geben im Stande ist.“

Leider sollte sich diese Hoffnung nicht erfüllen. In der No. 3 derselben Zeitung vom 5. Januar 1830 erfahren wir:

„Am 17. November starb zu Silistria der Dr. Ernst Elben aus Stuttgart, auch in Berlin rühmlichst bekannt. Kaum von einer bedeutenden Krankheit genesen, wurde er von Kalarasch, wo er bei einem kaiserl. russischen Militär-Spital ärztliche Dienste leistet, nach Silistria berufen, und erlag dort, nach wenigen Wochen, einem durch die Anstrengungen seines Berufes herbeigeführten, Nervenfieber, in einem Alter von 31 Jahren.

Die Pest hatte er früher glücklich überstanden. Sein Tod ist für die Wissenschaft ein großer Verlust, indem er sich seit zwei Jahren mit der Beobachtung und den möglichen Heilmitteln der Pest fast ausschließlich beschäftigte.

Der russischen Armee an der Donau und den dortigen Spitälern, hat er sehr wichtige Dienste geleistet, und sein Name wird dort lange mit Achtung genannt werden.“

So starb der russische Militärarzt und Schwabe Dr. Ernst Elben zu Silistria in Aufopferung für die Menschheit. Fürwahr ein würdiger Spross und Sohn Christian-Gottfrieds.

uuu*uuu

Albert Elben

1806-1861

Er ist der sechste in der Zahl der Söhne Christian-Gottfrieds. Geboren am 16. November 1806 wurde Albert Elben Fabrikant. Ganz verleugnen konnte auch er nicht das Druckereigewerbe seines Vaters, er wurde Papierfabrikant.

Am 26. November heiratete er zu Pfullingen Christiane Laiblin, die Tochter des Papierfabrikanten und Stadtrats Th. Laiblin. Bald darauf übernimmt er die Fabrik seines Schwiegervaters. Der Ehe entspross ein Sohn mit Namen Albert als einziges Kind.

Albert Elben der Ältere stirbt am 5. Juli 1861 zu Pfullingen am Ort seiner Tätigkeit.

uuuuuuu

Herrmann Elben

1809-1811

Der siebente der Söhne stirbt als Kind.

uuuuuuu

Otto Elben

1813-1862

Der jüngste der Söhne Christian-Gottfrieds wurde am 17. Nov. 1813 zu Stuttgart geboren. Nachdem er die Schule daselbst absolviert hatte, studierte er Medizin.

In der Folge etablierte er sich als praktischer Arzt zu Stuttgart und erhielt den Titel eines Medizinalrats.

Er verheiratete sich am 3. Juni 1841 mit der Tochter des Obertribunalrates Carl v. Pfizer, Emilie Pfizer.

Geschätzt und geachtet als Arzt und Mensch starb er daselbst am 27. Sept. 1862. Seine Frau, die ihm eine Tochter und zwei Söhne geschenkt hatte, folgte ihm am 9. Februar 1876 im Tode nach.



Luise Auguste-Leopoldine Elben, geb. Conradi.

1805-1890

Gemahlin des Dr. Ernst Martin Emil Elben.

im Alter von 68 Jahren, anlässlich ihrer gold. Hochzeitsfeier im Jahre 1873
zu Stuttgart.

Dr. Ernst-Martin Emil Elben hatte alle seine Brüder überlebt.

Von den acht Söhnen Christian Gottfrieds hatten fünf für den Nachwuchs der Familie in fünf Zweigen gesorgt.

Zwei der Töchter waren verheiratet. Die ältere von ihnen, **A u g u s t e E l b e n**, geboren am 1.12.1793, verehelicht sich am 30.11.1816 mit Ludwig Friedrich v. Jäger, geb. am 15.10.1789, gest. 29.4.1862. Ihr Mann war Oberkriegskommissar und Oberfinanzrat zu Stuttgart. Er war der Sohn des Pfarrers Jacob Friedrich Jäger zu Linsenhofen.

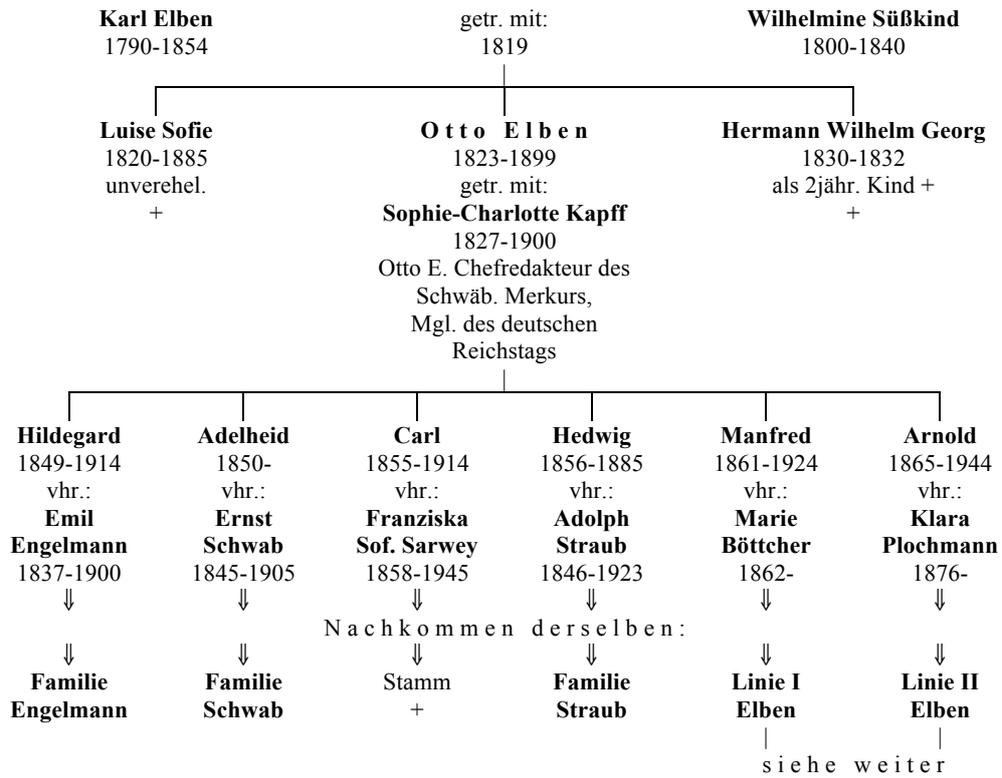
Auguste v. Jäger, geborene Elben, starb am 21.4.1873. Das Elbenschel Blut setzte sich mütterlicherseits in der Familie Jäger fort.

Die jüngere der Töchter Christian-Gottfrieds, Julie Elben, geboren am 3.4.1804 (7. Kind) verehelichte sich mit A.E. Carl v. Cless, geboren am 14.11.1794, gest. am 1.4.1874. Ihr Mann war Oberstudienrat und Hofkaplan zu Stuttgart. Er war ein Sohn des Oberamt-manns Carl Cless zu Königsbronn.

Julie v. Cless, geborene Elben, starb am 16.11.1872. Auch hier setzte sich das Elbenschel Blut mütterlicherseits in der Familie Cless fort.

uuuuuuu

Erster Zweig der Familie Elben



Siebente Generation der
Sersheimer Elben zu Stuttgart

Die Familie des Carl Elben und der Wilhelmine, geb. Süßkind bestand aus drei Kindern, von welchen die am 31.7.1820 geborene Tochter Luise die älteste war. Luise Elben starb unverehelicht am 14.12.1885. Das jüngste Kind, Hermann (Wilhelm-Georg), geb. 1830 starb als Kind von 2 Jahren im Jahre 1832. Der älteste Sohn Otto, das mittelste der Kinder, ward zum Stammhalter des ersten Elbenschen Zweiges der Familie.

Dr. Otto Elben
1823-1899

Geboren zu Stuttgart am 30. Januar 1823 als der älteste männliche Enkel des Merkur-Gründers, war er nicht nur der geborene Nachfolger seines Vaters Carl Elben, sondern der entschieden berufenste Erbe des Großvaters Christian-Gottfried.

Über ein halbes Jahrhundert sehen wir Dr. Otto Elben an der Spitze des Schwäbischen Merkurs wie auch im öffentlichen, insbesondere politischen und wirtschaftlichen Leben tätig.

Otto Elben kannte seinen Großvater noch persönlich und hat ihm, wie auch seinem Vater, in Aufrechterhaltung der Tradition allezeit ein treues Andenken bewahrt.

Nach Vollendung seiner juristischen Studien und nach weiten Reisen, die ihn u.a. nach Nordafrika führten, trat er im Herbst des Jahres 1847 in die Redaktion des Merkurs ein, wo er alsbald reiche Gelegenheit bekam, sein umfangreiches Wissen und seine tatkräftige Natur an den Tag zu legen.

Es folgten die aufgeregten Jahre 1848/49, die Sturm- und Drangperiode, welche den Keim der Sehnsucht nach einem geeinten Deutschland in sich trugen, ohne jedoch dazumal (durch die mangelnde Entschluß- und Verantwortungsfähigkeit des Preussenkönigs Friedrich-Wilhelm IV. veranlaßt) von Erfolg gekrönt zu werden. Der in dieser Zeitperiode, schon anfangs erwähnte, geborene nationale Gedanke blieb aber für den Merkur hinfort das hervorragende Ziel seiner Wirksamkeit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus. An ihm sollte der

Merkur erstarken, groß und mächtig werden, an ihm aber auch nach dem Weltkriege später zugrunde gehen.

Vorerst war dieser Gedanke seit dem Ausgang der 50er Jahre, seit der Gründung des Deutschen Nationalvereins, mächtig aufs neue in ganz Deutschland wieder in den Vordergrund getreten. Im engen Zusammenhang hiermit stand dazumal die Forderung der Befreiung Schleswig-Holsteins vom dänischen Joch, ein Bestreben, dem grade Otto Elben, unterstützt durch reiche persönliche Beziehungen, seine volle Kraft widmete.

Es folgte das kritische Jahr 1866, das den Anstoß zu der Vorbereitung der deutschen Einigung bildete.

Es mag dazumal, insbesondere für den Süden Deutschlands nicht ganz leicht gewesen sein, den richtigen Weg zu erkennen. Mit alten konservativen Anschauungen eines Deutschlands unter Habsburgs Fahnen, mußte erst gebrochen sein.

Diese zu erkennen und nach dieser Richtung hin dann alle Kräfte so einzusetzen, dass auch die engere Heimat nicht zu kurz kam, war Otto Elben eine heilige Aufgabe, der er, nicht allein in seiner Tätigkeit als Redakteur, sondern von 1868 ab bis 1882 auch als württembergischer Landtagsabgeordneter (von Böblingen) wie auch von 1871 an als Mitglied des neuen deutschen Reichstages, voll und ganz sich widmete.

In dem in d i e s e r Zeit richtig gewählten Wege, in der politisch bewiesenen Weitsichtigkeit lag der Erfolg Otto Elbens sowohl, als auch die Entwicklung und der Erfolg des von ihm geleiteten Schwäbischen Merkurs.

Der glorreiche Krieg von 1870/71, die hierauf folgende Gründung des deutschen Kaiserreiches, war auch für Otto Elben die Glanzzeit seines öffentlichen Wirkens.

Es war ihm vergönnt, mit politisch gleichgesinnten Männern wie J. Hölder, R. Römer, G. Müller u.a. gleich zu Beginn des Krieges 1870/71 die politische Zukunft Deutschlands mit dem damaligen preussischen Kronprinzen Friedrich-Wilhelm, der auf der Fahrt zum Kriegsschauplatz durch Stuttgart fuhr, zu besprechen und kurze Zeit darauf eine besondere

Denkschrift über die Notwendigkeit der Vereinigung Süddeutschlands mit Norddeutschland unter Wiedergewinnung der Reichslande anzufertigen.

Die bewegten Herbstmonate des Jahres 1870 brachten im Verein mit Norddeutschen Politikern, vor allem mit Lasker und Bennigsen, eine rege Tätigkeit zur Vorbereitung des Anschlusses von Württemberg an den Norddeutschen Bund.

Mit voller Befriedigung konnte Otto Elben im folgenden Jahre die Erfüllung dieses heißen Wunsches aller Patrioten erleben.

In richtiger Erkenntnis des politisch Erreichbaren, seiner Zeit schöpferisch vorausseilend, über enge partikularistische Interessen hinweg suchte der nationale Gedanke die Einigung der deutschen Volksstämme in einer Reichsgründung.

Voller Begeisterung über die errungene Einheit des deutschen Reiches hat Otto Elben sich in den nächsten sechs Jahren an den Verhandlungen des deutschen Reichstags als Mitglied der Nationalliberalen Partei betätigt.

Wiederholt war es ihm in den 70er Jahren vergönnt, mitbestimmend bei wichtigen Angelegenheiten, insbesondere auch bei solchen, die zugleich die Politik und die Wirtschaft betrafen, mitzuwirken.

Aus innerster Überzeugung verfolgte er unablässig das Ziel einer Vereinheitlichung des deutschen Eisenbahnwesens als einer nationalen und wirtschaftlichen Notwendigkeit. Auf seinen Antrag hin wurde im Jahre 1873 das Reichseisenbahnamt gegründet. Im Jahre 1876 trat bereits mehrfach der Gedanke der Vereinheitlichung in den deutschen Parlamenten in den Vordergrund.

Den für ihn denkwürdigsten Tag vom 30. März 1876 erlebte Otto Elben im württembergischen Landtag, bei dem er selbst nur die Zustimmung von 5 Gleichgesinnten fand, auf den er aber nach wie vor mit Stolz zurückblickte, konnte er doch damals die denkwürdigen Worte öffentlich aussprechen: „Dass wir die Minderheit sind, das kann uns auf keinen Fall abhalten, unsere Überzeugung hier geltend zu machen. Es ist das unsere Pflicht,

und ich wollte nicht, dass, wenn ein großer Gedanke in Deutschland ausgesprochen wird, in diesem Saale niemand wäre, der Verständnis für denselben hatte.“

Die Entwicklung der folgenden Jahrzehnte haben diesem Gedanken Recht gegeben.

Reichseinheit und Reichsvereinheitlichung waren das Ziel Otto Elbens schon damals; wir können nicht umhin heute diesem großen Geist, dem das Vaterland alles, Partei und Partikularismus aber das Nebensächliche waren, unsere Bewunderung zu zollen.

Immer mehr und mehr brach sich die Überzeugung von der Notwendigkeit der Reichsvereinheitlichung als Sonderheit Bahn; gelungen ist sie erst nach dem Weltkriege, in einer Zeit, in welcher die Einheit des Reiches wiederum auf das schwerste gefährdet war.

Eisenbahntechnisch ist es dem Wirken Otto Elbens zu danken, dass der kürzeste Weg nach der Schweiz von Berlin über Stuttgart Ausführung fand. So nützte er indirekt hierdurch auch seiner engeren Heimat.

Gleichzeitig mit dieser politischen und wirtschaftlichen Tätigkeit hat aber auch Otto Elben seine ganze Kraft dem heimischen Blatte zur Verfügung gestellt und dieses zur neuen Blüte gebracht.

Einen Glanzpunkt bildete das große Fest des 100jährigen Bestehens des Merkurs am 3. Oktober 1885 unter der Teilnahme weitester Kreise.

Auch nachdem Otto Elben durch ein Augenleiden von der täglichen Arbeit mehr und mehr ferngehalten war, behielt er die Oberleitung des Blattes bei.

Mit Recht konnte er in seiner 1885 zum Merkurjubiläum verfaßten Geschichte des Schwäbischen Merkurs ausrufen: „Es ist doch wohl auch ein Glück für ein Land zu nennen, wenn es, gerade in den heutigen Zeiten, eine unabhängige, einigermaßen einflußreiche, ernsthafte Zeitung hat, welche den Lockungen des Tages, Vorurteilen und Aberglauben, den Modetorheiten der Zeit, der Verflachung auf allen möglichen Gebieten und vor allem persönlichen Interessen unzugänglich ist, welche ideale Ziele verfolgt und dem Wohl des Vaterlandes zu dienen bereit ist.“

Sah sein klarer Geist, was seine kranken Augen nicht mehr zu sehen vermochten, die weitere Entwicklung der Presse unter der Macht des Großkapitals, die parteipolitische Zersplitterung Deutschlands, den Klassenstaat voraus, in welchem an eine nationale Politik im Geiste seiner Zeit d.h. im fortschrittlichen Sinne nicht mehr zu denken war?

Betrachten wir diese Worte als sein Bekenntnis und Testament, so beschleicht uns ein wehmütiges Gefühl, dass kaum eine Generation weiter diese Bedingungen Otto Elbens auf seinen Merkur bezogen, sich nicht mehr verwirklichen ließen.

Das Lebensbild Otto Elbens wäre nicht vollständig, wenn hier nicht wenigstens in Kürze auch seiner umfangreichen Wirksamkeit gedacht würde, die er jahrzehntelang auf dem Gebiet des volkstümlichen deutschen Männergesangs entwickelt hat. Er war selbst ein großer Musikfreund und insbesondere ein Verehrer Franz Schuberts. Von seinen Jugendjahren an war er mit dem Stuttgarter Liederkranz verbunden, dessen ideale Ziele in Wort und Schrift zu fördern, ihm Herzensangelegenheit war.

Untrennbar auch ist sein Name mit der Gründung des Schwäbischen Sängerbundes im Jahre 1849 verbunden. Auch hat er in einem größeren Werke die Geschichte des volkstümlichen deutschen Männergesanges niedergeschrieben, das erstmalig 1855, in zweiter Auflage 1887 erschien.

Otto Elben war es vergönnt, der Mittelpunkt einer zahlreichen Familie zu sein.

Zu den 6 Kindern, drei Söhnen und drei Töchtern, kamen im Laufe der Jahrzehnte noch eine große Zahl von Enkeln und Urenkeln. Sein höchstes Glück ward ihm dadurch beschieden, dass er im Jahre 1848 in Sofie Kapff, der zweiten Tochter des 1858 verstorbenen Oberamtsrichters Kapff in Münsingen und Rothenburg, eine treffliche, mit ihm nach allen Richtungen innerlich zusammenfühlende Frau gefunden hatte, die ihm in seinem langen Leben sowohl in der Familie, als auch bei der Berufstätigkeit und auch der Öffentlichkeit gegenüber eine Stütze und durch reiche Gaben des Geistes ausgezeichnete Lebensgefährtin gewesen ist.

Mit ihr zusammen konnte er noch am 2. März 1898, umgeben vom Kreise seiner Verwandten und Freunde, das Jubelfest der goldenen Hochzeit begehen.

Nach ungemein vielseitiger und verdienstvoller Wirksamkeit ist Otto Elben, ein Jahr vor seiner Gattin, am 28. April 1899 im Alter von 76 Jahren gestorben.

uuuuuuu

II. Z w e i g

Die Familie des Dr. Ernst-Martin-Emil Elben und seiner Frau Luise, geb. Conradi, bestand aus drei Söhnen und sieben Töchtern, von welcher letzteren eine, **Sofie-Charlotte**, geboren am 6.6.1841 bereits als Kind am 5.8.1853 verstarb.

Von den anderen Töchtern ist zu sagen:

Luise, Auguste-Sofie, die älteste der Töchter und auch das älteste der Kinder, geb. zu Stuttgart am 30.5.1824, gest. daselbst am 9.7.1897, ehelichte am 10.1.1847 den Kaufmann **Adolph Mohl**, geb. am 24.9.1822, gest. 11.9.1882, Sohn des Kontrolleurs Mohl zu Stuttgart. In den Familien Mohl, Lieb und Currer pflanzte sich das Elbensch Blut in weiblicher Linie fort.

Emilie, die zweite der Töchter, geb. 18.10.1830, gest. zu Stuttgart am 7.4.1917, unverehelicht, war eine kluge, in ihrer Jugend mit Feuerleinschem Temperament ausgestattete Frau. Ihrer wurde bereits in der Chronik als der Tochter des Dr. E.M. Emil gedacht. Sie ist den jüngeren Neffen und Nichten eine ob ihrer Klugheit beliebte und interessante Tante geworden, die die Tradition, Gewohnheit und das Haus der inzwischen verstorbenen und von ihr bis zum Tode gepflegten Mutter, bzw. Großmutter Elben, geb. Conradi fortsetzte.

Marie-Pauline, die dritte der Töchter, geb. 18.5.1833, gest. im jugendlichen Alter von 33 Jahren am 12.8.1866, hatte am 7.5.1850 den in Petersburg etablierten deutschen Kaufmann **August Wilhelm Rothermundt** geheiratet. Nachdem sie ihrem Manne, der sich der zarten Gesundheit seiner Frau wegen inzwischen nach Stuttgart zurückgezogen hatte, eine zahlreiche Familie beschert hatte, wurde die überaus glückliche Ehe durch ihren frühen Tod gelöst. Sie war die Stammutter von Elbenscher Seite des Hauses Rothermundt zu Stuttgart.

Mathilde-Sofie, geboren, am 31.10.1836, gest. 22.5.1910, verheiratete sich am 15.5.1860 mit dem Dr. phil. **Ernst Gaab**, Pfarrer zu Lehrensteinsfeld, dem Sohne des Oberbaurats Dr. L. v. Gaab. Durch sie verpflanzte sich das Elbensch Blut mütterlicherseits in die Familie Gaab und deren Nachkommen.

Auch sie war eine geistig lebhaft, feuerleinig-temperamentvolle, im späteren Alter leider gelähmte jedoch überall schon wegen ihres Humors beliebte Frau und Tante.

Episode. Sie konnte sich infolge eines Hals- und Kehlleidens nur schwer verständlich machen, sprach und erzählte aber gern und viel. Bei einem Zusammensein mit ihren alten, beiden schon schwerhörigen Brüdern wurde sie beim lebhaften Erzählen stets von solchen durch die Zurufe: „sprich lauter“ dauernd unterbrochen. Da wallt der siebzehnjährigen Schwäbin auf ihr Blut, mit der Faust auf den Kaffeetisch schlagend, so gut sie es konnte, donnerte die Frau Konsistorialrätin ihren alten Brüdern entgegen: Was heißt hier: Sprich lauter, immer sprich lauter!“ Hört lauter, ihr daube Ludersch!“

Anna, geb. am 13.8.1845, gest. im August 1924. getraut am 25.4.1871 mit ihrem Schwager, dem Witwer August Rothermundt, war eine prächtige, mit hoher Güthe ausgestattete Frau. Sie suchte, den Kindern ihrer früh verstorbenen Schwester Marie in rührender Liebe und Pflichterfüllung die Mutter zu ersetzen. Durch sie erstand aufs Neue ein Elternhaus den Kindern, und als im Jahre 1885 auch der Vater abgerufen wurde, verstand sie auch dann noch das Haus Rothermundt zum Mittelpunkt nicht nur der Familie Rothermundt, sondern aller mit diesen Verwandten, d.h. auch teilweise der Elbenschen Familien, ihrer Geschwister und deren Kinder, zu gestalten. So bildete das Haus Rothermundt auch für die Familien Elben (im 2. Grade) durch seine Gastfreundschaft, die alle dort, groß und klein, genossen, unvergessene Punkte in den Lebenserinnerungen der Einzelnen. Anna Rothermundts warmes Herz für ihre ganze Verwandtschaft, ihre oft fast schüchterne Herzensgüte, vereint mit der traditionell Rothermundtschen Gastfreundschaft, sichern ihr ein dauerndes Andenken in der Chronik der Elben und eine Ehrenplatz.

Auguste; sie war die jüngste der Töchter der Familie Dr. Ernst-Martin Emils Elben. Geboren am 25.3.1847, gest. am 26.3.1923, heiratete sie am 4.9.1866 den Ökonomierat **E. Otto Ege**, geb. 28.10.1833, gest. 15.10.1893, Sohn des Dir. des Gerichtshofes Ernst Ege zu Esslingen. Das Elbensche Blut vererbt sich in weiblicher Linie in deren Nachkommen Sigel.

Die Söhne des Dr. Ernst-Martin-Emil waren:

Christ. Leop. Eduard Elben

1825-1902

Geboren am 12.9.1825 zu Stuttgart besuchte er daselbst das Gymnasium und später die heimatliche Universität Tübingen. Nach Ablegung der juristischen Prüfung trat er zunächst in die Redaktion des Schwäbischen Merkurs ein. Bald schon zog ihn das weitere politische Leben an, vor allem aber hat es die Kommunalpolitik ihm angetan.

Schon als 31jähriger Mann wurde er 1856 in den Stuttgarter Bürgerausschuß gewählt, dem er später als Obmann vorstand. Im Jahre 1859 trat er in den Gemeinderat über, welchem er bis 1875, also volle sechzehn Jahre lang angehörte. Am 15.4.1852 ließ er sich mit seiner Cousine **Mathilde Elben**, der Tochter des Präsidenten Gustav v. Elben und dessen Frau Charlotte, geb. Pfizer, trauen.

Zwölf Kinder entsprangen dieser Ehe. Ein Haus voll Freude und Leid wurde auf dem Tannenhof in der Forststraße gegründet.

Das öffentliche Wirken Eduard Elbens strahlte mitten in den Familienkreis hinein, die großen Verdienste Eduards werden am besten gewürdigt, wenn wir den Schwäbischen Merkur sprechen lassen.

„Eduard Elben war auf den verschiedensten Gebieten der Stadtverwaltung, insbesondere auf dem Gebiet, das man heute das sozialpolitische nennt, tätig. An diese Tätigkeit schließt sich an die erfolgreiche Wirksamkeit in zahlreichen wohltätigen Vereinen, an deren Spitze oder deren Ausschüssen wir ihn erblicken. Hierzu gehörten: Einführung der Naturalverpflegungsstationen, die Gründung der Arbeiterkolonien Dornshof und Erlach, die Gründung der Volkskaffeeküchen u.a.m. Wir sehen ihn ferner auf verschiedenen Posten bei der damals freiwilligen Stuttgarter Feuerwehr, 1870 als Vorstand des Verwundetenspitals, ferner als Kirchengemeinderat u.a.

Eng verbunden ist sein Name mit dem Evangelischen Bund in Stuttgart; er war einer der Gründer desselben und bis zum Jahre 1897 der Vorstand des württ. Landesvereins und der Ortsgruppe Stuttgart. Beide Vereine haben ihn, als er in Rücksicht auf sein fortgeschrittenes Alter sich genötigt sah, die Vorstandschaft niederzulegen, zum Ehrenvorsitzenden ernannt.

Durch seine von innerem Feuer getragenen Vorträge über den evangel. Bund, seine Ziele und Aufgaben, wurde Eduard Elben fast in allen protestantischen Städten des Landes bekannt. Hand in Hand mit seiner Tätigkeit im evangel. Bund ging die Bekämpfung ultramontaner Übergriffe, die Sammlung von Unterschriften zu den Eingaben für Aufrechterhaltung des Jesuitengesetzes u.a.

In seiner politischen Anschauung war er konservativ, auch gehörte er zum Landesausschuß und zum Stuttgarter Ortsausschuß der konservativen Partei.

So kandidierte er im Jahre 1881 (ohne Erfolg) gegen den später so bekannt gewordenen demokratischen Kandidaten Payer. Am 15. März 1886 konnte Eduard Elben seinen Sohn Leopold in den Schwäbischen Merkur eintreten sehen.

Er selbst wirkte bis zum Jahre 1889 im Merkur, dann zog er sich in den wohlverdienten Ruhestand zurück.

Am 11. Oktober 1899 wurde ihm seine Ehefrau Mathilde Elben durch den Tod entrissen; nachdem der größte Teil der Kinder in die Welt hinausgezogen war, faßte er den Entschluß, aus dem Tannenhof, der eine teure Heimat geworden war, auszuziehen. In der Reinsbergstraße zu Stuttgart, in der Pflege seiner beiden Töchter Elisabeth und Mathilde verbrachte er seinen Lebensabend.“

uuuuuuu



Wilhelm Elben

1838-1909 im Jahre 1864 zu Pau.

Wilhelm Elben

1838-1909

Er war der zweite von den Söhnen Ernst-Martin-Emils und am 19. Mai 1838 zu Stuttgart geboren. Er starb in seiner Vaterstadt Stuttgart am 17. April 1909.

Ihn zu schildern ist insofern schwer, da er in großen Zügen das Gegenteil seines eben beschriebenen Bruders Eduard war.

Er hatte keine Ämter und Würden, auch war er kein Mann der Öffentlichkeit, ein guter, zärtlicher Gatte, ein liebevoll gütiger Vater, unvergessen bei den Seinen, sonst - nur ein Mensch. Letzteres aber im edelsten Sinne des Wortes.

Als 17jähriger Jüngling absolvierte er das Gymnasium zu Stuttgart. Heller Verstand, scharfes logisches Denken, Objektivität, wie auch das lebhaft feuerleinsche Temperament zeichneten ihn aus.

Da jedoch in der Familie durch Generationen hindurch sämtliche Fakultäten vertreten waren und der kaufmännische Geist anfang Weltgeltung zu gewinnen, sollte der zweite Sohn, Wilhelm, so wünschte es die Mutter, Kaufmann werden.

Es war wohl für diesen Sohn der verkehrteste Beruf, den ihm die Eltern auszusuchen vermochten. So sah sich Wilhelm Elben gegen seinen Willen in einen Beruf gedrängt, der ihm wesensfremd blieb. Seine Gewissenhaftigkeit war aber groß genug, um solchen ihm auch nur wenig zusagenden Beruf mit jener Treue und Gewissenhaftigkeit zu erfüllen, die er im Hause der Eltern gelernt hatte und sein eigen geworden war.

Infolge seiner persönlichen gewinnenden Eigenschaften, seiner streng rechtlichen Auffassung, seines regen Interesses für viele Gebiete des Wissens, seines tiefinnerlich und warmen Empfindens für Freud und Leid aller, die mit ihm in Berührung kamen, seines großen Verständnisses für die Jugend, gelang es ihm in seinem fast 50jährigen Leben in Petersburg Freundschaft und Liebe zu finden.

Sein von der Mutter ererbter Humor, sein feiner sarkastischer Geist, sein sonniges Wesen, welches Wärme verbreitete, seine überaus glückliche Ehe machten, dass das Haus Wilhelm

Elbens in Rußland ein geselliger Mittelpunkt des Deutschtums blieb. Er gehörte zu jenen markanten Auslandsdeutschen, die auch in der Fremde der Heimat die Treue bewahrten. Er war Deutscher und blieb Deutscher.

Der lange Aufenthalt im Auslande hatte ihn auch politisch abgeklärt; frei von jeglichen partikularistischen Hemmungen, unbeeinflußt von parteipolitischen Dogmen und parteilicher Überhebung, frei aber auch von jenem uferlosen Hurrah-Patriotismus, von devoter Verherrlichung des sich in Deutschland immer mehr und mehr breit machenden Byzantinismus, liebte er sein Vaterland nicht minder, wengleich natürlich sein kritischer Geist im Gegensatz zu fast allen seinen Stuttgarter Verwandten, sich mehr zum Liberalismus und der Demokratie hingezogen fühlte.

Auch in kirchlicher Beziehung sehen wir, so ganz das Gegenteil seines im evangelischen Bunde sich aktiv betätigenden Bruders und seiner überaus frommen und christlich-gläubigen Mutter, Wilhelm Elben kritisch und freireligiös danebenstehen. Nichtsdestoweniger war er entschieden eine tief religiöse Natur. Ein Christ im Sinne seiner Anverwandten war er nicht, des Menschen Sohn konnte ihm nur Mensch sein. Glaube und Aberglaube waren ihm eins und Menschenwerk. Seine Religiosität war innerlich, die trug er nicht zu Markte und wehe, wenn einer sich vermaß, sie bloßlegen oder in Formen bringen zu wollen, seiner Innerlichkeit zu nahe trat. Er konnte in so einfacher Weise Überheblichkeit und Arroganz begegnen.

Episode. Ein evang. Pastor in Petersburg fand es angebracht ihn bei einem Essen über den Tisch herüber zu fragen: Mein lieber Elben, woher kommt das, ich sehe Sie gar nicht in der Kirche? Worauf er nur schlicht erwiderte: Mein lieber Pastor, das kommt davon, dass ich nie hingehe. Er ist nie wieder vom Pastor danach gefragt worden.



Emma Elben
geb. Brofft-Schuri
1838-1922
Im Jahre 1864 zu Pau.

Im Jahre 1905 zog er sich in seine alte Heimat und sein geliebtes Stuttgart zurück. Auch hier fand er noch bei jung und alt als der alte Onkel Wilhelm in seinen letzten vier Lebensjahren vielfache Liebe.

Es war ihm vergönnt, den Untergang des Deutschtums in Rußland durch den Weltkrieg, die Einkerkung und Internierung seiner Landsleute, den Raub am Besitze derselben durch den nachfolgenden Bolschewismus und den hieraus resultierenden Tod seines in Rußland verbliebenen Sohnes Wilhelm (1919) nicht mehr erleben zu müssen.

Er war einer der letzten seiner Generation im III. Grade. Seine altersgleiche Gattin Emma Elben, geb. Brofft-Schuri, Tochter des bekannten Baumeisters zu Frankfurt a/M., Franz Brofft, überlebte ihn noch 13 Jahre. Sie starb am 22. Februar 1922 gleichfalls zu Stuttgart, verehrt und geliebt auch von der Jugend der Familie, denen sie stets ein warmes Herz und liebevollstes Verständnis entgegenbrachte.

Eine Tochter und vier Söhne, durch den Krieg versprengt, bilden die Nachkommen aus dieser Ehe, in Berlin, Finnland, Argentinien und Rußland lebend.

Adolf Elben

1840-1867

Er war der dritte und jüngste der Söhne des Dr. Ernst-Martin-Emil Elben. Am 6.1.1840 zu Stuttgart geboren, ging er nach Absolvierung der Lehrjahre gleichfalls als Kaufmann nach St. Petersburg, in welcher Stadt er sich mit der Tochter des Kaufmanns Jan Bartelink am 6.7.1864 vermählte. Von zarter Gesundheit verstarb er wenige Jahre darauf an einem Lungenleiden. Der Ehe entsprossen zwei Töchter, die ältere, Klara, geboren am 24.10.1865, bekannt in der Familie durch malerische Befähigung und vor allem aber durch ihre Freundschaft mit der Kommunistin Klara Zetkin. Klara Elben starb bei Stuttgart am 6.10.1916. Die jüngere Tochter, geboren am 18.1.1867, schied am 11.7.1903, in geistiger Schwermut sonst aber klaren Sinnes, aus dem Leben.

Schon beim Tode Adolf Elbens hatte sich die Familie nach Stuttgart zurückgezogen gehabt. Agathe Elben, geb. Bartelink, war am 19.3.1902 zu Stuttgart gestorben. Mit dem Tode der beiden Töchter erlosch dieser Stammesweig.

uuuuuuu

III. Z w e i g

Im dritten Zweige der Familie, welcher, im Gegensatz zu einem Teil des Vorhergehenden, in seiner Vaterstadt Stuttgart blieb, begegnen wir den Kindern des Präsidenten Gustav Elben und seiner Frau Charlotte, geb. Pfizer, und zwar drei Töchtern und einem Sohne.

Die älteste der Töchter: **Emilie-Sophie-Charlotte**, geboren am 9.9.1826, gestorben am 26.2.1903, verehelichte sich mit dem Dr. der med. und Prof. **Otto Nathanael Köstlin**, geb. zu Stuttgart den 19.11.1818, gest. 1.9.1884;

Mathilde, die zweite der Töchter, geb. zu Reutlingen am 28.9.1830 gest. zu Stuttgart am 11.10.1899, heiratete ihren Vetter Eduard Elben (siehe II. Zweig);

Otilie, die jüngste der Töchter, geb. 3.1.1836 gest. am 24.1.1915, heiratete am 9.1.1877 den Stadtdekan **Carl-Ludwig Eduard Teichmann**, geb. 1823 gest. 1884.

Der einzige Sohn (3. Kind) war:

Christian-Karl Gustav v. Elben

1832-1912

Geboren am 6.10.1832 zu Reutlingen, getraut am 3.9.1863 mit **Luise Fischer**, der Tochter des Oberfinanzrats Dr. Fischer, gest. am 12.8.1912, folgte im Berufe seinem Vater als Jurist und Beamter.

1865 Gerichtsaktuar, 1868 Staatsanwalt, dazwischen von 1875-1879 Landtags-abgeordneter von Cannstatt, 1879 Erster Staatsanwalt in Ravensburg, 1884 dasselbe in Tübingen, 1887 in Stuttgart, wird er 1892 Oberlandesgerichtsrat und im Jahre 1896 Senatspräsident.

Seiner Ehe entsprossen zwei Söhne und eine Tochter im IV. Grade der Familie.

Carl Rudolf Elben

1846-1920

Geboren am 24.3.1846 zu Stuttgart, gest. daselbst am 10.9.1920 als der letzte Enkel Christian-Gottfrieds, verehelichte sich am 7.7.1874 mit Franziska Mayer, der Tochter des Staatsrats v. Mayer. Medizinalrat, war er ein geschätzter Arzt in Stuttgart. Er hatte zu Tübingen Medizin studiert, ward Assistenzarzt am Katharinenhospital, machte den Krieg 1870/71 als Feldarzt mit und wirkte, wie einst sein Vater, an der Olgaheilanstalt zu Stuttgart.

Von 1876 bis 1912 gehörte er auch als Mitglied dem Statistischen Landesamt an; in dieser Eigenschaft hat er u.a. wertvolle Abhandlungen über den Heeresersatz veröffentlicht. Er wurde im Jahre 1896 durch den Titel eines Medizinalrats ausgezeichnet. Er war ein begeisterter Freund der Musik. Am 1. Mai 1920 durfte er noch sein 50jähriges Doktorjubiläum, hochgeehrt durch die Universität Tübingen, begehen.

Wenige Wochen nach dem Tode seiner Frau schied er überraschend schnell und unerwartet aus dem Leben. (Siehe auch das eigenartige, fast gleichzeitige Ableben seiner Schwester Clotilde vier Tage nach dem Tode ihres Mannes, so Rudolf Elben 18 Tage nach dem Tode seiner Frau.)

Aus seiner Ehe entsprossen zwei Söhne und zwei Töchter des VIII. Grades.

Der jüngere der Söhne Otto Elbens des Älteren war:

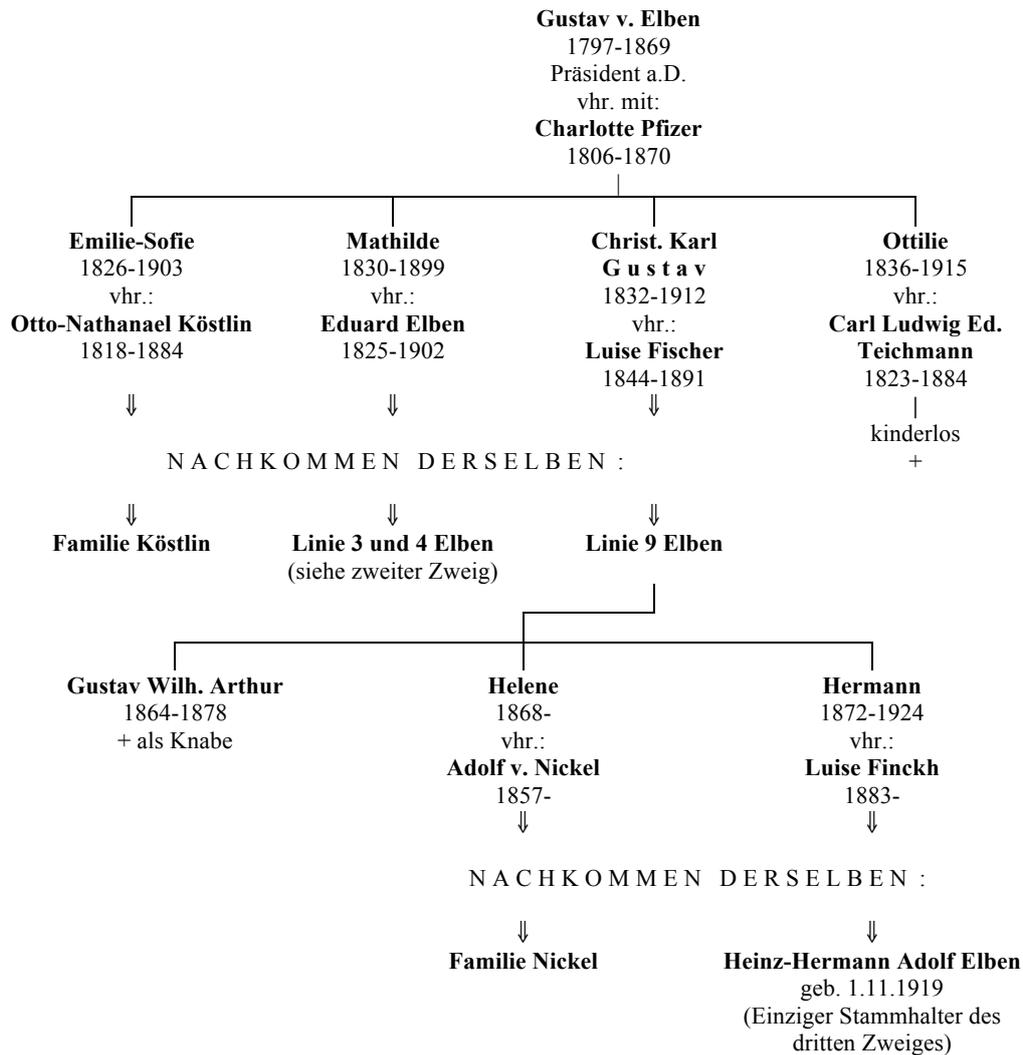
Oskar Elben

1853-1886

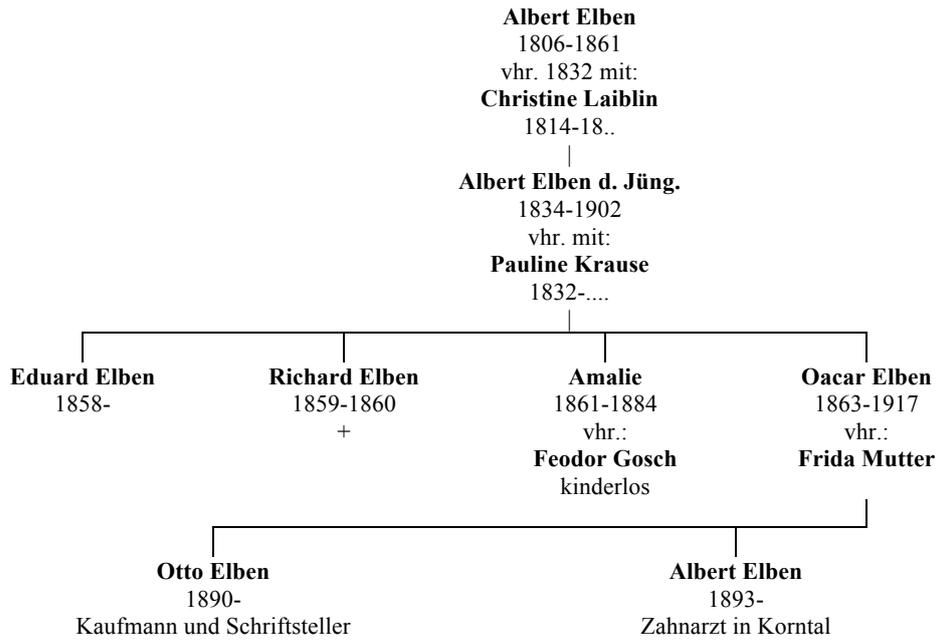
Geboren am 31.7.1853 zu Stuttgart, gestorben als praktischer Arzt zu Ravensburg am 7.11.1886 unverheiratet. (Ende des siebenten Grades).

uuuuuuu

Dritter Zweig der Familie Elben



Vierter Zweig der Familie Elben



IV. Z w e i g

Hier erscheint uns als einziges Kind des Albert Elben und seiner Frau Christine, geborene Laiblin:

Albert Elben

(der Jüngere)
1834-1902

Geboren am 18.2.1834 zu Pfullingen als der Sohn des gleichnamigen Vaters und Papierfabrikanten, gestorben 1902 zu Neu-Ulm, getraut mit Pauline Krauß, in zweiter Ehe mit Julie Krauß, beides Töchter des Hofrats Krauß zu Adolzfurth. Dieser Ehe entsprossen drei Söhne und eine Tochter.

uuuuuuu

V. Z w e i g

Der Ehe Otto Elbens (des Älteren) und seiner Frau Emilie, geborene Pfizer, entstammten drei Kinder und zwar: eine Tochter und zwei Söhne.

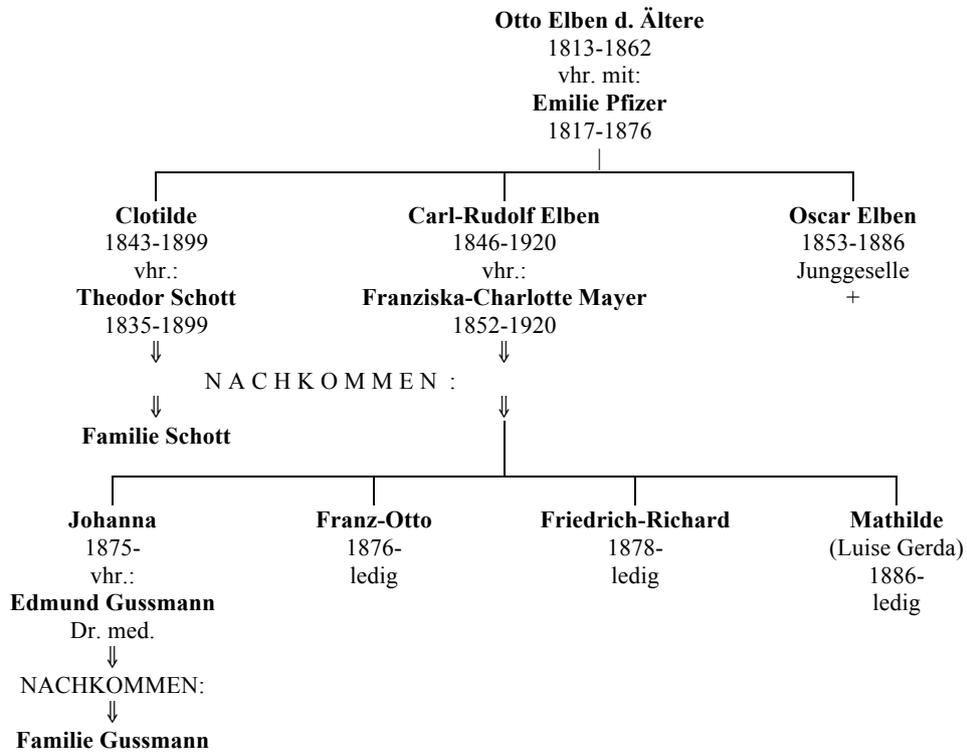
Die älteste der Kinder:

Clothilde, geb. am 8.6.1843 zu Stuttgart, gest. daselbst am 22.3.1899, heiratete am 20.2.1868 den Prof. an der Köngl. Öffentlichen Bibliothek, Theodor Schott (1835-1899).

Der ältere Sohn:

Carl Rudolf Elben.

Fünfter Zweig der Familie Elben



(Dieser Familienzweig stirbt, da die männlichen
Glieder erklären ledig zu bleiben, aus.)

Achte Generation der Sersheimer Elben zu Stuttgart

I. Z w e i g

Die Familie Otto Elbens (des Jüngeren) und seiner Frau Sofie, geb. Kapff, bestand aus drei Söhnen und drei Töchtern.

Hildegard, das älteste der Kinder und der Töchter, geb. am 16.2.1849, gest. am 26.10.1914, getraut am 5.9.1868 mit dem Fabrikanten Emil Engelmann zu Stuttgart (1837-1900), vererbte das Elbische Blut der Familie Engelmann.

Adelheid, das zweite der Kinder, geb. 5.5.1850, verehelichte sich am 18.10.1873 mit dem Auditeur der Garnison zu Stuttgart, zuletzt Reichsmilitärgerichtsrat zu Berlin, Ernst Schwab (1845-1905). Nachkommen der Familie Schwab vererben das mütterliche Elbische Blut.

Hedwig-Luise, geb. am 8.5.1856, gest. 19.8.1885, ehelichte am 24.2.1879 den Professor und Garnisonprediger Adolf Straub (1846-1923). Sie sieht in ihren Kindern ihr Blut vererbt.

Der älteste der drei Söhne bzw. der drei Brüder der Vorgenannten war:

C a r l - (S i x t . - L u d w i g) E l b e n (1855-1914)

Als ältester Sohn des langjährigen Leiters des Schwäbischen Merkurs, des Dr. Otto Elben, ist C a r l E l b e n in Stuttgart am 4.2.1855 geboren.

Nach dem Besuche des alten Stuttgarter humanistischen Gymnasiums studierte er auf den Hochschulen Tübingen, Leipzig und Göttingen die Rechte.

Nach dem ersten juristischen Examen tat er ein Jahr Dienst als Justizreferendar. Nach Vollendung des zweiten Examens unternahm er verschiedene Reisen, um sich u.a. in auswärtigen Zeitungsbetrieben umzusehen, bis er Ende 1880 in die väterliche Firma, den Merkur, eintrat.

Zuvor hatte er noch mit einer Arbeit über die Geschichte der Warenfälschungen sich den Grad eines Doktors der Rechte erworben.

Im Jahre 1881 führte er Franziska Sarvey, die Tochter des späteren Kultusministers Dr. v. Sarvey, heim.

Fast 34 Jahre hat Dr. Carl Elben seine ganzen Kräfte seinem Berufe gewidmet und mit den ihm geläufigen nationalen Idealen die Tradition des Schwäbischen Merkurs, wie er sie glaubte übernommen zu haben, aufrechterhalten.

Er besaß eine vielseitige Arbeitskraft und die Gabe sich den weitverzweigten Aufgaben des Zeitungsbetriebes zu widmen. Seine und des Merkurs politische Grundanschauung war „national“, von welcher abzuweichen ihm in allen Fällen unzweckmäßig erschien. Ungeachtet dessen hielt er sich einem gemäßigten Fortschritte und Liberalismus für zugänglich, allerdings so weit seine Ansicht und die seiner Partei es verstatteten. Carl Elben war Mitglied der Nationalliberalen Partei Württembergs. An der ihm nahestehenden Partei hat er bei seiner beruflichen Wirksamkeit festgehalten und damit die Richtung des Merkurs festgelegt. Unmerklich war aber hierdurch das Prinzip Otto Elbens bezüglich der „Unabhängigkeit“ der Zeitung zu ausschließlichen Gunsten einer Partei preisgegeben worden.

Im besonderen galt Carl Elbens Arbeit der Vereinheitlichung Deutschlands auf den Gebieten des Heerwesens, des Rechts und der Verkehrs. Die Frage der Vereinheitlichung der deutschen Bahnen, die schon seinem Vater und Großvater eine besondere Herzensangelegenheit gewesen war, verfolgte auch der Sohn und Enkel als Ziel. Ausgesprochen fortschrittlich zeigte er sich bei der Durchführung einer mehr auf liberalen Grundsätzen aufgebauten Mitlütgergerichtsbarkeit.

Zu seinen Charaktereigenschaften gehörten seine Zuverlässigkeit und die Liebenswürdigkeit seiner Persönlichkeit. Mit Begeisterung wirkte er als Vorstandsmitglied des württ. Verbands für die Ziele des Deutschen Flottenvereins wie auch des Wehrvereins, beides im Bewußtsein, dass die politische und militärische Lage des deutschen Vaterlandes von schweren Gefahren bedroht erschien. Daher war für ihn eine erhebliche Stärkung der deutschen Wehrmacht, wie

allen Patrioten der Vorkriegszeit, dringendste Notwendigkeit. Diese Bestrebungen brachten ihn in Verbindung mit General Keim und anderen Gleichgesinnten.

Auch den Angelegenheiten seiner engeren Heimat und besonders seiner Vaterstadt gehörte sein Interesse; so war er auch einmal Mitglied des Bürgerausschusses.

Als sein Vater, Otto Elben, vom Jahre 1888 ab wegen eines Augenleidens sich mehr und mehr von der täglichen Arbeit zurückzog, übernahm Carl Elben als ältester Sohn die Leitung. Nach dem Tode des Vaters fiel Carl Elben die Oberleitung des Ganzen zu.

Es war ein tragisches Geschick, als im dritten Monat des Weltkrieges eine schwere Krankheit ihm im 60. Lebensjahre ganz rasch von der Arbeit abrief zu einer Zeit, wo seine Kraft mehr denn je für den Schwäbischen Merkur notwendig erschien. Doch war es ihm vergönnt, die ersten Siegesmonate des Weltkrieges zu erleben und die Erfolge der deutschen Waffen mitzufeiern, die Zeit des Weltkrieges mitzuerleben, welche noch keine Zweifel in den Ausgang des Krieges aufkommen ließ.

Am Morgen des 30. Oktober 1914 ist er seiner Gattin wie seinen Verwandten und Berufsgenossen jäh entrissen worden. So schwer der Tod Carl Elbens für seine Familie und Mitarbeiter auch war, ihn selbst hat ein gütiges Geschick von den schweren Enttäuschungen, die die Kriegspolitik endesletzt dem Vaterlande brachte, bewahrt.

Die Bedeutung seiner Persönlichkeit ging auch aus der außerordentlichen Beteiligung bei seiner Beerdigung hervor. Der König Wilhelm von Württemberg ließ seine Teilnahme in einem Schreiben aussprechen, ebenso sämtliche Staatsminister, Vereine und Parteivertreter. Der rasche Tod in den Jahren besten Schaffens riß eine Lücke im Merkur.

Prof. Dr. M a n f r e d E l b e n

(1861-1924)

Als zweiter Sohn des 1899 verstorbenen Otto Elben wurde Manfred Elben am 15.7.1861 in Stuttgart geboren.

Auch er besuchte das alte humanistische Gymnasium seiner Vaterstadt und wandte sich dann unmittelbar dem Berufe zu, dem er sich dann auch bis an sein Lebensende mit Begeisterung widmete. Er studierte an den Hochschulen Tübingen, Berlin und Straßburg klassische Philologie. Nach Vollendung beider Staatsexamen bildete er sich auf großen wissenschaftlichen Reisen durch Griechenland, Italien, Frankreich, Belgien, England und Holland weiter aus.

Von 1887-1896 war er am Stuttgarter Karlsgymnasium, von da an am Cannstatter Gymnasium, wo er schon in der Zeit zwischen seinen beiden Staatsprüfungen Dienste getan hatte, als Lehrer tätig. Im Jahre 1898 wurde er zum Professor an der oberen Abteilung des Eberhard-Ludwig-Gymnasiums in Stuttgart ernannt, ein Amt, das er 26 Jahre bis wenige Tage vor seinem Tode mit hingebender Arbeitsfreude und innerer Hinneigung für seine Berufsarbeit versah.

Gestützt auf reiche Kenntnisse war er dort ein begeisterter Lehrer der klassischen Sprachen und Schriftwerke, dazu der deutschen Literatur und der Geschichte. Mit unermüdlicher Treue hat er seine Kräfte seiner Berufsarbeit gewidmet. Er ist dabei seinen vielen Schülern stets mit wohlwollendem Verständnis, mit warmherzigem Gemüt und humorvoller Lebensauffassung entgegengekommen und wußte dadurch die Liebe und Anhänglichkeit vieler Generationen von Schülern sich dauernd zu erwerben. Ebenso beliebt war er im Kreise seiner Berufskollegen, die vor allem seine vortrefflichen Charaktereigenschaften zu schätzen wußten.

Einen wesentlichen Bestandteil seines Wirkens bildete die Pflege der Musik, deren Ausübung er in den Dienst des Gymnasiums zu stellen wußte. Schon von früher Jugend an war es ihm, einem Schüler von Eduard Keller, einem tüchtigen Violinspieler beschieden, sich der Musik zu widmen, die er auf der Hochschule weiterpflegte.

Elf Jahre lang stand er mit dem erprobten musikalischen Leiter Rückbeil an der Spitze des Orchestervereins zu Stuttgart.

Von einer politischen Tätigkeit nach außen hin sah er ab, doch war auf Spezialgebieten auch für den Merkur tätig.

Mitten aus seiner Berufsarbeit heraus ist er am 24.9.1924 gerissen worden. Welcher Beliebtheit er sich allgemein erfreute, trat dazumal erst deutlich in Erscheinung. Manfred Elben war am 1.10.1888 mit der Tochter des Kaufmanns Theodor Böttcher, Marie Böttcher, getraut. Seiner Ehe entsprossen ein Sohn und zwei Töchter im IX. Grade.

Der jüngste der Söhne Otto Elbens war:

Dr. ph. Herrmann Arnold Elben

1865-1944

Geboren am 3.4.1865 zu Stuttgart, besuchte er in seiner Vaterstadt das dortige Eberhard-Ludwig-Gymnasium.

Er bezog im Herbst 1883 die Universität Tübingen, um sich dem Studium der neuen Philologie zu widmen. Nach Tübingen folgten die Universitäten Berlin und Straßburg im Elsaß, wo er sein Studium insofern einer Änderung unterzog, als er von da an neben germanistischen vorzugsweise historische, staatsrechtliche und volkswirtschaftliche Vorlesungen hörte, u.a. Baumgarten, Scheffer-Boichorst, Laband, Sohm und Brentano.

Im Jahre 1889 vollendete er seine Doktorarbeit mit einem Thema aus der Geschichte des Bauernkrieges: Vorderösterreich und seine Schutzgebiete im Jahre 1524. (Stuttgart. Verlag W. Kohlhammer).

Nach Abschluß seiner Studien bildete er sich in Hannover im Zeitungswesen aus, auch machte er längere Studienreisen in Zentraleuropa.

Die beim Schwäbischen Merkur hergebrachte Vereinigung der Redaktionsleitung mit der Leitung der übrigen Geschäftsabteilungen, die Überhäufung mit Arbeiten aller Art, die von Jahr zu Jahr anwachsenden Verwaltungsgeschäfte haben auch bei Dr. Arnold Elben während seiner Zugehörigkeit zum Merkur (Nov. 1889 - Dez. 1926) die Möglichkeit selbständiger ungestörter Arbeit und eignen Nachforschens zu seinem eigenen Bedauern ungemein eingeschränkt.

Zu dem guten Ruf, dessen sich der Schwäbische Merkur in vielen Jahrzehnten erfreuen durfte, hat nicht wenig auch die Zuverlässigkeit seiner Nachrichten beigetragen.

Gewiß wird keine Zeitung ganz frei von Irrtümern bleiben, dies umso mehr, als jede Zeitung auf die Mitarbeit vieler fremder Personen angewiesen ist. Aber ein gutes Stück der Zuverlässigkeit beruht eben doch auf der eigenen gewissenhaften und einer Verantwortung bewußten Arbeit, die vorbeugend manches Mißgeschick, manche Unrichtigkeit, manches Unrecht gegen andere fernhalten kann und bei dem Schwäbischen Merkur auch ferngehalten hat.

Auf Wahrung gerade dieser Zuverlässigkeit im einzelnen mit der ihm eigenen schwäbischen Gewissenhaftigkeit hat auch Dr. Arnold Elben stets großen Wert gelegt.

Neben der politischen Tätigkeit widmete er sich im Merkur mit Vorliebe den geschichtlichen, biographischen und musikalischen Fragen.

Viele biographische Artikel entstammten seiner Feder, u.a. (zusammen mit seinem Bruder Carl) der 1899 erschienene Nekrolog für Dr. Otto Elben. Aus Anlaß der Tagung des Vereins Deutscher Zeitungsverleger in Stuttgart im Jahre 1924 erschien eine Festschrift des Schwäbischen Merkurs mit dem von Dr. Arnold Elben geschriebenen Aufsatz: 140 Jahre Schwäbischer Merkur.

Zu der Arbeit im Hause kam die Teilnahme an Verhandlungen und Versammlungen in den Wahlzeiten im Orts- und Landesausschuß der Deutschen (nat.lib.) Partei, die Mitgliedschaft bei den verschiedenen Ausschüssen in und nach den Kriegsjahren bei gemeinnützigen Unternehmungen.

Von nichtpolitischen Vereinigungen, denen Arnold Elben sich widmete, Württ. Hochschule für Musik, Deutsche Schillerstiftung, Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, Kaiser-Wilhelm-Stiftung für Deutsche Invaliden von 1870/71, Mitgliedschaft des Liederkranzes, der Presse Württembergs.

Seit dem 25.9.1897 mit Klara Plochmann, der Tochter des früheren Oberförsters zu Kaisersbach, Plochmann, verehelicht, entsprossen dieser Ehe ein Sohn und eine Tochter im IX. Grade der Sersheimer Elben zu Stuttgart.

uuuuuuu

II. Z w e i g

Im VIII. Grade pflanzt sich der zweite Zweig der Familie Elben in zwei Linien fort, der Familie Eduard Elben und der Familie Wilhelm Elben. (Die Familie Adolf Elben starb bereits mit 2 Töchtern aus.)

Aus der Ehe Eduards Elben und seiner Frau Mathilde geb. Elben stammten drei Söhne und sieben Töchter.

Zu den Töchtern gehörten:

Charlotte, geb. am 14.6.1854, vermählte sich am 2.3.1878 mit dem Professor Leonhard Ableiter, später Präsident der Ministerialabteilung für die höheren Schulen;

Marie-Luise, geb. am 5.1.1856, vermählte sich am 12.9.1874 mit Johannes v. Dettinger, dem späteren pensionierten General d. Infr., zuletzt: Divisionär in Stuttgart, der als hochbegabter Offizier sich schon im Feldzuge 1870/71 auszuzeichnen vermochte. Aus dieser Ehe gingen 11 Kinder hervor.

Martha u. Fanny, sie starben im jugendlichen Alter;

Elisabeth, die am 15.11.1860 geboren war, hatte in liebevoller aufopfernder Tätigkeit sowohl dem Vater, Eduard Elben, als auch ihrem kränklichen Bruder Emil den Haushalt geführt. Später im evangel. Bunde tätig, verstarb sie in Stuttgart am 21.9.1925.

Mathilde, geb. am 1.1.1870, weilte lange Zeit im elterlichen Hause auf dem Tannenhof und ist sodann als gern gesehene Hilfe in der verschiedenen Familien tätig gewesen.

Der älteste von den drei Söhnen war:

Emil Elben

(1853-1912)

Er war schon in seiner Jugend kränklich und litt an einem Ohrenleiden, welches ihn zur Ausfüllung eines Berufes hinderte. Er suchte so gut es ging sich zu beschäftigen und zu betätigen, was endesletzt ihm im evangel. Bunde ermöglicht wurde. Unverehelicht wurde er am 7.11.1912 von seinem Leiden erlöst.

Der zweite der Söhne war:

Leopold Elben

(1862-1917)

Wurde am 27.5.1862 geboren. Im Eberhard-Ludwigs-Gymnasium in Stuttgart verbrachte er seine Schulzeit, um sodann in der Buchhandlung Konrad Wittwer eine buchhändlerische Ausbildung, und auf den Universitäten Leipzig und Berlin eine akademische, zu erhalten.

Im Jahre 1886 trat er in den Schwäbischen Merkur ein, um zunächst redaktionell die Nachbarstaaten Baden und Bayern zu behandeln.

Bald zog jedoch das sich immer mehr und mehr ausdehnende Verwaltungs- und Verlagsgeschäft und der technische Teil der Betriebe ganz seine Arbeitskraft an sich.

Sein praktischer Blick und sein Organisationstalent befähigten ihn in ganz besonderem Maße für diese Aufgaben, die durch die Kriegsverhältnisse vor allem vom Jahre 1914 ab die stärksten Anforderungen an seine Arbeitskraft stellten.

Unablässig und ohne Ruhebedürfnis an sich herantreten zu lassen, verstand er es, stets die sicheren Ziele vor Augen, den Betrieb tatkräftig durch all die vielen Erschwerungen hindurch zu steuern.

Die ausgezeichneten Eigenschaften, die ihm die Bewältigung dieser großen Aufgaben ermöglichten, machten ihn auch dem weiteren Kreise der Berufsgenossen wert und teuer.

Sein verständiger, immer maßvoller Rat wurde in diesen Vereinigungen stets hochgeschätzt; seine praktische Erfahrung war für alle wertvoll, auch machte die liebenswürdige Offenheit seines Wesens, gepaart mit zielbewußter Bestimmtheit, ihm überall Freunde.

Auch war er ein liebenswürdiger und liebenswerter, aufrechter und ehrlicher Kamerad, ein Mann, der keinen Feind hatte, ein Kollege, dessen Herz für alle schlug, der für alle in steter Hilfsbereitschaft bei der Hand war.

Leopold Elben gab jedem ein erhabenes Beispiel von Pflichtgefühl und gutem Willen; bei aller Zurückhaltung zielbewußt, suchte er in allen Fällen ausgleichend die mittlere Linie.

Am 14.8.1889 hatte sich Leopold Elben mit Martha Breitling, der Tochter des späteren Ministerpräsidenten Wilhelm v. Breitling, vermählt. Fünf Kinder gingen aus dieser Ehe hervor.

Im gleichen Maße wie der Vater Eduard Elben, war auch Leopold vor allem auch seinen Kindern ein freundlicher Führer, der mit sonnigem Humor, und mit starker Pflichterfüllung den Kindern voranging.

Allzufrüh wurde er am 16.10.1917 aus der Berufsarbeit herausgerissen, erst 55 Jahre alt.

Zum zweiten Mal innerhalb des Krieges verlor der Merkur einen seiner tatkräftigsten Mitarbeiter und Führer.

Der dritte der Söhne Eduards Elben war:

G u s t a v E l b e n

1864-1943

Er war am 12.8.1864 geboren und verbrachte zunächst seine Schulzeit am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium zu Stuttgart.

Gustav Elben widmete sich der theologischen Laufbahn, die ihn nach verschiedenen Vikarstellen auf die Stadtpfarrstelle in Berneck führte. Am 9.9.1894 vermählte er sich mit Pauline Maag. Fünf Kinder wurden in dieser Ehe geboren.

Von Berneck wechselte Pfarrer Gustav Elben nach Onstmettingen und von dort nach Enzberg.

Am 23.7.1915 wurde ihm während des Krieges seine Gemahlin durch den Tod entrissen. Bald darauf übersiedelte er mit seinen Kindern nach Gomaringen (O.A. Reutlingen), wo er, von allen geschätzt, ein treuer Freund seiner Gemeinde war. Im Herbst 1928 begab er sich in den Ruhestand nach Tübingen.

Fortsetzung des zweiten Zweiges

Im VIII. Grade begegnen uns nunmehr die Kinder von Wilhelm Elben und seiner Frau Emma, geb. Brofft-Schuri. Es sind dieses vier Söhne und drei Töchter, von welcher letzteren zwei: **Olga** (1875-1885) und **Hedwig** (1876-1883) in jugendlichem Alter verstarben.

Emma, allgemein in der Familie heute als die Tante Muschka gekannt und geliebt, geboren am 20.11.1863 zu St. Petersburg, verheiratete sich im Jahre 1883 mit dem Kaufmann Heinrich v. Witt daselbst. Der Ehe entstammten drei Kinder, zwei Töchter und ein Sohn. Die älteste der Töchter, Edith, heiratete den ehemaligen Marineoffizier Hans v. Ketelhodt, die jüngste, Nora, starb als eben erwachsenes Mädchen an einem Lungenleiden in Badenweiler in Baden und der einzige Sohn, Peter-Heinrich v. Witt, ein prächtiger, bei allen, die ihn kannten beliebter und geschätzter Mensch, wie der Vater russischer Untertan, fiel als russischer Marineoffizier gegen Ende des Krieges, erschossen durch die meuternden Bolschewisten.

Nur die älteste Tochter Edith und von solcher eine Schar munterer Enkelkinder sind der „Tante Muschka“ geblieben und bilden heute ihr größtes Lebensinteresse.

Die Ehe hatte ihr nicht das erhoffte Glück gebracht und wandte sich ihre tatkräftige Natur der sozialen Arbeit zu, auf welchem Gebiete sie, meist in der Stille wirkend, dauernde Werte schuf. Ihre Aufmerksamkeit galt insbesondere der sozialen Lage der unverheirateten Frau des Mittelstandes und all dem, was unter dem Begriff Frauenbewegung zu verstehen ist. Sie ist auf diesem Gebiete in Berlin eine allgemein beliebte, bekannte und geschätzte Persönlichkeit geworden.

Tatkräftig, mit hervorragenden geistigen Kräften von der Natur reich ausgestattet, erscheint sie in der Familie Elben als die typische Vertreterin jenes feuerleinschen Geistes und Funken, den wir Gelegenheit hatten an den Urgroßmüttern, der Großmutter Conradi, der Tante Emilie Elben u.a. zu bemerken.

Sie ist die Repräsentantin einer modernen Frau im besten Sinne der Auslegung dieses Wortes.

Mit einem großen, goldenen Herzen ausgestattet, gibt es kaum einen Menschen, der Gelegenheit hatte mit ihr in Berührung zu kommen, der nicht von der großen Seele, dem Verständnis für alle Menschlichkeiten, ihrem großen Mitgefühl und Mitempfinden, ihrem Drang allen zu helfen, sich für alle aufzuopfern, berührt war. Geistig hochstehende Menschen können in vielem zwar ihre Gegner sein, nicht aber sich dem Einfluß und dem Geiste dieser hochherzigen und regen Frau entziehen.

Der älteste der vier Söhne ist:

Robert Elben

1864-1945



Robert Elben 1903

Geboren am 13.12.1864 in Frankreich, wo seine Eltern infolge eines Leidens des Vaters zur Kur weilten, besuchte er das Realgymnasium zu Stuttgart, nach Absolvierung welchem er sein Jahr als Einj.-Freiw. im 7. Württemberg. Rgt. No. 125 zu Stuttgart abdiente.

Nach weiterer Kaufmännischer Ausbildung in Antwerpen, ging er nach Petersburg, wo er sehr bald in die Firma seines Schwagers v. Witt, welcher eine bekannte Reederei und Exportfirma besaß, eintrat. Der Krieg und der nachfolgende Bolschewismus ließen Robert Elben nach Finnland flüchten. Er lebt zur Zeit in Helsingfors.

Im Jahre 1895 verheiratete er sich zu Petersburg mit Nina Schröder, einer Deutsch-Russin. Dieser Ehe entsprossen drei Töchter und ein Sohn.

Im Herzen Deutscher und sein Deutschtum hochhaltend, konnte er es nicht verhindern, dass seine Nachkommen sich mehr und mehr dem Lande ihres Aufenthaltes, zuerst Rußland, späterhin Finnland, anpaßten und sprachlich der alten Heimat des Vaters entfremdeten. Als einem abgesprengten Zweige der Familie ist mit einer Entstehung einer finnischen Elbenschen Linie in der Folge zu rechnen.

Der zweite der Söhne war:

Adolf Elben

(1867-1928)

Er war am 11.5.1867 zu St. Petersburg geboren und besuchte mit seinem älteren Bruder Robert zusammen das Gymnasium zu Stuttgart. Da der Vater kränkelte, wurden beide ältesten Söhne von ihrem Onkel Eduard auf den Tannenhof in Pflege genommen und in Stuttgart erzogen.

Schon als junger Mann ging Adolf Elben nach Südamerika, wo er sich auf den verschiedensten Wirtschaftszweigen betätigte, später sich ganz der Technik widmend.

Er war lange Jahre bei den Siemenswerken in Argentinien tätig. Adolf verheiratete sich drüben. Aus seiner Ehe entsprossen drei Söhne und drei Töchter. Wenngleich auch Adolf Elben mit rührender Liebe am Deutschtum und seiner Heimat hing, spanifizierte sich die

nachkommende Generation in Argentinien mehr und mehr. Mit einer stärkeren Verbreitung des Familiennamens in Argentinien ist, da Adolf Elben 3 Söhne hinterläßt, zu rechnen.

Von seiner Frau geschieden, verstarb Adolf Elben am 22.4.1928 in der Nähe von Buenos Aires.

Der dritte der Söhne Wilhelm Elbens des Älteren war:

W i l h e l m E l b e n (der Jüngere)

1870-1919

Geboren am 18.2.1870 besuchte er zuerst die Schule zu St. Petersburg (Wiedemannsches Gymnasium), später in weiterer Ausbildung die Handelsschule zu Stuttgart, in welcher letzterer Zeit er liebevollste Aufnahme bei seiner Tante Anna Rothermundt fand. Er ging in der Folge nach England und von dort nach Petersburg, wo er in die Firma seines Vaters eintrat.

Dank seiner persönlichen gewinnenden Eigenschaften, seinem prächtigen Humor, seiner Schlagfertigkeit und Frohsinn, gelang es ihm sehr bald, sich in Petersburg eine geachtete Position zu verschaffen und die Firma seines Vaters zu neuer Blüte zu bringen. Die alternden Eltern waren hierdurch in die Lage gekommen, ruhig und ohne Sorgen sich in ihr von ihnen geliebtes Schwabenland zurückziehen zu können.

Im Jahre 1896 heiratete er die Tochter des Kaufmanns und Großindustriellen Revillon, durch welche Heirat er leider, da Revillon französisch-amerikanischer Herkunft und Neigung war (seine Frau war Amerikanerin, er Franzose), mit seiner Familie dem Deutschtum entfremdete. Wilhelm Elben wurde russischer Untertan. Der Ehe entsprossen zwei Söhne und vier Töchter.

Als russischer Untertan brauchte er beim Ausbruch des Weltkrieges Rußland nicht zu verlassen; dagegen brachte der Bolschewismus, dem zu entfliehen er nicht mehr die Möglichkeit fand (teilweise durch die Schuld der störrischen Frau), über ihn und sein Haus die materielle Vernichtung.

Selbst durch die Basedowsche Krankheit geschwächt und herzkrank, warf ihn die rohe Vergewaltigung seines Besitzes aufs Krankenlager. Er erlag nach weiteren Tagen, seine Frau und Kinder mittellos zurücklassend, einem Herzschlage im Frühjahr des Jahres 1919.

Die vermögende Familie war in acht Tagen mittellos geworden (beraubt durch den Bolschewismus).

Seine Frau Olga, die über einige Beziehungen zu ihren reichen amerikanischen Verwandten verfügte, ließ sich in ihrer Not auf illegalem Wege durch letztere finanziell unterstützen. Diese Verbindung wurde von den Bolschewisten ermittelt und die Frau wegen Landesverrats zum Tode verurteilt. Das war zu einer Zeit, wo eben der Ernährer der Familie verstorben war und das jüngste der Kinder kaum ein Jahr alt war. Olga Elben geb. Revillon wurde zu lebenslänglichem Zuchthause abtransportiert (lebt heute begnadigt in Leningrad).

Die Familie blieb sich selbst vollkommen mittellos überlassen, den *S e g n u n g e n* des Bolschewismus voll und ganz ausgesetzt. Die 19 und 20 Jahre ältesten Kinder übernahmen die Sorge für die Kleinsten.

Ein erschütterndes Bild von der viehischen Gewaltherrschaft der russischen Bolschewisten gibt ein auf Umwegen nach Stuttgart gelangter Brief der verzweifelten Kinder.

Er wird stets, auch für nachkommende Geschlechter, ein Charakteristikum jener russischen Schandregierung bleiben. Er lautet:

„Alle unsere Hoffnungen auf Amnestie sind zuschanden geworden. Unsere Mutter wird nach Archangelsk verschickt. Das uns versprochene Wiedersehen sollte nicht werden. Wenn wir nicht zufällig durch eine fremde Dame, die mit der Mutter gleichzeitig im Gefängnis saß, erfahren hätten, dass man unsere Mutter verschickt, hätten wir es ü b e r h a u p t n i e e r f a h r e n .

Wir erhielten auf all unsere Frage darüber k e i n e Antwort.

Wir entschlossen uns, an der Gefängnisporte zu warten. Auszuhalten, hatten wir beschlossen, nur der Gedanke, dass die Mutter durch ein anderes Tor abgeführt werden könnte, quälte uns. Die Pförtner jagten uns immer wieder fort. Vor Aufregung und Kälte wurden wir im Fieber geschüttelt. Endlich

öffnete sich das Tor, man fuhr die Sachen der Verschickten heraus. Oben auf saß eine Frau, die nicht fähig war zu gehen. Ein Kind, ein etwa fünfjähriger Knabe, warf sich schluchzend gegen das Gefährt, ein Soldat fuhr ihn rauh an. Weinend lief der Knabe nach.

Unsere Erregung war unbeschreiblich, jetzt tritt die Wache aus dem Tor, an der Spitze der bewaffnete Kommissar - wir alle werden mit den Seitengewehren auf die andere Seite getrieben, nicht mal im letzten Augenblick gönnt man uns die Möglichkeit, ein letztes Wort mit unserer Mutter zu wechseln.

Ich bin mir nicht bewußt, einen grauenvolleren, qualvolleren Augenblick durchlebt zu haben, ja selbst der Tod des heißgeliebten Vaters war nicht so entsetzlich, als der Augenblick, als wir die Mutter aus der Pforte schreiten sahen.

Weinend, schluchzend „Kinder, vergeßt mich nicht!“ Rings um uns ein Schreien und Klagen, Alles drängt vor, die Soldaten schlagen mit den Kolben und den Seitengewehren auf uns ein. Die Mutter, winkt und winkt mit der Hand. Der Kommissar stößt mir den Peitschenstiel ins Gesicht.“

Bolschewismus! Hier in diesen wenigen Zeilen einer kleinen Heldenschar, in der Chronik einer einfachen Familie, die sich vielleicht durch Generationen vererben wird, sei Dir ein ewig zum Himmel schreiendes Schandmal errichtet, welches Du niemals zu löschen vermagst!

Die Mutter wurde nach Verlauf einer fünfjährigen Deportation und Arbeit im Zuchthause begnadigt. Sie kehrte zu ihren Kindern in Leningrad zurück.

Der inzwischen vollkommen russifizierte Zweig der Familie lebt in Leningrad ohne jeglichen Zusammenhang mit den Geschwistern des Vaters in Berlin und Finnland, da jede dahinzielende Bemühung mit den schwersten Repressalien gegen die in Rußland verbliebenen Kinder Wilhelm Elbens des Jüngeren verknüpft wäre.

uuu **w** uuu

Der vierte der Söhne Wilhelm Elbens des Älteren war:

Alfred Elben

1877-1955

Geboren am 15.11.1877 zu St. Petersburg besuchte er daselbst die deutsche Schule zu St. Petri. Nach Beendigung der Schulzeit ging er 1896 nach Berlin an die Techn. Hochschule zu Charlottenburg, wo er sich im Maschinenbau und Chemie ausbildete. Nach Ableistung seines Einj. Freiwilligen Dienstjahres beim Elisabeth Garde Gren. Rgt. zu Charlottenburg (1901) und weiterer praktischer Ausbildung bei verschiedenen Maschinenfabriken in Deutschland, ging Alfred Elben nach Rußland und etablierte sich in der techn., später bautechn. Branche.

Nach kurzer dreijähriger Ehe mit seiner ersten Frau Margarethe, geb. v. Greim, welche nach der Geburt des zweiten Kindes verstarb, heiratete er am 24.9.1908 die Tochter des Druckereibesitzers Richard Schroth in Danzig, Elly Schroth, aus welcher Ehe ein Sohn entsproß.

Alfred Elben, zuletzt Dir. der von ihm mit seinem Bruder Robert Elben gemeinsam gegründeten Russischen Ruberoid Werke AG, ließ sich vom Krieg nicht überraschen, zumal er als deutscher Untertan eine Internierung gewärtigen mußte.

Zwei Tage vor der Kriegserklärung verließ er mit seiner Familie Petersburg unter Preisgabe seines dortigen Besitzes und Vermögens der Firma. Den Weltkrieg machte er als Offizier im Felde mit, zuerst beim XVII. Korps während 13 Monaten im Bewegungskriege gegen Rußland, späterhin als Hilfsoffizier des Nachrichtenoffiziers des Feldheeres in Spezialkommandos.

Nach dem Kriege betätigte er sich zuerst in Hamburg auf dem Gebiete seines Faches (Verarbeitung von Naphtha-Rückständen) als beratender Fachmann, schrieb ein dieses Thema behandelndes Buch, welches wohlwollende Aufnahme fand und ist z.Zt. auf gleichem Gebiete bei den A.G. Johannes Jeserich in Charlottenburg tätig.

Er lebte zu Berlin-Lankwitz.

Mit seinem ältesten Sohne, Alexander Elben, zusammen widmete er sich in seinen Mußestunden unter anderem auch der Zusammenstellung und Erforschung der Familienchronik der Familien Elben.

Episode: Herr K., der glaubte mich in Sache meiner Familienforschung bspötteln zu können, erwähnte, dass er ein Pferd hätte, dessen Eltern und Großeltern ihm verbrieft und gesiegelt wären.

Ich fragte ihn, ob er auch hinsichtlich seiner Groß- und Urgroßeltern so gut unterrichtet wäre?

Über die eigenen Großeltern wußte er nur wenig, über die Urgroßeltern überhaupt nichts. Mein Gedanke war: Arme Großeltern! und: Oh welch ein Roß!“

uuuuuuu

III. Zweig

Der Ehe Gustavs v. Elben und seiner Frau Luise, geb. Fischer, entsprossen zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste der Söhne war:

Gustav-Wilhelm - Artur Elben

1864-1878

Geboren am 8.8.1864, stirbt er als Jüngling im Jahre 1878.

Der jüngere Sohn Gustavs v. Elben war:

Hermann Elben

1872-1924

Geboren am 17.12. 1872, ehelichte er am 14.6.1909 Luise Finckh. Er war Reichsbankrat in München. Hermann Elben starb am 25.4.1924. Der Ehe entsproß ein Sohn, Heinz Elben, geb. im Jahre 1919.

Auf diesem einzigen Sproß steht die Forterbung des III. Familienzweiges.

Die einzige Tochter Gustavs v. Elben ist:

Helene Elben, geb. am 18.5.1868, ehelichte sie am 8.8.1899 den Regierungspräsidenten in Reutlingen, Adolf v. Nickel (geb. 26.5.1857).

Das Elbensche Blut vererbt sich hier mütterlicherseits in der Familie Nickel.

uuuuuuu

IV. Zweig

Die Nachkommen Alberts Elben, des Jüngeren, und seiner Frau, Pauline, geb. Krauss, bilden wiederum drei Söhne und eine Tochter.

Eduard Elben

1858-....

geboren am 17.7.1858 zu Neu-Ulm; sonstiges unbekannt.

Richard Elben

1659-1860

gestorben als Kind.

Oscar Elben

1863-1917

Geboren am 26.1.1863 zu Reutlingen, gest. 1917, verhehlicht mit Frida Mutter.

Der Ehe entsprossen zwei Söhne.

Die einzige Tochter Albert Elbens des Jüngeren war:

Amalie Elben, geb. 5.8.1861 zu Neu-Ulm, gest. am 28.6.1884 daselbst. Sie war verheiratet mit : Feodor Grosch, Leutnant im 12. Bayr. Inf. Rgt. Neu-Ulm. Die Ehe blieb kinderlos.

uuuuuuu

V. Z w e i g

Aus der Ehe des Dr. Adolf Elben mit seiner Frau Franziska-Charlotte, geb. v. Mayer, stammten zwei Söhne und zwei Töchter.

Johanna, die älteste Tochter, geb. am 30.7.1875 zu Stuttgart, heiratete am 11.7.1903 den Dr. med. und prakt. Arzt in Schlirbach, Edmund Gussmann, Sohn des Wilhelm G., Finanzrates und Dir. bei Krupp in Essen.

Mathilde-Luise, geb. am 15.9.1886, als das jüngste der Kinder gleichfalls zu Stuttgart, ist als Konzertsängerin bekannt. Sie ist unverehelicht.

von den Söhnen der ältere ist:

F r a n z O t t o E l b e n

1876-1960

geb. am 9.10.1876 zu Stuttgart. Zur Zeit Amtsrichter zu Mergentheim und unverehelicht.

Der jüngere der beiden Söhne des Dr. Rudolf Elben ist:

F r i e d r i c h - R i c h a r d E l b e n

1878-1953

Geboren am 8.12.1878 zu Stuttgart, z.Zt. Oberregierungsrat zu Stuttgart (Neckarbau - Direktion).

Da beide letztgenannten Brüder aus dem Schwabenalter heraus sind und erklären, nicht mehr heiraten zu wollen, stirbt der V. Zweig der Familie mit ihnen aus.

uuu+uuu

N a c h k o m m e n des ersten Zweiges Elben

Linie I

Kinder des Manfred Elben, Stuttgart:

Hedwig	geb. 31.7.1895	vhr.: <u>Fritz Duvernoy</u>
Margarete	geb. 21.8.1896	vhr.: <u>Theodor Klemm</u>
Wilhelm	geb. 3.9.1903	

Linie II

Kinder des Arnold Elben, Stuttgart:

Otto	geb. 27.9.1899	Dr. jur.
Gertrud	geb. 7.2.1902	

N a c h k o m m e n des zweiten Zweiges Elben

Linie III

Kinder des Leopold Elben, Stuttgart:

Gertrud	geb. 24.8.1890	gest. 24.1.1892
Marta	geb. 3.9.1891	vhr.: 29.4.1919 <u>Georg Doerge</u> , Red. am Schwäb. Merkur
Hedwig	geb. 4.1.1893	
Marianne	geb. 4.6.1894	gest. 28.12.1894
Wilhelm	geb. 14.7.1896	vhr.: <u>Ilse-Margarete Wolf</u> , geb. 11.2.1899 Tochter des Zeitungsvlg. Dr. jur. Wilh. Wolf, Oberndorf

Wilhelm geht im August 1914 vom Abitur ins Feld, kehrt als Kompagnieführer u. Leutn. d.R. heim. Tritt am 1.8.1919 in den Merkur ein, wird 1924 stellvertretender Geschäftsführer des Merkurs. Verläßt als letzter Elben und Ur-Urenkel des Begründers den Merkur und siedelt am 1.6.1928 als persönlich haftender Gesellschafter u. Geschäftsführer des Schwarzwälder Boten nach Oberndorf a. Neckar.

Linie IV

Kinder des Pfarrers Gustav Elben, Tübingen:

Gottfried	geb. 7.8.1895	gest. 31.3.1903
Lore	geb. 6.10.1896	vhr. am 3.7.1920: <u>Otto Traub</u> , Studienrat
Johanna	geb. 28.4.1899	
Eduard	geb. 30.10.1902	Kandidat der Chemie
Erika	geb. 10.9.1911	

Linie V

Kinder des Robert Elben, H e l s i n g f o r s :

Erna	geb. 4.8.1896	gest. 16.12.1896 zu Petersburg	
Gerda	geb. 15.12.1897	vhr.: 25.9.1926 zu Reval mit <u>Otto, Freiherrn Zoerge von Manteuffel</u>	
Vera	geb. 15.8.1900	vhr.: 15.2.1922 zu Abo mit <u>Bror Avellan,</u> prakt. Arzt zu Abo, Finnland	
Irma	geb. 15.6.1903 zu Petersburg	gest. 1988	
Robert der Jüngere	geb. 20.1.1911 zu Petersburg	stud. techn.	

Linie VI

Kinder des Adolf Elben, A r g e n t i n i e n :

Erwin	sämtliche
Wilhelm	bei
Amalie	Buenos Aires
Elektra	in
Robert	Argentinien
Nora	

Linie VII

Kinder des Wilhelm Elben jun., P e t e r s b u r g :

Ira	geb. 18.6.1898	vhr. Offizr. der Roten Armee	
Xenia	geb. 16.12.1899	vhr.	Sämtliche
Wilhelm	geb. 8.6.1901	vhr.	in
Tatjana	geb. 14.10.1903		Leningrad
Olga	geb. 13.12.1912		in
Oleg	geb. 13.3.1918		Rußland

Linie VIII

Kinder des Alfred Elben:

Margarete	geb. 9.10.1903	vhr.: 18.6.1926 mit <u>Walter Tews</u> zu Danzig. Geschieden im Mai 1929.	
Alexander	geb. 8.12.1906	Kandidat jur. zu Berlin	
Wolfgünther-Sixt.	geb. 27.7.1910	Praktikant des Automobilbaus	

N a c h k o m m e n des dritten Zweiges Elben

Linie IX

Kinder des Hermann Elben, M ü n c h e n :

Heinz- Hermann Adolf	geb. 1.11.1919		
-----------------------------	----------------	--	--

N a c h k o m m e n des vierten Zweiges Elben

Linie X

Kinder des Oscar Elben:

Otto	geb. 1890	Kaufmann, nebenberuflich Schriftsteller, Verfasser von: Der Menschensänger u.a.
Albert	geb. 1893	Zahnarzt in Korntal

N a c h k o m m e n des fünften Zweiges Elben

ausgestorben.

uuuuuuu

JÜNGSTE GENERATION:

(bisher gemeldet)

Kinder des Wilhelm Elben, O b e r n d o r f

u.d. Ilse-Margarete geb. Wolf :

Rolf Albrecht Wilhelm	geb. 1924
Georg Richard	geb. 1925
Fritz Leopold	geb. 1928

uuuuuuu

Das Ende des Schwäbischen Merkurs als Familienblattes

Über den Ablauf - das Ende - des Merkurs als eines unabhängigen Familienblattes, wie solches im Jahre 1885 noch voller Stolz von Otto Elben als Erfolg der Zeitung angeführt wurde, und den damit damit verknüpften Austritt der letzten Familienglieder aus der Redaktion und dem Verlage, die Auslieferung der alten Zeitung an die eine bestimmte Richtung repräsentierende Schwerindustrie, ist zu berichten keiner so berechtigt, wie Dr. Arnold Elben selbst.

150 Jahre war der „Schwäbische Merkur“ im ausschließlichen Besitze der Familie, hundert Jahre ist es, dass der Begründer dieser Zeitung, Christian Gottfried Elben, die Augen schloß. Das Aufhören dieses Besitzes bleibt immer für jedes Familienglied ein schmerzliches Ereignis.

Doch hören wir Dr. Arnold Elben hierzu zunächst selbst.

Der Schwäbische Merkur vom Ende des 19. Jahrhunderts bis nach dem Weltkriege

von: Dr. Arnold Elben

Am 11. November 1889 trat Dr. Arnold Elben gleich seinem ältesten Bruder Dr. Karl Elben in den Schwäbischen Merkur ein. Fünf Glieder der Familie wirkten damals noch zusammen.

Der Vater, der langjährige Reichstags- und Landtagsabgeordnete Dr. Otto Elben, dessen Vetter Eduard Elben, sodann neben dem Bruder Dr. Karl Elben, Dr. Arnold Elben und der Vetter Leopold Elben, der Sohn Eduards.

Vier Jahre waren damals seit dem Fest des 100jährigen Bestehens des Merkurs im Jahre 1885 vergangen, welches im Leben des Merkurs einen Höhepunkt bedeutete als Abschluß der Zeit seit 1866, in der ein anerkannter Führer im politischen Leben Württembergs und eine Hauptstütze des nationalen Gedankens in ganz Süddeutsch-land der Merkur gewesen ist.

Auch in den folgenden Jahren herrschte reges politisches Leben in Württemberg, freilich nicht mehr im Sinn der erhebenden Einheit, die nach 1870/71 lange Zeit bestanden hatte.

Schon machten sich wieder die alten Kräfte der Opposition bemerklich, die schwäbische Demokratie, die eingefleischte Gegnerin Preußens und Stütze des Partikularismus, erhob mit den Überresten der einstigen großdeutschen Partei im Bunde mit den Ultramontanen ihr Haupt; dazu traten, wenn auch langsamer als in Norddeutschland, die neu aufkommende sozialdemokratische Partei.

So öffnete sich auch derjenigen württembergischen Zeitung, die traditionsgemäß die Stärkung des nationalen Gedankens mit einem gemäßigten Liberalismus als oberstes Ziel verfolgte, ein reiches politisches Arbeitsfeld, das an Abwechslung, Mühe und Aufregung auch damals schon nichts zu wünschen übrig ließ.

Im Vordergrund standen in Württemberg die tief einschneidenden Fragen der Verfassungs-, Verwaltungs-, Steuer- und Schulreform, deren Erledigung freilich geraume Zeit erforderte, bis endlich 1906 mit der Neubildung beider Kammern ein gewisser Abschluß erreicht wurde.

Hatten im Reich schon die Reichstagswahlen von 1890 einen Umschwung gebracht, insofern als Zentrum und die damalige freisinnige Volkspartei (Demokratie) zusammen mit der Sozialdemokratie gegenüber den alten Kartellparteien von 1887, den Nationalliberalen und Konservativen, in den wesentlichen Fragen die Entscheidung in die Hand bekamen, so brachte für Württemberg das Jahr 1895 die Wendung.

Von da an verlor hier die Deutsche (Nat.liber.) Partei ihre seit 25 Jahren im ganzen vorherrschende Stellung; in sie rückte wieder die den neuen Verhältnissen im Deutschen Reich sich allmählich anpassende schwäbische Demokratie ein, die fortan lange Zeit die mächtigste Partei in Württemberg blieb, bis auch sie wieder von rechts und links her bedrängt und teilweise verdrängt wurde.

Die Deutsche Partei Württembergs, an deren Gründung im Jahre 1866 einst Dr. Otto Elben mitbeteiligt und der der Schwäbische Merkur immer freundschaftlich verbunden war, wirkte, ihren Grundsätzen getreu, auch künftig weiter, ohne ihre ausschlaggebende Stellung der 70er Jahre wieder erreichen zu können.

Ein Spiegelbild hiervon war der Schwäbische Merkur, der, ohne förmliches Parteiorgan zu sein, seine alten Ideale, vor allem die Pflege des nationalen Gedankens in Verbindung mit der Forderung der Belange der schwäbischen Heimat stets hochhielt, aber freilich wegen seiner politischen Haltung starken Anfechtungen von verschiedenen Seiten ausgesetzt war.

Dass die Umwandlung der politischen Verhältnisse nicht ohne Rückwirkung auf die wirtschaftliche Entwicklung des Merkurs bleiben konnte, war unvermeidlich.

Nach dem Ausscheiden der älteren Generation mit dem Tode von Dr. Otto Elben, gestorben 1899, der übrigens bis kurz vor seinem Ableben die Oberleitung des Schwäbischen Merkurs in seinen Händen vereinigt hatte, und Eduard Elben, gestorben 1902, der zuvor schon eine Reihe von Jahren sich so ziemlich ganz von der täglichen Berufsarbeit zurückgezogen hatte, standen die drei Glieder der nachfolgenden Generation: Karl, Arnold und Leopold Elben ein halbes Menschenalter zusammen und gemeinschaftlich an der Spitze des Blattes und zwar auf gegenseitigem Vertrauen und Verständnis aufgebaut. Karl Elben hatte die Oberleitung des Ganzen und insbesondere des redaktionellen Teiles; Arnold Elben unterstützte ihn hierbei wie auch in der Verwaltung des Unternehmens; Leopold Elben widmete sich noch mehr den technischen Angelegenheiten.

Nicht ein sorgloses Dasein war ihnen in jenen Jahren beschieden, im Gegenteil: das Schifflein des Schwäbischen Merkurs war aus den schon oben genannten politischen und wirtschaftlichen Gründen von allen Seiten von Wogen umbrandet, die sein Gleichgewicht manchmal ernstlich bedrohten. Doch gelang es den vereinten Bemühungen der Geschäftsleiter wie der Angestellten, die gewiß alle Kraft für das Gedeihen des Ganzen einsetzten und denen gleichermaßen der Dank für ihre Leistungen gebührt, damals noch durch die Gefahren hindurchzukommen und die altangesehene Stellung des Merkurs aufrecht zu erhalten.

Das Ganze stets im Auge behalten, das Wohl des Vaterlandes über das der Partei zu stellen, bei der Tagesarbeit und im politischen Kampf eine vornehme ruhige Haltung zu bewahren, die Gegensätze unter den bürgerlichen Parteien und den verschiedenen Ständen möglichst auszugleichen und ein gemeinsames Zusammenwirken bei wichtigen, alle Kreise berührenden Fragen zu ermöglichen, das blieben Leitsätze, die für den Merkur vor, während und nach dem Weltkriege gleichermaßen bestimmend waren.

Einen schweren Schicksalsschlag für den Merkur bedeutete der Ausbruch des Weltkrieges im Sommer 1914 und zwar nicht allein wegen des Kriegsereignisses selbst, sondern besonders wegen der wirtschaftlichen Folgen der Kriegs- und Nachkriegszeit, wie wegen der persönlichen Verluste, von denen gerade in diesen Jahren der Merkur betroffen wurde.

Schon im dritten Kriegsmonat, am 30. Oktober 1914 starb nach einem jähen Krankheitssturm der Oberleiter des Blattes, Dr. Karl Elben, im besten Alter von 59 Jahren. Seine Kraft hätten seine Arbeitsgenossen in und nach dem Kriege besonders nötig brauchen können.

Sein Tod brachte für sie einen unersetzlichen Verlust. Am 16. Oktober 1917 starb, erst 55 Jahre alt, ebenfalls nach kurzer Krankheit, der Vertreter des zweiten Zweiges der Familie, Leopold Elben. Auch sein Ausscheiden machte sich in der Folge schwer geltend. Von den Mitarbeitern starben: Lang, Morasch und Dr. Denzel trat zur Schriftleitung des Württ. Staatsanzeigers über. Diese Veränderungen während des Krieges wirkten tief einschneidend insbesondere auf die in dieser Zeit aus naheliegenden Gründen sehr heikle und verantwortungsvolle Redaktionsarbeit ein.

Dazu kamen Beeinträchtigungen auch in allen anderen Abteilungen: die zahlreichen Einberufungen zum Kriegsdienst, die Kriegsverordnungen, die für die Heimat ergingen, sie mögen zusammen über 5000 gewesen sein, Verordnungen, Befehle, Verbote, Maßregeln, die von militärischen und bürgerlichen Behörden von der ersten Stunde der Mobilmachung an gerade für die Presse bestimmt waren, Krankheitsfälle u.s.f.

Unter diesen Umständen war es für die in der täglichen Arbeit verbliebenen - in der Schriftleitung wirkten von den älteren bewährten Mitarbeitern damals noch die Herren Dr. Hermann Schönleber, Adolf Heller, Hermann Werner - kein leichtes, überhaupt durchzukommen.

Dass dies schließlich am empfindlichsten bei der Leitung des Blattes zu spüren war, mag weiter nicht wundernehmen. Es waren Tage fortgesetzter Unruhe und Aufregung, gleich aufreibend und zermürend.

Zu den Pflichten der Oberleitung des Schwäbischen Merkurs, die mit dem Tode Dr. Karls Elben an dessen jüngeren Bruder Dr. Arnold Elben gefallen waren, gehörte schon in den

Kriegsjahren, fast noch mehr in der Folgezeit, die Vertretung des Schwäbischen Merkurs gegenüber den Behörden wie bei den gemeinsamen Beratungen der Stuttgarter bzw. württ. Zeitungsverlage. Die schwierigen Verhältnisse führten besonders in der Zeit der großen Inflation 1922/1923 immer häufiger die Zeitungsverleger in Ausschüssen und Vollversammlungen zusammen; ganze Tage waren mitunter hiervon in Anspruch genommen.

Wirtschaftliche Schwierigkeiten und Sorgen gingen damals an keinem Zeitungsbetriebe vorüber und so war es kein Wunder, wenn auch der Merkur in den Strudel der Inflation hineingerissen wurde.

Es ist hier nicht der Ort, die Krisis, die der Schwäbische Merkur in den Jahren 1923, die Umwandlung des Betriebes von einer offenen Handelsgesellschaft in eine GmbH unter wesentlicher Beteiligung einer auswärtigen wirtschaftlichen Kraft im einzelnen zu schildern.

Die Zeiten, die der Schwäbische Merkur ausschließlich ein von Angehörigen einer Familie und so in althergebrachter Überlieferung fortgeführtes Blatt war, ein „Familienblatt“ in dem Sinne, dass die Vertreter dieser Familie ohne entschiedenen Eingriff Fremder ihre ganze Kraft dahin einsetzten, durch die Zeitung der Öffentlichkeit, dem Vaterlande zu dienen, waren vorüber.

Andere Zeiten schufen andere Verhältnisse, auch wenn äußerlich der Name Elben im Schild der neuen GmbH weitergeführt wurde.

Die Entscheidung in allen wichtigen Dingen lag von da an nicht mehr bei der Familie Elben, die Mehrheit der Stimmen war auf andere Kräfte übergegangen.

So weit darüber Dr. Arnold Elben selbst.

uuuuu

Vier Jahre beinahe hat Dr. Arnold Elben unter den neuen Verhältnissen als der Geschäftsführer der „Schwäbischer Merkur Ges. m.b.H.“ weiter gewirkt.

Im Jahre 1926 zwangen ihn Gründe vollends aus der Redaktion auszuscheiden.

Der Verzicht auf die in so langen Jahren liebgewonnene Tätigkeit, der Abschied von dem durch Tradition vom Vater, Großvater und Urgroßvater her ihm ans Herz gewachsenen Schwäbischen Merkur, der Auszug aus dem Elternhaus, in dem er geboren wurde und in dem er 62 Jahre seines Lebens zugebracht hatte - all das ist ihm sicherlich nicht leicht geworden.

Zuletzt und entscheidend gab für ihn den Ausschlag die Rücksicht des Weiterbestehens des Merkurs, wie die seiner Angehörigen und ihrer Familien unter den neuen Verhältnissen.

Ihnen zuliebe hat Arnold Elben 1923 das Haus Königsstraße No. 20, das alte Merkur-Haus, das ihm fünf Jahre nach seines Bruders Tode Alleineigentum geworden war, in der Schlimmsten Inflationszeit zu seinem eigenen großen Schaden geopfert, ihnen zuliebe hat er schließlich mit dem Ende des Jahres 1926 seine ganze Stellung am Schwäbischer Merkur preisgegeben.

Ehrlich und von der Richtigkeit seiner nationalen Arbeit überzeugt, fiel er, seiner Überzeugung getreu.

Wir sehen hieraus, dass in jenem Augenblick es Gründe finanzieller Art waren, welche das Ausscheiden der Elbenschen Familie aus dem Merkur bedingten.

Einem Zeitungsverlage mußten, der neuen Zeit entsprechend, weit höhere Kapitalien zur Verfügung stehen, als das Familien- bzw. Merkur-Vermögen nach Kriegsjahren und Inflation solches auswies. Alle großen Zeitungen hatten, ähnlich den Vorgängen in der Industrie, Anlehnung an das Großkapital suchen müssen, die Unabhängigkeit der

einzelnen Zeitungen war an sich im Schwinden begriffen, soweit nicht eine breite Schicht der Bevölkerung, mit der politischen Ansicht des von ihr gelesenen Blattes übereinstimmend, die Wirtschaftlichkeit der Zeitung gewährleistete. Diese breite Schicht konnte der Merkur bei seiner politischen Richtung nicht mehr finden. Nicht das Wohl des Vaterlandes stand mehr an der Spitze allen Handelns, sondern der Wunsch und Befehl der Partei. Mit der Partei war man auf Biegen und Brechen verbunden, von Unabhängigkeit war längst keine Rede mehr. Eine Umstellung war aber für den Merkur überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit, dazu war der Zeitpunkt längst nicht mehr gegeben. Otto Elben hatte es vermocht, seiner Zeit vorausseilend, bahnbrechend zu wirken, dieses zu wiederholen hieß aber mit den Otto Elbenschen Traditionen brechen. Starr war der Blick auf das Gewesene gerichtet, auf die große Zeit der Jahre 1870/71, auf die achtziger Jahre des entschwundenen Jahrhunderts, der Weltkrieg, der eine Umwertung von fast allem im Gefolge hatte, der eine absolut neue politische Einstellung erforderte, fand im Merkur keinen die nunmehr angebrochene neue Zeit erkennenden Erben eines Otto Elben vor.

Zwar bemerkt Dr. Arnold Elben sehr richtig, dass andere Verhältnisse durch andere Zeiten bedingt werden, doch brachte der Merkur hierfür keine Kraft mehr auf.

Nach dem Zusammenbruch im Weltkriege hatte die Volksmehrheit, veranlaßt durch den politischen Mißgriff des Kaisers und seiner Flucht, in der Hauptsache aber durch die aus dem verlorenen und langjährigen Kriege resultierende elende Lage von fast allen Volksschichten, sich gegen den Weiterbestand der Monarchie und für eine Republik entschieden.

Ein solcher Beschluß galt aber den alten nationalen Kreisen als antinational. Der neuen Form, der Republik und der weimarischen Verfassung stand jede nationale Zeitung mit vollster Verständnislosigkeit gegenüber; ihr zeigt man die kalte Schulter. So wurde das Häuflein der Leser immer kleiner und kleiner und die Wirtschaftlichkeit auch des Merkurs untergraben.

Der Volksmehrheit hatte der Merkur nichts mehr zu sagen; er war kein Führer mehr in dieser schweren politischen Zeit. Vom Alten, welches den politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch des Vaterlandes veranlaßt hatte, hatte die Volksmehrheit, nach neuer Konstellation drängend, sich abgewandt.

Niemandem kann aber aus seiner Überzeugung ein Vorwurf gemacht werden, daher auch nicht dem Merkur und seinen Führern, die für ihre Überzeugung stritten und in Ehren fielen.

uuuuuuu

Wir haben in der Chronik gesehen, wie der 30jährige Krieg die Familie entwurzelte und die Banden sprengte, wie der Faden abriß und die Chronik nur mühsam dank der Geschichte, der Wappenkunde, der Kirchenbücher und der Überlieferungen aller Art wieder aufgebaut zu werden vermochte.

Auch der Weltkrieg 1914-1918 äußerte sich ähnlich. Was nicht in der engeren Heimat des Schwabenlandes wurzelte, finden wir in verschiedenen Zweigen versprengt in den verschiedensten Ländern. Neue Linien, von welchen einst niemand mehr in der Lage wäre zu sagen, woher sie kommen. Dieser Unkenntnis dereinst vorzubeugen, bemühte sich die Chronik.

Möge sie hinausgehen und den Anstoß geben, das Interesse der einzelnen Glieder für die Familie zu erwecken.

Die Zeitabschnitte wie auch das Leben des einzelnen Menschen und seiner Generation sind wert, den Kindeskindern übermittelt zu werden.

Mit Interesse vernehmen wir die Einzelheiten und Charakteristiken unserer Vorväter und deren Anverwandten, hören wir wie sie und ihre Zeit gelebt haben.

Was den Kindern oft belanglos schien, wird den Urenkeln ein Quell köstlicher Stunden.

Möge die Chronik kommenden Generationen diesen Zweck erfüllen.

uuuuuuuu

Begonnen: 1920
Beendet: 1930.

Robert Elben

1864-1945

(Die Einleitung zu meinen Erinnerungen bis zum
Abschnitt: Mein Leben stammt aus der Hand meines Bruders)

Es ist natürlich, dass die weitergeführte Chronik mehr *e r z ä h l e n d e n* Charakter annimmt und sich auch, in jedem Exemplar der Chroniken stets auf die engere Familie beziehen wird. Nach weiteren je 100 Jahren soll sie, nachregistrierend im gegenseitigen Austausch die weiteren Stammbäume ergänzen, abgestorbene Zweige abschließen, Bio-graphien nachtragen.

Vor allem aber soll sie nachkommenden Geschlechtern auch *die Zeitge-schichte* der Vorfahren veranschaulichen, wie und wo diese lebten.

Meine Großeltern (väterlicherseits)

Dr. Ernst Martin Emil Elben. Redakteur. 1795-1873.

Luise Auguste Leopoldine, geb. Conradi. 1805-1890.

Von diesen ist auf mich, als jüngstem der Familie Wilhelm Elben gar wenig überkommen.

Meine einander altersgleichen Eltern waren nahe vierzig, als ich 1877 zur Welt kam. Mein Großvater war bereits 1873 verstorben und die Großmutter Luise stand, als ich mit den Eltern aus Rußland kommend solche erstmalig sah (1887), im ehrwürdigen Alter von 82 Jahren.

Der Großvater, Dr. Ernst Martin Emil, vornehm und überaus gütig, soll von Statur sehr groß und hager gewesen sein. Größer, als mein Vater, dieser wiederum größer als ich selbst, der ich immerhin 1,83 messe. Ich kann mir denken, dass der Urgroßvater Christian Gottfried im Jahre 1774 den preußischen Werbern als langer Kerl gelegen kam.

Dr. Ernst Martin Emil Elben war eine typische Gelehrtennatur, die dem Wissen nach seinen sehr viel praktischeren Bruder Karl, der nicht studiert hatte, überragt haben mag. Aufgrund dieser Divergenz vielleicht, wie auch des Umstandes des Heranwachsens des so bedeutenden Neffen, Dr. Otto Elben, dem Sohne Karls, mögen in der gemeinsamen Arbeit am Merkur beider Familienzweige trotz der streng eingehaltenen Arbeitsteilung sich

Meinungsverschiedenheiten und Schwierigkeiten ergeben haben, die mit dem Tode Karls noch schärfer zutage traten. Hinzu trat dann das bereits in der Chronik erwähnte Ereignis mit seiner Tochter Emilie, das seitens der älteren Linie der Familie gegen Ernst Martin Emil Auswertung fand und ihm die Arbeit und auch das öffentliche Leben in der noch allzu kleinen Stadt verbitterten.

So ging die Führung des Merkurs auf den älteren Zweig der Familie, den Neffen Dr. Otto Elben über.

Anlässlich der erwähnten Umstände sehen wir auch den Großvater das väterliche Haus in der Königsstraße, welches den Erben des ältesten Sohnes gehörte und er selbst nur als Chefredakteur bewohnte, verlassen.

Über jene Zeit berichtet mein Vetter August Rothermundt (Brief vom 9. Juni 1926) „Damals lebten meine Eltern Rothermundt (August Rothermundt der älteste und seine erste Frau Marie, geb. Elben) längere Zeit in einem kleinen Hause des alten Hallberger an der Marstallstraße in Stuttgart, so war auch ich ein Jahr lang ganz bei den Großeltern Elben. Mein Spielkamerad war meine nachmalige (Stief-)Mutter Anna Elben und ihre Schwester Auguste und die beiden älteren Töchter von Dr. Otto Elben. Damals (1859) war der Großvater schon nicht mehr Redakteur des Merkur.

Er war ein herzenguter und lieber Mann, das Regiment im Hause aber führte die Großmutter Luise, geb. Conradi (aus dem weiteren Hause der Feuerlein). Dieses wurde mir später, 1860, an der Hochzeit von Tante Auguste mit Onkel Ege klar.

Damals hielt Großvater Elben eine Rede, in welcher er aussprach: „Er wisse wohl, dass seine Söhne zu sagen pflegten: Nicht so wie der Vater, und seine Töchter: So wie die Mutter“.

Täglich pflegte der Großvater, wie es dazumal üblich war, zum Dämmerschoppen zu wandern.

Im Jahre 1852 reiste Dr. Martin-Emil mit seiner Tochter Emilie nach Rußland zum Besuch seiner dort verheirateten Tochter Marie Rothermundt, wobei er irgendeine Reiseungeschicklichkeit beging und vom damaligen Chef der Firma Rothermundt, Karl

Weißer, mit den Worten „einen richtigen Schwabenstreich begangen zu haben“ bespöttelt wurde. „Drum bin ich auch ein echter Schwab“, entgegnete der Großvater; und das war er, aber auch im guten Sinne des Wortes zu verstehen: Ein Biedermann jener Biedermeierzeit, gläubig-rechtschaffen, philiströs und dennoch, für seine Zeit: klug.

Trotz ihrer mannigfachen Unbeholfenheit waren es gerade die Schwaben welche vor allen anderen deutschen Stämmen den Drang in sich spürten, alle anderen Länder kennenzulernen, und auch mit die besten Auslandspioniere des Deutschtums stellten, ohne im Auslande ihre Sprache und Deutschtum zu vergessen oder zu verleugnen.

Wie alle Elben, besaß auch der Großvater, Dr. Ernst Martin Emil Elben jene poetische, dabei schalkhafte Ader, die gern jene Mitmenschen neckt, welche sie gern haben. Seiner Feder entstammt das schalkhafte Gedicht an seine Schwägerin Charlotte Conradi anlässlich deren Verheiratung „in's ferne Ausland“ (Sachsen) im Jahre 1838:

....

So willst Du treulos von uns scheiden,
Willst Vater, Mutter, Heimat meiden,
Mit Deinen süßen Melodien, nur,
Um in's Sachsenland zum freien?

Kann denn von Schwabens Söhnen allen
Nicht einer, stolze, Dir gefallen?
Trägst Du den Sinn so stolz, mein Kind,
Schlägst Landmanns Liebe in den Wind?

Dem Jungferchen mit heiklem Sinn,
War der zu dick und der zu dünn.
Der war zu alt, zu plump von Art,
Der nur ein Kind mit Flaum statt bart.

Der war gelehrt, doch ein Pedant,
Gelockt und zierlich der - jedoch ein Fant.
Der war Poet, las auch Jean Paul,
Doch war zum Tanzen er zu faul.

So hast Du denn aus fernem Lande
Gewählt den Mann zum Liebesbande.
Ein Sachse ist es, nett von Art
Wie seines Landes Töchter - zart.

Ein Sachse, ja, das ist das Land,
Wo, wie es weit und breit bekannt,
Der Baum nicht Frucht bloß tragen soll

Auch Mädchen, schön und liebevoll.

Kind weißt Du auch, was Du gewagt?
Wie, wenn es Alfred einst behagt,
An einem schönen Baum zu rütteln
Ein Sachsenmädchen sich zu schütteln?
usw.

Die mit dem Elbischen Hause verwandten Uhland und Schwab waren auch auf den Großvater nicht ohne Wirkung geblieben. Man dichtete zu jener Zeit allgemein und gern und hielt solches mit der männlichen Würde für durchaus vereinbarlich, hatte man doch so viel, viel Zeit und das freudlose und zeitraubende Wort „Tempo“ war ein gottlob noch nicht erfundener Ausdruck unseres gefühllosen Zeitalters. Diese übernommene poetische Ader sollte sich jedoch auch noch weiteren Generationen als ein Zeichen weiterer Degenerierung forterben.

Die Großmutter hatte das Feuerleinsche Temperament übernommen, was auch des öfteren sich bei der Erziehung der Buben schlagend erwiesen haben soll.

Ansonsten war sie, damaliger Zeit entsprechend, sehr religiös veranlagt und fromm aus Überzeugung. Auf unsere Linie hat sich letztere Eigenschaft überhaupt nicht zu vererben vermocht und wurde in vollkommen konzentrierter Form von der Linie ihres ältesten Sohnes, der Eduard Elbischen Familie beschlagnahmt und verkonsumiert, deren Oberhaupt erfolgreich und mit nicht abzusprechendem Verdienste in Evangelischem Bunde etc. zu machen pflegte.

Auf unseren Zweig, Familie Wilhelm Elben, vererbten sich dafür mehr die Untugenden der Großmutter, die wir landläufig wohl am besten als „Laster“ bezeichnen wollen.

Mit großer Passion pflegte die Großmutter ihr beliebtes „Tapp“ zu spielen, wobei ihre ständige Partie bildeten: ihre Tochter Emilie, der Referendar und spätere Justizpräsident Gustav v. Elben u.a.

Diese Vorliebe für eine gemütliche Kartenpartie finden wir bei ihrem Sohne Wilhelm, unserem Vater, bei dessen Söhnen und auch den Urenkeln wieder, ohne jedoch, dass je einer sich im bösen Sinne als Spieler entwickelt hätte.

Großvater und Großmutter Dr. Ernst-Martin-Emil Elben hatten beide den Hang zum Philiströsen; die Kleinstadt Stuttgart (kaum 30.000 Einwohner) wirkte sich aus und war auch ihr später Lebensabend ein beschaulicher.

Da ein Nachruf über den Tod des langjährigen Chefredakteurs Dr. Ernst M.E. Elben nicht auffindbar war, müssen wohl die Spalten des Merkurs hierzu nicht groß genug gewesen sein. Noch gut kann ich mich der alten Großmutter entsinnen, als ich, als etwa zehnjähriger Bub, mit meinen Eltern von Petersburg kommend, mich vorzustellen hatte. „Also däs isch jetzt unser Alfred“, sagte sie und: „Emil! bring die Brädle!“ Feine Anisbrädle entsteigen einer ehrfürchtigen und recht großen Blechschachtel und auch ein Glas Rotwein bekommt der Enkel, den sie selbst, bis in ihr hohes Alter gern genoß. Die inzwischen alt gewordene Tante Emilie betreute sie voller Liebe. Längst hatten sich nicht nur deren Eltern, sondern auch sämtliche Pharisäer in der Familie mit ihr ausgesöhnt. Emiliens Blut revoltierte nicht mehr, Überraschungen brauchten die braven Schwaben von ihr nicht mehr zu befürchten.

Da der Altersunterschied zwischen der Großmutter und mir innerhin über 70 Jahre betrug, habe ich mich nicht viel mehr mit ihr unterhalten können, doch kann ich mich erinnern, dass ihr Geist hell und klar war und ihr Erinnerungsvermögen ungetrübt. Manches Unrecht, manche Andichtung stellte sie fest und richtig. So viel verstand ich damals schon, dass mein Vater, Wilhelm Elben, zu ihren Lieblingen gehörte, in welchem sie das Naturell ihrer Jugend wiedererblickte und woran sie ihre helle Freude hatte.

Was patriarchalisches ging von diesem alten Frauchen aus, dem sich Kinder, Enkel und Urenkel nicht zu entziehen vermochten. An einem blumengeschmückten Fenster des eigenen Hauses sehe ich sie im altväterlichen Lehnstuhl als 82jähriges Frauchen sitzen, wie sie in einer alten Photographie, koloriert von Klara Elben, mir erhalten ist. Auf dem Kopfe ein weißes Häubchen, die alten, feinen, gepflegten Hände in Filethandschuhen steckend, mit klugen, noch lebhaften Augen die für sie untergehende Welt betrachtend.

Am 6. Januar 1890, im Alter von 84 Jahren trug man diese wamrherzige Frau zu Grabe (der Großvater war 78 Jahre alt geworden).

Luise Elben, geborene Conradi, hinterließ zwei lebende Söhne und fünf Töchter, die ihr für ihre mütterliche Liebe dankbaren Herzens nachschauten. 31 Urenkel waren im Laufe der

Jahre ihr als Ersatz für den frühen Tod von fünf ihrer Kinder herangewachsen. Das großelterliche Haus ging auf die Tochter Emilie über. Da sie in hohem Ausmaße Großmutter's Geist besaß und auch für sie das Alter gekommen war, spielte sie in der Folge für uns die Rolle der alten Großmutter weiter; mit jenem Geiste, Humor, den Brädles in derselben Blechkiste und dem guten Tropfen für die sie besuchenden Neffen und Nichten gar manch Interessantes aus alten Zeiten erzählend.

Im ganzen war das großelterliche Elbische Haus der Repräsentant von: guter Familie, Gediegenheit, Wohlhabenheit, aber auch Einfachheit und Schlichtheit.

* * *

Meine Großeltern (mütterlicherseits)

Franz B r o f f t , Architekt in Frankfurt a/M. 1794-1851

Eva B r o f f t , geb. Schuri aus Frankfurt a/M. 1804-1838.

Nicht viel, doch einiges vermag ich zu berichten.

Ein Haus des Reichtums, der Schönheit, der Kunst, des Wohllebens zu Lebzeiten der jungen Frau, die Grundlage bildend für jene vererbte leichtere Ader, welche das Grand-seigneurwesen noch dann bestehen läßt, wenn die Berechtigung hierzu durch ernstere, schwere Zeiten abgelöst, ohne Reichtum, solches nachfolgenden Geschlechtern das Leben und den Kampf eher erschwert, denn zu erleichtern vermag.

Andererseits mag jener Schuß Brofftschen Optimismusses in das dazumal schwer phili-ströse Elbensche Blut für uns Nachkommen auch sein Gutes gehabt haben.

Franz Brofft und seine Frau Eva, geb. Schuri entstammten beide angesehenen Frankfurter Bürgerfamilien, daher sehen wir auch den Großvater im Jahre 1848 im Rate der 51er sitzen. Er, und später auch seine Söhne, sind typische Vertreter der dazumal noch freien Reichsstadt Frankfurt, Verfechter ihrer Freiheit und überhaupt Verfechter demokratischen, liberalen Geistes, Fortschrittler, Republikaner. Sie stehen im scharfen Gegensatz zum Preußentum Bismarcks und seinem reaktionären Herrn Wilhelm I. von Preußen. Strafeinquantierung preußischer Truppen bei den Söhnen Franz Broffts ist die Folge hieraus während der Okkupation Frankfurts durch Preußen.

Mütterlicherseits erhalten wir daher einen starken demokratischen Einschlag, den Hang zur persönlichen und zur Gewissensfreiheit vererbt.

Großvater Franz Brofft, als Baumeister bekannt, als Bürger und Senator im Rate geschätzt, hinterließ bei seinem Tode eine größere Familie und einen für damalige Zeiten nicht unbeträchtlichen Besitz.

Meines Wissens nach waren es vier Söhne und zwei Töchter.

Theodor, Architekt wie der Vater zu Frankfurt a/M., Johann, Kaufmann in London, weiter der lustige und der leichtlebige Karl, Hotelier in Wien (Hotel Tegetthof) und August, der solide Rendant zu Frankfurt.

Die Töchter waren: die ältere Mathilde, welche in Italien den Grafen Machingi ehelichte und die jüngste aller Kinder unsere Mutter Emma Brofft.

Alle Geschwister meiner Mutter starben vor ihr, ohne, dass einer von ihnen einen männlichen Sproß und Namensträger hinterlassen hätte; so ist die unmittelbare Verwandtschaft mütterlicherseits, die Familie Brofft-Schuri in Frankfurt ausgestorben.

Wohl leben noch dort die Nachkommen eines Veters meiner Onkel, gleichfalls eines Franz Brofft, welcher Zweig in Sachsenhausen bei Frankfurt ansässig die „Sachhäuser Broffte“ genannt wurde, während der großväterliche Zweig den Namen Schuri zum Unterschiede hinzunahm.

Die Familie Brofft wurde zur Zeit der Hussitenkriege in Frankfurt ansässig und soll hussitischen Ursprungs gewesen sein. Bei kleineren Differenzen pflegte daher auch mein Vater scherzend zu bemerken: „Solch ein Bomakkenschädel!“ Dass die Familie zur Zeit der Hussitenkriege in Frankfurt ansässig wurde steht fest, ebenso aber konnte nachgewiesen werden, dass die Broffts ein ungarisches Wappen führten (aufgenommen in der ungarischen Wappensammlung). Es dürfte sich also um magyarisches Blut handeln. Meine Großeltern Brofft-Schuri sind in den auf mich überkommenen Ölbildern als ein stattliches Paar Goetheschen Zeitalters erhalten. Die schöne Großmutter Eva starb kurz nach der Geburt ihres jüngsten Töchterchens, unserer Mutter, im Alter von nur 34 Jahren und aus Anlaß eines eigenartigen Ereignisses.

Es war im Jahre 1838. Die Geburt des Töchterchens war gut verlaufen und nach weiteren Tagen beschloß die junge Mutter im ersten Ausgang, wie dazumal allgemein Sitte war, dem Herrn dankend, das Abendmahl zu nehmen.

Als in der Kirche die Reihe, den Kelch zu nehmen, an sie kommt, als der Pfarrer im Begriff ist ihr solchen zu reichen, bricht der abgenutzte und altersschwache Kelch bevor sie ihn an die Lippen zu setzen vermag, in der Hand des Pfarrers zusammen. Nach Hause gekommen,

befällt eine Ohnmacht die junge Frau, welche in abergläubischer Furcht vom Schüttelfrost befallen wird und in weiteren 14 Tagen ihren Geist aufgibt. Eine Gehirnentzündung soll die Ursache ihres frühen Todes gewesen sein, der in solcher Kürze nicht hätte stattzufinden brauchen und in einem aufgeklärteren Zeitalter diese Folgen nicht ausgelöst hätte.

Die Ehe der Großeltern soll eine glückliche gewesen sein. Nach dem Tode seiner jungen Frau soll jedoch der Großvater schnell gealtert haben. Vielumworben auch im reiferen Alter, ein famoser Goethe-Kopf, als genießender Junggesell sein restliches Leben beschließend.

Schon als kleines Kind beim Tode der Mutter, kam meine Mutter zur Erziehung in das kinderlose Haus des ältesten Sohnes Theodor, ihres Bruders; Bruder und Schwägerin vertraten Elternstatt.

Die Villa am Sandweg, das Haus meines Onkels Theodor Brofft, wurde dem halbver-waisten, zarten blonden Mägdelein ein nur unvollkommener Ersatz für das Elternhaus, dessen sie manchmal in liebevollem Erinnern, meist aber mit viel Bitterkeit gedachte. Kalte Zimmer, viel Arbeit und Strenge der Schwägerin, wenig Liebe und karge Kost bildeten die Grundlage jener spartanischen Erziehung, welche sie ein gesundes, anspruchsloses Mädchen werden ließ, dessen Sehnsuchtstraum auf ein baldiges Verlassen gerichtet blieb. Im Alter von 13 Jahren verlor sie auch den Vater, den sie nur wenig gekannt hatte.

Zu Lebzeiten des Großvaters und der Großmutter muß das Vermögen Franz Brofft's ein nicht unbedeutendes gewesen sein. So pflegte das junge Paar Brofft-Schuri zu Sommerzeiten mit Vorliebe das damals bekannte Bad Cannstatt bei Stuttgart aufzusuchen, welche Reise dazumal im eigenen Wagen und Pferden Ausführung fand, ein Luxus, den sich nicht viele leisten konnten.

Franz Brofft war ein bekannter und auch künstlerisch befähigter Baumeister seiner Vaterstadt. Unter vielen Bauten, die er ausgeführt hat, soll unter anderem auch das Privatmuseum der Familie Bethmann, in welchem auch die Danneckersche Ariadne auf Naxos Aufstellung fand, gewesen sein.

Theodor Brofft, der älteste seiner Söhne, der Vaterstatt an unserer Mutter vertrat, lebte zu meiner Zeit bereits in seniler Schwäche als Rentner mit seiner zwanzig Jahre älteren Frau

Johanna auf seinem Sitze am Sandweg. Es war eine kleinere in einem sehr großen Garten gelegene Villa, welche dazumal noch knapp im Stadtbereich lag. Haus und Grundstück sollten einstens, da die Ehe Theodors kinderlos war, meiner Mutter zufallen. Auch unsere Eltern hatten sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, ihr Alter einstens in der Villa am Sandweg verbringen zu können. Besonderen Anreiz hierfür bildete der Umstand, dass die Kindheit unserer Mutter sowohl, als auch die Brautzeit der Eltern auf dem Sandweg wurzelten. Allein das Schicksal in Person eines überaus raffinierten Notars (Dr. May) hatte es anders beschlossen. Kurz vor ihrem Tode verfügte die überlebende neunzigjährige Johanna Brofft, das Testament ihres Gatten umstoßend, dass dieses Erbe den ihr bis dahin völlig fremden Verwandten in Amerika zufallen sollte. Rechtlich soll hiergegen nichts zu machen gewesen sein. Ich weiß nur, dass für meine Eltern der Gedanke, sich in Deutschland zur Ruhe setzen zu können, in schmerzlich weite Ferne gerückt wurde.

Der andere Onkel, August Brofft, zuletzt Rendant in Frankfurt, war eine von uns Kindern geliebte Persönlichkeit. Er hatte sein Haus auf der Bockenheimer Landstraße. Hier lebte er mit seiner Frau, Therese und seinen beiden Töchtern. Beide Töchter heirateten. Die ältere Emma, später Frau Martin Eck (Oberursel) ist schon länger verstorben. Die jüngere, Rosel, von ihrem ersten Mann geschieden, dann wiederverheiratet, soll z.Zt. (1930) noch leben.

Alle anderen Anverwandten unserer Mutter deckt heute der Rasen.

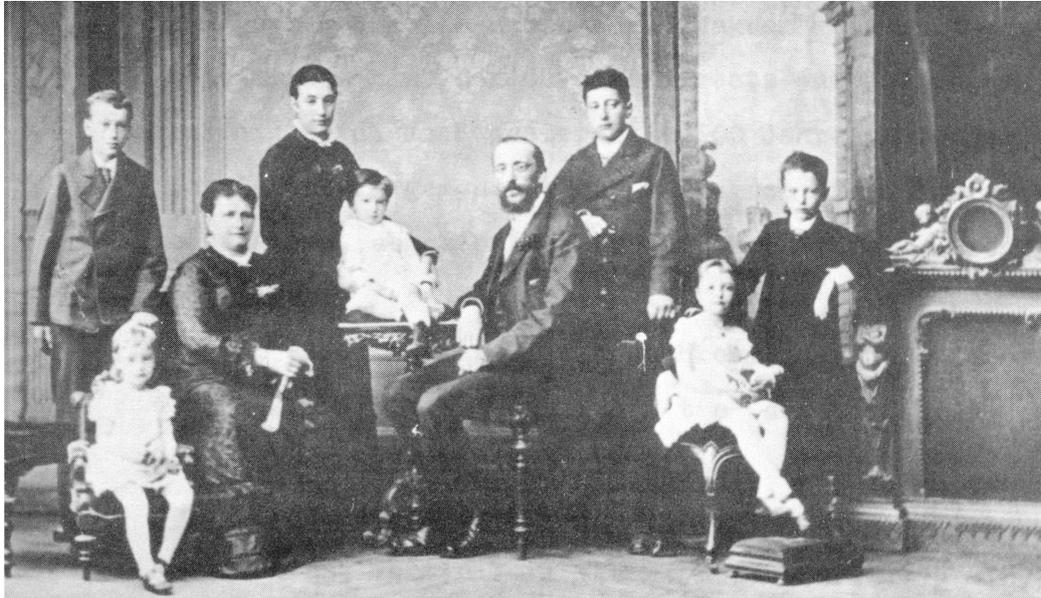
Meine Eltern

Wilhelm Elben, Kaufmann zu St. Petersburg	1838-1909
Emma Elben, geb. Brofft-Schuri	1838-1922

Die Jugendzeit meines am 28. April 1838 zu Stuttgart geborenen Vaters spielte sich noch im Merkur-Hause auf der Königsstraße ab. Noch war der Großvater, Dr. Ernst-Martin-Emil, der leitende Redakteur des Merkurs.

Die Jugenderinnerungen sind mit fröhlichen Spielen, welche auch bei Wind und Wetter kaum Unterbrechung fanden, unter der alten, noch heute stehenden Kastanie ausgefüllt.

Die vielen Geschwister hatten es lustig im Hause, denn die im Hause regierende Mutter Luise, geb. Conradi, war zwar streng, jedoch heiteren Charakters und liebte ihre Kinder. Die Erziehung war eine einfache, verwöhnt wurden die Kinder nicht, doch war jede Not in dem vermögenden Hause des Redakteurs Elben unbekannt.



Wilhelm Elben mit Familie ca. 1897

Man bekümmerte sich dazumal in kinderreichen Häusern weniger um den Einzelnen. Zucht, Ordnung und Sitte herrschte in jedem guten Hause, im übrigen tummelten sich die Kinder, soweit die Schulzeit dies verstattete, im Haus, Hof und Garten, in welchem in dem herrlichen Klima das Obst den Kindern in paradiesischem Zustande in den Mund wuchs.

Über jene Zeit berichtet unsere Tante Anna Rothermundt in ihrem Tagebuch darüber:

„Nicht selten beteiligten sich an unseren Spielen auch die Brüder Wilhelm und Adolf, ja sogar Schwester Mathilde, obwohl bedeutend älter als wir. Unsere Mutter war für uns Kinder die erziehende Instanz, während unser Vater sich weniger um unsere Erziehung kümmern konnte, weil er als leitender und verantwortlicher Redakteur des Merkurs sehr angestrengt zu arbeiten hatte.

Nichtsdestoweniger versäumte er es selten, sich am Abend noch ein halbes Stündchen mit seinen Nestkücken zu beschäftigen. Älter geworden verlegten wir unsere Spiele mehr ins Freie. Nicht leicht war uns ein Wetter zu schlecht, dazu war uns unser Spielplatz ein unbeschränkter, indem wir den großen Marstallhof, ja eigentlich das ganze untere Viertel der Königsstraße als unser Revier betrachteten.

Da wechselten Räuberles, Kästappes, Anschlagspiel und Stelzenlaufen in bunter Reihenfolge ab. Unsere Märsche auf den Stelzen dehnten sich weit vor das Königstor gegen die Reiterkaserne zu aus. Stuttgart war zu jener Zeit noch keine Großstadt.

Im hohen Sommer wanderten wir häufig in den vor dem Friedrichstor gelegenen Garten unserer Großmutter Conradi, geb. Feuerlein, in welchem sich jetzt das Feuerleinsche Geschäftshaus in der Kriegsbergstraße, ein wahrer Steinpalast, befindet. Mitten im Garten stand eine strohbedeckte, runde Hütte, ein Lieblingsplatz unserer Großmutter, wo sie in der heißen Jahreszeit inmitten ihrer Enkel die Abende verbrachte. Für diese Großmutter hatten wir eine große Verehrung.-“

Das große, an der Ecke Schloß- und Friedrichstraße gelegene Haus, das jetzt zum weitläufigen Bahnhofgebäude umgebaut ist, war früher großväterlich Conradischer Besitz (1924 abgebrochen und 1925 zum Ufapalast umgebaut).

Von diesem und dem in der Königsstraße gelegenen Großeltern-Elbenschen Merkurhaus existieren zwei Ölgemälde, heute im Besitze von August Rothermundt (II.), gemalt von Ludwig Hartmann, selbst ein Conradischer Enkel.

Wilhelm Elben, unser Vater, war ein früh entwickelter Junge und begabter Schüler. Er brachte es fertig mit 17 Jahren sein Abitur am klassischen Gymnasium zu Stuttgart zu machen. Mehr denn je, schien gerade er zum Universitätsstudium geeignet und vorbestimmt. Allein, da es genug studierte Buben gab, beschloß die Mutter, dass Wilhelm Kaufmann würde.

Befand sich doch die Tochter Marie bereits seit fünf Jahren an der Seite des erfolgreichen Schwiegersohnes und Kaufmanns August Rothermundt (dem Ältesten) in St. Petersburg, dessen Erfolge der kinderreichen Redakteurfamilie den Kaufmannsstand vor Augen führte.

Wilhelms Wünsche waren es nicht; weder Veranlagung noch Neigung zogen ihn nach jener Richtung; gern hätte er, wie er solches so oft späterhin erklärte, Jura studiert.

1857/58 kommt Wilhelm Elben zur Erlernung des Französischen in die Schweiz, nach einem weiteren Jahre in die kaufmännische Lehre nach Frankfurt a/M.

Letztere Stadt erschien damals allen Süddeutschen nicht nur als nächstgelenste, sondern auch als bedeutendste Metropole, deren Handelsbeziehungen sich über die ganze Welt erstreckten. Nicht umsonst hatte sich in Süddeutschland allgemein der Satz des Frankfurter Dichters Fr. Stolze verbreitet:

„Es will mir nich in den Kopp hinein,
Wie kann mer net fon Frankfort soin!“

Wer kannte nicht das Haus Rothschild? Und wem es gelang nach Frankfurt zu kommen, konnte dort lernen: Rothschild zu werden. Letzteres, und das stand fest, konnte man nur an der Quelle, d.h. in Frankfurt erlernen.

Die in Wilhelm Elben durch die mütterliche Erziehung fest fundierte Gewissenhaftigkeit, Ehrenhaftigkeit und Fleiß, ließen ihn die nicht ganz leichten Lehrjahre in Frankfurt zur Zufriedenheit seiner Chefs absolvieren. Lachend hat er noch in späteren Jahren von jenem Krämergeist und Krämerschule erzählt, welcher die jungen Leute ihren Bürodienst schon früh morgens um 7 Uhr mit Auffegen und Abstauben beginnen ließ. Man hielt dazumal das Durchlaufen dieser Schule für eine unumgängliche Notwendigkeit zur Ausbildung eines jungen Kaufmanns.

So hatte auch unser Vater, fest und erfahren im Lateinischen und im Ausfegen, im Griechischen und im Staubwischen alle die Kenntnisse sich erworben, die ihn zu einem tüchtigen Kaufmanne stempelten. Bei seiner Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit mag er ja noch manch anderes Wissen sich angeeignet haben, eins hat er nicht gelernt: Rothschild zu werden.

Dieses ist ihm sein ganzes Leben lang nicht gelungen; dazu hatte er eine viel zu offene Hand für jedermann, in Sonderheit für seine Kinder.

In ganz anderer Weise wurden ihm aber die Frankfurter Lehrjahre zum Glück für sein Leben, gelang es ihm doch hier einen Schatz fürs Leben zu gewinnen, an welchem auch wir Kinder zu partizipieren vermochten - unsere Mutter.

Während wir so Wilhelm Elben in dem von ihm nicht gewollten Berufe manche Bitterkeit des Lebens und der Lehrjahre überwinden sehen, blühte unweit von jener Krämerenge der Altstadt, außerhalb der Stadttore Frankfurts, auf der Heide am Sandwege ein zartes, blondes Heideröschen heran - Emma Brofft.

Der zwanzigjährige, schlanke Jüngling, lebhaften Feuergeistes, Idealist, froher Gesell und guter Turner, schließt in Frankfurt Freundschaft mit einem altersgleichen Kameraden, August Brofft. Letzterer bringt auf ihren gemeinsamen Spziergängen in das Haus seines ältesten Bruders, Theodors, am Sandwege. Dort tut es ihm das zarte Heideröschen an.

Nicht die Dürftigkeit der Umgebung Frankfurts ist es, welche die beiden Freunde veranlaßt, ihre Spaziergänge immer häufiger ausgerechnet nach der Heide zu richten. So sehen wir im jugendlichen Alter von zwanzig Jahren zwei Menschenkinder zueinander finden, sich einander verloben, welche in seltener Harmonie und Liebe fünfzig Jahre den Lebensweg gemeinsam schreiten sollten.



Noch ist der junge Wilhelm nicht soweit, sich sein Haus zu gründen; ihn bindet daher vorerst nur ein stilles, heimliches Verlöbnis, dessen Vertrauter sein Freund und nachmaliger Schwager August Brofft bleibt.

Ein Ziel vor Augen, ergreift er gern und freudigen Herzens den Ruf seines älteren Schwagers August Rothermundt in Petersburg, und damit die Gelegenheit, in die bereits fest fundierte Firma A.W. Rothermundt daselbst einzutreten. 1860 geht er nach Petersburg.

In weiteren zwei Jahren gelingt es ihm so weit vorwärts zu kommen, dass er es 1863 wagen kann, sein blondes Frankfurter Mägdelein heimzuführen.

Das Zusammenleben mit der Schwester in Petersburg ist leider nicht zu verwirklichen; anlässlich der zarten Gesundheit Mariens, zieht sich sein Schwager August Rothermundt für immer nach Stuttgart zurück.

Am 16. Februar 1863 werden Wilhelm Elben und Emma Brofft-Schuri, Tochter des Frankfurter Bürgers Franz Brofft und dessen verstorbener Frau Eva, durch den copulierenden Geistlichen in der Stiftskirche zu Frankfurt a/M., A. Wehner, getraut.



Nun geht es der neuen Heimat zu und dieses mal im Winter, nicht mehr per Schlitten auf unwirtlichen Wegen, sondern auf der inzwischen fertig gewordenen Bahnlinie über Warschau nach Petersburg. Wenn die damalige Reise auch nicht so glatt und mit der Schnelligkeit ausgeführt wurde, wie späterhin, wenn viel-leicht die beiden jungen Reisenden ernsthaften Verhören russischer Gendarmerie ausgesetzt sind (geht es doch durch das eben unterworfen polnische Aufstands-gebiet, wobei der sich ihnen angeschlossene Musiker, Richard Wagner, politisch einen keinesfalls zuverlässigen Eindruck bei den Russen macht), so muß die Reise für damalige Verhältnisse als eine immerhin angenehme betrachtet werden.

Wilhelm, der nun schon seit fünf Jahren in Rußland ansässig ist, konnte die Sprache radebrechen, während die junge Frau den Wortschwall der vielen Verhöre mit sehr gemischten Gefühlen an sich vorübergehen lassen mußte. Immer wieder, wenn ein solches Verhör überstanden war, wandte sie sich ängst-lich an ihren jungen Ehemann, der sie mit den Worten zu beruhigen suchte: die Gendarmen hätten ihn gefragt, ob er lieber erschossen oder gehängt zu werden wünschte.

Ein typisch Elbenscher Zug; wen er lieb hatte, mußte er necken. Freudiger ge-staltete sich der Empfang in Petersburg.

Von Wilhelms Freunden, zwei jungen Ehepaaren empfangen, wird das junge Paar vom Bahnhof abgeholt und in das neue Heim geleitet. Moritz und Mathilde Ponfick, Karl und Jenny Förster freuen sich über diese Ergänzung des Freundes-kreises und begegnen warmen Herzens der jungen Frau. Diese gegenseitige Freundschaft hatte bis zum Lebensende der Beteiligten Bestand, ja sie ging so weit, dass sie sich als Selbstverständlichkeit auch noch auf die Kinder der Freun-despaare übertrug. Später traten noch Heinrich und Julie Kelchner zu diesem Freundeskreis hinzu.

Von Liebe und Freundschaft umringt wird das zarte Heideröschen bald in Peters-burg heimisch.

Am 20. November 1863 stellt sich prompt das erste Töchterchen ein, welche den dazumal als schön geltenden Namen der Mutter, Emma, erhält. Leider völlig unerwartet, beginnt Wilhelm Elben nach einer heftigen Erkältung zu kränkeln. Von zarter Gesundheit erscheint seine Lunge den Anforderungen des nordischen Winters in Petersburg nicht recht gewachsen.

Ein Ärztekonzilium schickt ihn für zwei Jahre nach Pau (Südfrankreich), wo auch der älteste Sohn, Robert, zur Welt kommt.

Das zarte Heideröschen war inzwischen, im Gegensatz zu ihrem Manne, zu einer recht rundlichen, kräftigen Frau geworden, welcher Ehe und Klima gut bekam. Um sie brauchte man sich nicht zu bängen; ihre Kinder alle selbst zu stillen, war ihr was Selbstverständliches, uns Kindern brachte sie jene Gesundheit, die vom zarten Vater zu erben uns niemals möglich gewesen wäre.

Ende April 1865 ist jedoch Wilhelms Gesundheit so weit gekräftigt, dass er wieder nach Petersburg zurückzugehen vermag.

In der ersten Zeit ihrer Ehe lebten die Eltern auf Wassili-Ostrow (Wilhelms-Insel, Sitz der deutschen Kolonie), in der 1. Linie im Hause Bassin, nach ihrer Rückkehr aus Pau: in der gleichen Straße im Hause der deutschen St. Katharinen-Kirche, später im Wolchowskoi Pereulok. Zur Zeit als der Vater Direktor der Russischen Bank für Auswärtigen Handel war: in der Galernaja Str., weiterhin in der 4. Linie, wo die drei jüngsten Kinder zur Welt kamen.

Über die Zeit in Pau entnehmen wir dem Tagebuch Anna Rothermundts: „Da die Schwägerin Emma kurz vor ihrer Entbindung standt, entschloß ich mich schweren Herzens zu ihrer Hilfe mitzugehen. Da Wilhelm das Essen im Restau-rant nicht schmeckte, bereitete ich ihm gern seine so beliebten schwäbischen Speisen. Der Umgang mit Wilhelms Freunden (Ponfick) war mir nicht angenehm. Sie neckten mich meines schwäbischen Dialektes wegen. Ein Gebiet gab es, auf dem ich mich aber selbst Wilhelm gegenüber, den ich so innig liebte und verehrte, nicht unterordnete: die frivole Art, mit welcher in der Ponfickschen Familie jede religiöse und ernstere Frage lächerlich gemacht wurde und worein Wilhelm leider nur zu sehr einstimmt; sie konnte ich nicht ertra-gen.“

Den Sommer 1866 verbrachten Wilhelm und Emma Elben noch in Bad Kreuth. Am 12. August 1866 erliegt die Schwester Marie Rothermundt, wenige Tage nach der Geburt ihres jüngsten Töchterchens Helene (später: Frau Major Picht) in Stuttgart einer Unterleibsentzündung.

Nach Petersburg zurückgekehrt, tritt Wilhelm Elben vorerst wieder in die Firma A.W. Rothermundt. Am 11.5.1867 wird der zweite Sohn, Adolf, geboren. Dadurch aber, dass Wilhelms Schwager, der Chef der Firma sich nach Stuttgart zurückgezogen hatte, fehlte dem Vater in der Firma Rothermundt jener Rückhalt, der ihm ein Weiterkommen verstattete. Daher tritt unser Vater aus der Firma aus. Mit der Gründung der Russischen Bank für Auswärtigen Handel wird er dort einer ihrer Direktoren.

Als Wilhelm Elben zum ersten Male nach Petersburg reiste, geschah es im Sommer und per Schiff über Lübeck.

Zu jener Zeit wurde diese Reisegelegenheit fast ausschließlich benutzt, denn das Reisen im Winter mittels Postschlitten war wenig angenehm. Kälte, Sturm und Schnee im Schlitten, - Wanzen und Läuse auf den zur Nacht benutzenden Poststationen, die man zur Wiedererwärmung und Pferdewechsel aufzuzuchen gezwungen war, ließen das Reisen im Winter in Rußland nicht zur Annehmlichkeit werden.

Die Eisenbahnen waren damals zum Teil noch im Bau begriffen, so die Bahnlinie über Wilna-Dünaburg. Dagegen gab es bereits 1861 Bahnlinien, welche Petersburg mit den Sommerresidenzen Zarskoje Selo und Peterhof verbanden; ferner war die Bahnlinie Petersburg-Moskau in schnurgerader Richtung gehend, 607 Werst lang, fertiggestellt, für welche Strecke man zu jener Zeit einen Fahrpreis von nur 13,- Rbl. zu bezahlen hatte, um in ca. 20-30 Std. diese Entfernung zurückzulegen (also Schnellzug etwa 30 km Geschw. per Std.!!). Auch war der erste Teil der Strecke in Richtung Deutschland bis zur Stadt Ostrow 1861 dem Verkehr übergeben.

An diese Deutschland mit Rußland verbindende Strecke heranzugehen, scheute sich der russische Staat sehr lange aus militärisch-politischen Gründen, der Invasionsfurcht. Sicherheitshalber erfand man für die russischen Bahnen die breite Spur der Schienen, welche einen direkten, unmittelbaren Übergang der Züge unmöglich machte.

Im Sommer gab es Dampferlinien mit Passagiergelegenheit nach allen größeren Häfen der Ost- und Nordsee.

Dazumal deckte Petersburg einen Flächenraum von 2 qu. Meilen und hatte einen Umfang von 8 Meilen. Es bestand aus etwa 9000 Häusern, in welchen nach der Zählung von 1861 520.131 Einwohner lebten. Unter diesen waren 60.000 Einwohner oder 12% Ausländer und von diesen wiederum über die Hälfte = 35.000 Deutsche. In der Hauptsache lebten fast alle Ausländer in dem Stadtteil Wassili-Ostrow.

Der gesamte Osthandel lag in den Händen der Ausländer, während die sich nur langsam entwickelnde, und noch sehr ungebildete russische Kaufmannschaft sich fast ausschließlich mit Inlandhandel abgab, dem Kleinbürgertum angehörte und mehr dem Kleinhandel oblag. Ebenso war die gesamte und noch wenig entwickelte Industrie Alleingut der Ausländer.

Einen russischen gehobenen Mittelstand im Sinne deutscher bürgerlichen Patri-zierfamilien kannte man nicht.

So kam es auch, dass trotz aller angeborenen Liebenswürdigkeit der Russen, sich in letzteren ein gewisser Neid und Mißgunst den Ausländern gegenüber entwickelte, welche den am meisten vertretenen Deutschen, den Njemzi, gegenüber auch am stärksten zutage trat. Umgekehrt wiederum neigten solche aufgrund ihrer gehobenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung zur Überhebung über die einheimischen Standeskollegen, die sich in einem Gehabe zur Schau trug, welches den Formen des russischen Adels im Umgange mit den „Muschiks“ entnommen waren. War doch eben erst die Leibeigenschaft in Rußland aufgehoben worden (1861).

In der Bevölkerung gab es dazumal nur zwei Schichten. Die eine war: Die Regie-renden, Reichen, Mächtigen, Gebildeten, zu welcher Klasse auch die begüterten Ausländer gehörten, die andere Schicht bildete der arme Mann, oft auch nur landlose Bauer, ungebildet, vielfach dem Trunke verfallen, bereit jedem unterwürfig zu dienen, sofern nur er sein elendes Dasein hierdurch zu fristen vermochte. Meist lasteten noch auf ihm die Abgaben seiner Loslösung aus der eben aufgehobenen Leibeigenschaft.

So hatte auch das Haus meiner Eltern in der Person eines Hausmädchens, später eigentlich mehr Haushälterin, der Feodosia, einer 50 Jahre treu zu unserer ganzen Familie stehenden ehemaligen Leibeignen, die zur Zeit als sie in die Dienste meiner Eltern eintrat, noch unter dem Drucke der jährlichen Loskaufzahlungen stand, eine Seele von Mensch gewonnen, die

auch uns Kindern in ihrer rührenden Treue unvergessen bleibt. Als die Feodosia in die Dienste des damals jungen Elternpaares eintrat, war die erste Handlung des Vaters, sie vom Frondienst freizukaufen. In der besagten Feodosia löste diese Handlung vor allem jenes Gefühl aus, dass sie fortan und bis an ihr Lebensende sich nicht anders, als die Leibeigene unseres Vaters betrachtete.

Eine Mittelschicht zwischen den eben geschilderten Klassen fehlte. Geld und Armut, Macht und Unterwürfigkeit, Bildung und Unbildung, Genuß und Entbehrung, Luxus und primitivste Lebensform waren zwischen diesen beiden Bevölkerungsschichten so verteilt, dass dem einen Teile alles Gute, dem anderen alles Schlecht überlassen blieb.

Nur wenige Jahre waren verflossen, dass der mächtige Zar Nikolaus I. die Augen geschlossen hatte, als unser Vater, Wilhelm Elben, erstmalig nach Petersburg kam.

Nikolaus I., der Schwager König Wilhelms I. von Preußen, der Schwiegersohn der Königin Luise, hatte zu Anfang seiner Regierung Europa dirigiert, bis der gewandtere Politiker Napoleon III. die Hegemonie Europas an Frankreich brachte. Frankreich und England mit der Türkei verbunden schlugen 1855 im Krimkriege Rußland. Der in seiner Selbstherrlichkeit erstarrte Zar Nikolaus I. vermochte nicht diesen Sturz von seiner Höhe zu überleben und nahm Gift. Die Liquidation des Krimkrieges überließ er seinem liberaleren und menschlicheren Sohne Alexander II.

Es begann jene Zeit in Rußland, in welcher die Freundschaft des russischen und des preußischen bzw. deutschen Kaiserhofes, verbunden durch ungezählte verwandtschaftliche Banden zu einer traditionellen wurde, die durch den gegen Frankreich und England verlorenen Krieg besonders gefördert schien.

Leider blieb jedoch diese Freundschaft unter den Nachkommen nicht bestehen. Damals hielt nur eine kleine Partei bei Hofe mit Frankreich, mehr eigentlich von der französischen Kultur, der Sprache und der Bildung beeinflusst; in der Hauptsache aber war der russische Hof und damit auch die führenden Kreise unter Alexander II., wie auch dem Vorgänger Nikolaus I., deutschfreundlich gesinnt.

So ist es auch verständlich, dass damals die deutsche Kaufmannschaft in Petersburg in den Handelskreisen dominierte und das Leben der Deutschen in Petersburg sich überaus freundlich gestaltete. Später, mit dem Erstarken Deutschlands kam auch der Neid gegen dieses, mit dem Neid alsbald der Haß, aufgepeitscht durch den russischen Chauvinismus, genährt einmal durch die von Frankreich erkaufte, maßgebende russische Presse, die Entwicklung des russischen Nationalismus, dem Panslavismus, und der Ungeschicklichkeit, Eitelkeit und Taktlosigkeit Wilhelms II.

Dementsprechend gestaltete sich auch das Leben unserer Eltern in Rußland reizvoll und freundlich, während für uns Kinder die von Jahr zu Jahr schwerer werdende Zeitperiode einsetzte, welche endesletzt den Weltkrieg und das Ende aller Auslandsdeutschen zur Folge hatte. Da die Auslandsdeutschen fast ohne Ausnahme zum Bürgertum gehörten, räumte auch der nachfolgende Kommunismus mit solchem restlos auf.

Das Leben im Elternhaus war ein überaus gemütlich-geselliges. Nach Außen hinaus entfalteten allgemein die Petersburger oft einen großen, manchmal sogar über ihre Verhältnisse hinausgehenden Luxus. Leicht wurde, verhältnismäßig, das Geld verdient, noch leichter ausgegeben. Im Verhältnis zu den einfachen eisernen Jahren 70/71 in Deutschland, konnte man es als ein üppiges bezeichnen.

Die Stadt Petersburg bot viele Genüsse.

Im großen Theater (zu meiner Knabenzeit Ruine, später zum Konservatorium umgebaut) wurden die berühmten kaiserlichen Ballets und die italienischen Opern gegeben. Diese übersiedelten in den gegenüberliegenden Neubau, das grandiose Marien-Theater. Im gleichfalls kaiserl. Alexander-Theater am Newski gab es die russischen Klassiker, aber auch modernere Stücke aus dem russischen Leben wie auch Lustspiele, daneben natürlich auch alle Klassiker der Weltliteratur mit einer erstklassigen Besetzung von Bühnenkräften. Das dritte kaiserliche, das Michaeltheater, wartete, mit einer französischen Truppe besetzt, mit französischen Schauspielen auf, wie solche eben nur der Franzose zu geben vermag. Im gleichen Theater spielte die kaiserl. deutsche Hofbühne in Abwechslung mit den Franzosen.

Welch eine Metropole Europas wäre in der Lage gewesen, ihren Einwohnern ein solch reiches Repertoire internationalen Charakters darbieten zu können? Petersburg trug eben, wie kaum je eine andere Stadt den Stempel des Internationalen.

War so für den Kunstsinn der Petersburger wohlhabenden Bevölkerung in ausgiebiger Weise gesorgt, so spielte sich andererseits das gesellige Leben ausschließlich in den Privathäusern ab, die wiederum für einen Empfang von Gästen auch für größere Gesellschaften die entsprechenden Räumlichkeiten aufwiesen.

So kann ich mich gut erinnern, dass meine Schwester Emma, (v. Witt) monatlich einmal ihre „Jours“ gab, an welchen Gesellschaften bis zu 150 Gäste teilzunehmen pflegten.

Allerdings hatte sie auch zwei Köche, zwei Diener, zwei Kutscher und nicht weniger als sechs weibliche Bedienstete in ihren Diensten und eine Wohnung von 15 Zimmern. Alles ging aus dem Vollen.

Die sprichwörtlich bekannte Gastfreundschaft der Russen war auch von den dort ansässigen Deutschen übernommen worden; auch zwangen die langen kalten Winter zu einer überaus regen Geselligkeit in den Häusern. Sportliche Betätigung im Winter war den Kreisen jener Zeit noch gänzlich unbekannt. Frauen von vierzig Jahren fühlten sich und trugen sich bereits als ältere, gesetzte Damen, hatten nur wenig Sinn für eine sportliche Betätigung, wobei natürlich auch von einer sogenannten „schlanken Linie“ keine Rede oder Gedanke an eine solche aufkam und diese durch das viel zu üppige Leben einer wohlbeleibten Rundung vorn und hinten Platz gemacht hatte. Lange Kleider, die Krinoline beherrschten die Mode und das Aussehen und Wesen des weiblichen Teiles der Gesellschaft; man war wohlbeleibt, philiströs und ehrsam in den deutschen Kreisen. Das Wesen änderte sich auch in den weiteren Jahrzehnten, nachdem die Krinoline längst verschwunden war, nicht.

Die vielen Hausbälle, welche, vollkommen grundlos, um frühestens 11 Uhr abends zu beginnen pflegten, wurden bis sechs oder sieben Uhr morgens ausgedehnt. Oft gingen die jungen Leute im Frack vom Ball ungewaschen in den Dienst, ohne dass die Chefs, bei denen selbst sie vielleicht die Nacht durchgetanzt hatten, das geringste Anstößige darin erblickt hätten. So trug das damalige Leben in Petersburg den Stempel des Ungesunden und Unvernünftigen, machte die Menschen zu Neurasthenikern, die früh alterten und sich

frühzeitig verbrauchten. Neu hinzukommende Ausländer pflegten daher stets durch ihre frische, gesunde Gesichtsfarbe angenehm aufzufallen.

Unsere Eltern, von Hause aus anders erzogen und geartet, machten dieses Leben keinesfalls mit. Deutscher Geist und deutsche Schlichtheit, gesunde Ansichten und Lebensformen waren die Prägnanz des Elbischen Hauses in Petersburg.

Wenn auch sie sich natürlich nicht ganz den in Petersburg herrschenden Gewohnheiten zu entziehen vormochten, so blieb doch ihnen und hierdurch auch ihren Kindern das Gesunde in Lebensform und Ansicht bewahrt.

Das geistige Leben der Petersburger war gewissen Beschränkungen unterworfen, die unsere Zeit gar nicht mehr zu verstehen mag. Politisch hielt sich der Ausländer grundsätzlich von jeder Kritik der zaristischen absoluten Regierung zurück, da im entgegengesetzten Falle ein jeder von ihnen binnen drei Tagen das Land zu verlassen gehabt hätte. Für die in Rußland nationalisierten Ausländer wären die Folgen noch schlimmere gewesen.

Diese politische Beschränkung fand aber Ausgleich in den sonst weitgehendsten persönlichen ungehemmten Freiheiten, die eben alle zu den gebildeten Klassen Gehörigen genossen. Die Tageszeitungen, die unter strenger Zensur standen, darunter die in den deutschen Kreisen gelesene deutsche St. Petersburger Zeitung, hatten sich jeder ungenehmen Meinung über die russischen Vorgänge, Regierungshandlungen usw. wie auch die gesamte Presse Rußlands, zu enthalten.

Hingegen war ihnen in der Kritik auswärtiger Regierungen und Verhältnisse eine größere Freiheit verstattet.

Die deutsche St. Petersburger Zeitung, an sich zu den ältesten Zeitungen des Kontinents zu rechnen (etwas jünger als der Schwäbische Merkur, ein Familienblatt im Besitz der bekannten baltischen Familie v. Kügelen), wurde von den ersten deutschen Kreisen Petersburgs gelesen. Neben diesem Blatte erschien noch eine zweite, der Herold, welche von den deutschen Handwerkern bevorzugt wurde (sämtliche Bäcker, Wurstmacher, viele Schuster und Schneider waren Deutsche).

Mit dieser erzwungenen politischen Enthaltbarkeit verknüpft, ergab sich naturgemäß eine zum Teil geistige Dürftigkeit der Einzelnen, die gezwungen waren, ihre Befriedigung teils in den materiellen, überaus fein entwickelten Genüssen, teils in den so reich gebotenen künstlerischen Darbietungen zu finden.

Auch hierin verstand es unser Vater, Wilhelm Elben, dadurch, dass er sich die führenden Blätter des Auslandes, seiner deutschen Heimat, kommen ließ, geistig rege bleibend, allem politischen Geschehen zu folgen. So lernten auch wir Kinder schon früh, deutsche Zeitungen zu lesen und uns Urteile und Meinungen zu bilden, die im regen Gedankenaustausch mit unserem lebhaften Vater Förderung fanden.

Deutsch bis auf die Knochen war und blieb der Geist im Elternhause die ganzen langen Jahre ihres Lebens in Rußland. So vererbte sich auch diese Liebe zur Heimat auf ihre Kinder.

Natürlich sagte uns allgemein das Wohlleben in Rußland zu. Wir ererbten von unserer zweiten Heimat die allen Petersburgern verwandte russische Breite oder Largheit, die nur zu oft zu der in Deutschland gewohnten Sparsamkeit im Gegensatz stand. Das auf uns überkommene leichtlebiger Brofftsche Blut begünstigte die Entwicklung einer gewissen Großspurigkeit, die aber nie verletzen wollte und aus reinem und wohlwollenden Herzen kam. Uns allen ist das Vorwärtskommen im Leben hierdurch nicht leichter, sondern schwerer geworden. So war es auch mir als Knaben was Selbstverständliches, dass auch der Vater drei Pferde im Stall hatte und an Bedienung im Hause kein Mangel war.

Schön war das Leben im Elternhause und wohl uns allen ein unvergeßliches Erinnern.

Kamen Schwaben zugereist, so war es Selbstverständlichkeit, dass sie zu den Eltern kamen; aber auch alle anderen Landsleute pflegten das gastfreie Elbensche Haus aufzusuchen.

Überhaupt fühlte sich der Deutsche im Auslande nie im engen Sinne partikularistisch als Preuße, Bayer oder Schwabe, sondern stets n u r als D e u t s c h e r .

Aus meiner Knabenzeit her erinnere ich mich noch sehr wohl jener selbstverständlichen Festlichkeiten, an denen unter den vielen Zugereisten auch stets die deutschen Künstler bei

ihren Gastspielen im Hause der Eltern verkehrten (Ludwig Marney, Lotte Witt, die liebliche und entzückende u.a.m.).

Ein gern gesehener und von uns Kindern besonders geliebter Gast, den wir Onkel nannten, war auch der deutsche Generalkonsul und Landsmann meines Vaters, Freiherr v. Soden, der spätere Gouverneur von Kamerun, zuletzt Minister des köngl. württemberg. Hofes zu Stuttgart.

Die zarte Gesundheit unseres Vaters und die Schulfrage waren die Veranlassung, dass die beiden ältesten Söhne zur Erziehung nach Stuttgart kamen. Durch die Geburt von weiteren vier Kindern war das Haus wieder voll geworden, bis der grausame Tod die beiden kleinen Geschwister an Diphtherie und Scharlach hinwegraffte (Olga 1885 und Hedwig 1883).

Da wurde es still im Hause der Eltern.

Wenn auch unser Vater in seinem Leben keine Reichtümer zu erwerben verstand, so blieb doch die Not dem Hause fremd. Wie schwer er es aber oft gehabt hat, allen Anforderungen der Seinen zu genügen, wie schwer oft der Kampf ums Dasein auch für ihn gewesen ist, wir Kinder haben es nie zu empfinden gehabt.

Stets war er uns allen (wie auch unser Mütterlein) ein liebender Vater, an welchem wir alle bis ans Lebensende in unvergeßlicher Liebe und Treue hingen.

Glücklich das Haus, glücklich die Kinder, die solche Eltern ihr eigen nannten.



Alexander Elben

Nachdem ich nun die „50“ reichlich überschritten habe, halte ich es für an der Zeit, einen Rückblick über mein eigenes Leben zu halten und vielleicht einen Rechenschaftsbericht zu geben, der möglicherweise auch die Generationen, die hinter mir kommen, interessieren mag.

Letztlich entstammen wir einer schwäbischen Familie, die, soweit man es beurteilen kann, das Streben nach Kultur in den Vordergrund setzte und trotz des Willens, Geld zu verdienen und damit verbundenem Materialismus in erster Linie auf Erhaltung und Förderung eines kultivierten Niveaus eingestellt war.

Mein Vater, Alfred Elben, und laut seiner eigenen Indikation auch ich, haben in den Jahren 1920 bis 1929 eine Chronik der Familie Elben geschrieben. Ich möchte dies dahingehend berichtigen, dass, während sämtliche Urkunden, die in der Chronik enthalten sind, von mir selbst zusammengestellt wurden und in der Tat in den angegebenen Archiven nachzuprüfen wären, die Diktion der Chronik von meinem Vater stammt. Ich selbst war mit den Spekulationen, die sich unter Umständen unauthentisch ergaben, nicht in allen Punkten einverstanden. Ich war damals zu jung - 14 bis 23 Jahre alt -, um gegen diese Diktion etwas einzuwenden. Ich war mehr auf die urkundlich nachweisbaren Tatsachen eingestellt. Dies indessen soll keine Kritik an meinem Vater sein.

Freitag den 21 November 1950

Mein lieber Ulrich

Mit der Nachricht Deines Ankunfts im Erlangen
hat zu mir und meiner Frau - Elly - eine wirkliche
Freude besetzt; ich hoffe, dass die reiche und anstehende
Freude Dir und der Frau Mama Sophie nicht zu
viel Mühe besetzt hat. Dass mein Glückwunsch
erst so spät bei Dir und der Frau Mama eintrifft,
bitte ich entschuldigend zu mollen, da die Ursache des
spätten Glückwunsches leider verschiedene Gründe
hatte, die ich unseitig Deinem lieben Vater bekannt gel.
Aber ich wünsche Dir auch weiterhin vor allem Gesund-
heit + Gemüthlichkeit und Zufriedenheit in Punkte Deiner
samt vorgefundenen Nahrungsmittelverhältnisse. Bestelle bitte
von mir der Frau Mama einen recht herzlichem Glück-
wunsch zu Deinem Anknunft. Es wird mich freuen, wenn
ich recht bald die Gelegenheit finde, Dich und die
Frau Mama im Erlangen zu besuchen.
Meine Frau, die Tante, bzw. Deine Granstante, Elly Elben
schließt sich meinem herzlichsten Glückwunsch an
Dich und Deine Eltern an.
Es grüßt Dich und Deine lieben Eltern mit
einem Glückwunsch ~~an~~: Dein alter aber 73 Jahre
gewordener Granonkel

Alfred von uns unendlich durch die Granstante Elly (Durchspäter)

(kommt später nach)

Alfred Elben

Jungenheim - Burgstrasse - Neudorfstrasse 15.

Brief von Alfred Elben an Ulrich Elben 1950

Jeder dritte Deutsche kann, wenn er es will, irgendwie und irgendwo den Nachweis führen, dass er von Karl dem Großen abstammt. Die unauthentische Beweisführung in der Chronik, dass wir im Grunde von den Konradinern abstammen, möchte ich nicht unbedingt mitmachen, obwohl eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür spricht. Tatsache ist, dass im Jahre 1080 ein gewisser Hermann von Elben in der hessischen Geschichte urkundlich erwähnt ist, und danach gibt es dann verschiedene Leute unter seinen Nachkommen, darunter einen großen Gauner, nämlich Konrad von Elben (um 1250), die von da ab den Namen E l b e n führen (siehe Chronik mit Quellenangaben).

Man muß sich dabei vergegenwärtigen, dass im großen und ganzen die Familiennamen erst gegen das Jahr 1200 überhaupt aufkamen. Bis dahin hieß es eben „Josef, der Schmied“,

„Albrecht, der Müller“, usw. Im Norden Deutschlands vereinfachte man die Sache und nannte die Leute „Jens Anderson“ und darauf „Anders Jenson“. Auf diese Weise sind z.B. die dänischen, schwedischen und auch friesischen Familiennamen entstanden.

Wie bei uns, also den Elbens, der Name entstanden ist, kann man nicht mit Sicherheit beantworten. An sich waren ursprünglich die spätergenannten „Elbens“ ansässig auf der rauhen Alb in Württemberg. Es könnte sein, dass sie ihren Namen ableiteten von der „Alb“. Indessen ergab es sich, dass sie mit der Mark „Elben“ belehnt wurden und dass sich dort ein kleines Flößlein befand, das bis zum heutigen Tage „Elbe“ genannt wird und nichts mit dem großen Fluß Elbe zu tun hat. Das Bächlein Elbe fließt in die Eder. Der Elenberg, der heute Elberberg heißt, liegt oberhalb davon, und er soll, dem Vernehmen nach, in germanischen Zeiten dem Gott Donar geweiht worden sein, dessen Diener auf der Erde die Alben waren. Wir haben in der Sage und auch bei Richard Wagner die Bezeichnung des obersten dieser Alben, nämlich „Alberich“. Es ist eine offene Frage, ob die aus der Schwäbischen Alb kommenden Elben den Namen dem Berg und dem Fluß gegeben haben, oder ob umgekehrt Berg und Flößlein der Familie den Namen gaben - auf jeden Fall waren sie die „Elben“.

Ich kann in meiner Betrachtung die Jahrhunderte überspringen, weil sie an sich kaum einen vollständigen Nachweis ermöglichen würden. Wer indessen mehr wissen will, mag sich an die „Chronik“ halten.

Tatsache ist eines, dass in der Reformation, um des betreffenden Glaubens willen, irgendwo und unnachweisbar die ganze Familie aufgefliegen ist.

Es gibt in dem heutigen Schloß Elberberg noch den sogenannten „Letzten Ritter“, Curt von Elben im Bilde zu sehen. Warum er der letzte Ritter war, ist nicht nachweisbar und etwas unbegreiflich, aber immerhin ergibt sich die Tatsache, dass diese Familie auseinandergesprengt wurde und sich irgendwohin verlor.

In diesem Falle war der nächste Sitz Schwaben. Mit anderen Worten, die Elbens, ob bewußt oder unbewußt, gingen in die Gegenden zurück, wo sie ihren Ursprung hatten.

Wir selbst haben in unserer Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 auch diese Versprengung erlebt, und man kann nicht mehr in allen Punkten nachweisen, wo Hinz oder Kunz geblieben

sind. Tatsache ist - und urkundlich zu belegen - dass die Elbens dann in der Nähe von Stuttgart auftauchten und angingen, Handwerker, wie Stellmacher, dann Lehrer und schließlich Professoren zu werden. Es ist mir bei irgendeiner Gelegenheit von schwäbischen Kreisen versichert worden, dass die Elbens seit Jahrhunderten zu der sogenannten „Schwäbischen Kulturaristokratie“ gehörten.

Wir haben die Geschichte von Christian Gottfried, der unter der Regierung Friedrichs des Großen, weil er ein Langer Kerl war, auf dem Gräflisch-Neip-ergschen Gebiet zum Rekruten gepreßt wurde und erst von den Preußen freigelassen wurde, als sein Vater ein nicht unbeträchtliches Lösegeld für ihn bezahlte. Der Vater war Schulmeister und Amtmann und hatte infolgedessen auch nicht viel Geld. Außerdem hatte er sehr viele Kinder.

Der freigelassene Sohn wurde dann später Professor der Geschichte und Geographie an der Hohen Karlschule auf der Solitude in Stuttgart, und er kam quasi in die Zeit hinein, als auch Friedrich Schiller ein Schüler dieser Anstalt war.

Christian Gottfried war dann späterhin der Begründer einer der ältesten deutschen Zeitungen, nämlich des „Schwäbischen Merkur“. Dies war im Jahre 1785. Danach haben er und seine Nachfahren den „Schwäbischen Merkur“ geleitet, praktisch bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, als die Nazis ihnen die Papierzufuhr sperrten, weil der „Merkur“ zu sehr konservativ war. Damit wurde das Todesurteil über das Blatt gefällt. Die Zeitung gehörte überdies in den letzten Jahren dem schwäbischen Sproß, Generaldirektor Paul Reusch von der Guten Hoffnungshütte, der, als er das Blatt übernahm, darauf Wert legte, dass der bis dahin nie erschienene Name „Elben“ in die Firma aufgenommen wurde, obwohl keines unserer Familienmitglieder einen Anteil hatte. Die Zeitung hieß damals „Schwäbischer Merkur Elben GmbH, Stuttgart“. So hat also der Schwäbische Merkur von 1785 bis 1940 existiert, und dann war sein Schicksal beendet.

Von allen Kindern Christian Gottfrieds, soweit sie männlichen Geschlechtes waren, kann man berichten, dass sie stets an der Universität Tübingen studierten. Wir haben in unserer Familie sämtliche Fakultäten vertreten, angefangen von Juristen und aufgehört bei den Medizinern. So war also auch mein Urgroßvater, Martin Emil Elben Dr. phil. und speziell interessiert für Geschichte.

An Martin Emil hat mir eines imponiert, dass er außer seinem Beruf, oder vielleicht. Berufung, zwei Dinge tat:

Als seine Tochter Emilie sich mit einem württembergischen Offizier verlobte, der in den Napoleonischen Kriegen fiel, und ein Kind bekam, da stellte sich Martin hin vor seine Tochter und schob ostentativ den Kinderwagen des unehelichen Kindes. Er mußte zurücktreten von seiner Eigenschaft als Redakteur des Schwäbischen Merkurs, aber menschlich war es wohl eine schöne Geste.

Das Zweite war, als ihm der König von Württemberg die Restitution des Adels wieder verleihen wollte, er schroff erklärte: „I hab a steifes Gnickle, Majestät“, und daraufhin blieb es dabei.

Die Familie kam durch Christian Gottfried und seine Tätigkeit als Gründer und Chefredakteur des „Schwäbischen Merkur“ zu Geld und Würden. U.a. wurde das ganze Gelände zwischen dem heutigen Stuttgarter Hauptbahnhof und der Post, in der Nähe vom Königin-Olga-Bau, von den Elbens aufgekauft, ferner auch ein großes Gelände am Herdweg in Stuttgart.

Alle diese Dinge sind dann im Laufe der Jahrzehnte, um nicht zu sagen Jahrhunderte, langsam veräußert worden, in jedem Falle mit großem Nutzen für die Familie. Aber wie es das Schicksal wollte, konnte offensichtlich dieser Nutzen nicht erhalten bleiben - vielleicht auch, weil die Mitglieder der Familie zuviel Geld verbrauchten, so dass also heute die Elbens irgendwo wieder arm geworden sind.

Mich selbst hat dies nicht gestört, und da ich an dem Familienvermögen keinen Anteil hatte - im Gegensatz zu meinem Vater und Großvater - habe ich mich beruhigt damit abgefunden, dass alles das, was ich erworben habe, aus meinen eigenen zehn Fingern und vielleicht auch etwas Verstand entstanden ist.

Damit komme ich auf mich selbst.

Mein Vater lebte in St. Petersburg deswegen, weil mein Großvater auf Empfehlung seines Schwagers Rothermundt aus Stuttgart auswanderte. Aber er behielt seine deutsche Staatsangehörigkeit. Rothermundts hatten im Süden Rußlands, insbesondere in der Krim,

einen Besitz, der einem deutschen Herzogtum entsprach. Der Großvater war zunächst in den Im- und Exportgeschäften der Rothermundts tätig, machte sich dann späterhin selbständig, wurde zwischendurch Direktor der „Russischen Bank für Auswärtigen Handel“, einer Gründung der Deutschen Bank in St. Petersburg, und hatte schließlich sein eigenes Im- und Exportgeschäft, das ihm offensichtlich viel Geld einbrachte. Wie es der Zufall will, hatte er u.a. im Kupfergeschäft die Vertretung von Henry Gardner in London, und es mag vielleicht interessant sein, dass zu der damaligen Zeit die Russen, die Kupfer brauchten, die Bezahlung so leisteten, dass sie Säckchen mit Gold angefüllt anbrachten. Der Großvater war mit Anfang „50“ soweit, dass er sich entschloß, sich zurückzuziehen. Er ging mit der Großmutter nach Stuttgart und überließ seinem zweiten Sohn Wilhelm sein Import-Export-Geschäft mit der Maßgabe, dass der letztere einen gewissen Betrag in jedem Jahr seinem Vater nach Stuttgart zahlen mußte. Überdies hatte der Großvater noch einen Teil des Vermögens seiner Mutter. Wie es in der Familie heißt, hat meine Urgroßmutter nach dem Tode ihres Mannes Dr. Martin Emil Elben insgesamt 300.000 Taler, praktisch eine Million, aus dem Merkur gezogen. Dies würde nach dem heutigen Kaufwert etwa 5 Millionen Mark entsprechen. Ich selbst habe hiervon keinen Pfennig mehr erhalten.

Mein Vater war also in St. Petersburg, mußte indessen, als etwa 20jähriger, auf Wunsch seines Vaters nach Deutschland zurück, um hier die einjährige Dienstzeit bei der Armee abzulegen, was er dann auch tat und infolgedessen später Reserveoffizier wurde.

Ich selbst bin am 8.12.1906 geboren. Mein Vater war zunächst selbständiger Ingenieur und später Direktor und Anteilseigner der russischen RuberoidWerke, deren Zentrale in Hamburg saß und heute noch existiert. Meine Mutter entstammte einer baltischen Edelmannsfamilie, die angeblich schottischer Herkunft sein soll und „von Greim“ hieß. Ursprünglich sollen sie schottisch „Greams“ geheißen haben. Der Großvater meiner Mutter war Architekt und als solcher wesentlich am Bau des Zarenschlosses in Livadia auf der Krim beteiligt. Auch sein Sohn, also mein Großvater mütterlicherseits, war Architekt. Er ging aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen, nachdem meine Großmutter ihm zwei Kinder geboren hatte, nach Amerika. Er ist dort verschollen. Meine Großmutter ermöglichte die Scheidung und heiratete in zweiter Ehe einen russischen Bojaren mit Namen Alexander Nilus. Nach dem Namen dieses Mannes bin ich dann später getauft worden. Die beiden Kinder aus der Ehe v. Greim waren meine Mutter und die später sich mit einem Engländer, Mr. John Cheshire, verheiratende Tante Lydia. Beide Kinder haben offensichtlich sehr an ihrem Stiefvater

gehangen, denn ich habe von Tante Lydia später immer nur Darstellungen gehört, die bewiesen, dass dieser Russische Edelmann sich sehr anständig und lieb gegenüber seinen Stiefkindern verhalten hat.

Um dieses Kapitel abzuschließen, sollte ich vielleicht noch erwähnen, dass Alexander Nilus lange vor dem I. Weltkrieg starb. Er war „Kaiserlicher Hofschauspieler“, und er hatte auf der Bühne in Petersburg und in seiner Zeit etwa den gleichen Ruhm, wie ihn sein Kollege Schaljapin zur gleichen Zeit und später auf der Bühne und in der Oper gehabt hat. Alexander Nilus nannte sich während seiner Tätigkeit als Schauspieler Nilus-Nilsky, weil seine Familie nicht wollte, dass ihr Name auf der Bühne erschien. Ihr verkehrter Adelsstolz ließ dies im Anfang nicht zu.

Meine Großmutter mütterlicherseits ist in der russischen Revolution 1917 in Bauernkleidung geflohen und konnte einen Teil ihres Schmuckes mitnehmen. Sie ging nach Libau, also praktisch zurück in das Heimatland ihrer Voreltern und starb, wenn ich nicht irre, im Jahre 1937. Ich hatte mit ihr in den letzten Jahren ihres Lebens eine lebhaft Korrespondenz, und ich war überrascht darüber, dass diese alte Frau in der schönen Form von Goethes Sprache schrieb.

Meine Mutter starb praktisch an meiner Geburt. Ich bin am 8. Dezember geboren, und sie starb am 22. Dezember. Sie war nur 23 Jahre alt. Zu der damaligen Zeit hatte man nicht die Möglichkeit, Spritzen gegen Vergiftungen zu geben, wie es heute mit Penicillin und anderen Dingen möglich wäre. Der Arzt, der sie entbunden hat, mußte seine eigene Oberschwester beiseitelassen, weil diese gerade eine Frau mit Kindbettfieber entbunden hatte. Die Hebamme, die der Arzt mitbrachte, hatte leider eine Wunde am Finger und hat die Entbindung vorgenommen, ohne sich einen Gummihandschuh aufzuziehen. Zwei Tage nach meiner Geburt bekam meine Mutter Sepsis, verbunden mit hohem Fieber, und schließlich starb sie dann daran.

Obwohl ich meine Mutter infolgedessen nicht gekannt habe, möchte ich doch wohl sagen, dass der Verlust einer Mutter etwas Unwiederbringliches sein muß. Ich habe im späteren Leben einen gewissen Ersatz gefunden in meiner Stiefgroßmutter Hedwig Schroth, und viele Jahre später sowohl in meiner Schwiegermutter als vor allen Dingen auch in meiner Frau, die mir die Wärme der Mütterlichkeit entgegenbrachten und den Verlust zu ersetzen versuchten.

Dies ist wohl auch der Grund, weswegen ich Zeit meines Lebens der Mutterschaft gegenüber soviel Ehre und Achtung zu erweisen versucht habe.

Es erwies sich in St. Petersburg, dass meine eigene körperliche Konstitution dem Klima nicht gewachsen war. St. Petersburg ist von Peter d. Großen praktisch auf Sümpfen erbaut worden. Es war also immer feucht und im Winter durch die Winde von der Baltischen See noch überdies schrecklich kalt. Ich erinnere mich, dass ich als kleiner Bub, wenn ich im Winter in St. Petersburg spazierengeführt wurde, jedesmal zu weinen anfang, weil mich die Kälte und der Wind in die Augen und Backen kniff. Immerhin lebte ich in St. Petersburg bis zum Jahre 1912, also bis zu meinem 6. Lebensjahr.

Meine heutigen Erinnerungen an diese schöne Stadt beinhalten nicht mehr sehr viel. Ich erinnere mich an das sehr imposante Dankmal Peters d. Großen, das an der Newa steht und über den Granit-Kai, der eine rötliche Farbe hat, hinwegzuspringen scheint. Ich erinnere mich an das Winterpalais des Zaren und an die Nadel der Admiralität, die vergoldet war. Die breiten Straßen sind mir im Gedächtnis. Ich erinnere mich seltsamerweise auch daran, dass mein Vater in seinem Wohnzimmer grünbezogene Ledermöbel hatte. Damit hört die ganze Erinnerung an St. Petersburg auf.

Da mein Großvater 1909 bereits gestorben war, und meine Großmutter inzwischen von Stuttgart zu ihrer Tochter, Emma v. Witt, genannt Tante Muschka, nach Berlin in die Courbièrestraße gezogen war, blieb meinem Vater nichts anderes übrig, als die Eltern seiner zweiten Frau, also meine Stiefgroßeltern Schroth zu bitten, mich aufzunehmen, um dem unbekömmlichen Klima in St. Petersburg zu entgehen. Die Großeltern Schroth waren sehr wohlhabende Leute, wohnten in Danzig, Heilige Geistgasse 83, und Großvater war der Inhaber einer recht bedeutenden Druckerei. Sie konnten also ohne Schwierigkeiten in ihrem überaus großen Haus mit zwei bis drei Dienstboten einen kleinen Buben aufnehmen. Überdies hatte die Großmutter, nachdem ihre vier Kinder das Haus verlassen hatten, möglicherweise auch das Gefühl, dass sie ihre Mütterlichkeit bei irgendjemandem loswerden mußte. Eine gute Fügung hat es erreicht, dass ich ausgerechnet hier hineinkam, denn es hat sich später im Leben für mich seelisch recht günstig ausgewirkt.

Die Großeltern führten ein sehr gastfreundliches Haus. Es war nicht selten, dass wir 10-20 Personen bei Tisch hatten. Im Sommer zogen wir nach Zoppot in die Villa „Adler“, wo wir, wenn ich nicht irre, auch mindestens 20 Zimmer zur Verfügung hatten. Das einzige, was wir mitzunehmen brauchten, waren eigentlich nur die Betten. Alle Möbel und jeder Klimbim waren in Zoppot verfügbar. Die Villa „Adler“ lag am Fuße eines kleinen Höhenrückens, auf dem die zwei Villen des Kronprinzen standen.

Es mag für die heutige Generation uninteressant sein, zu erfahren, dass ich infolgedessen den Kronprinzen jeden Tag im Sommer sah - mir ist es eine liebe Erinnerung. Unmittelbar neben Villa „Adler“ lagen die Tennisplätze, auf denen der Kronprinz beinahe täglich spielte. Er hatte einen feuerroten, offenen Zweisitzerwagen - ich glaube, es war ein Brennabor - mit dem er anzurauschen pflegte, und da ich ein sehr kleiner Bub war, hat er mich wiederholt gestreichelt, mit dem Erfolg, dass ich dann zu Hause erklärte, mein Kopf dürfte die nächsten 14 Tage nicht gewaschen werden.

Ich habe noch in der Erinnerung, wie der letzte Blumenkorso in Zoppot im Jahre 1914 gefeiert wurde, unmittelbar vor Ausbruch des I. Weltkrieges. Es war damals üblich, dass die Wagen, zum größten Teil noch Equipagen, teilweise aber auch Autos, von oben bis unten mit Blumen geschmückt waren und dass der schönste Wagen dann eine Prämie bekam. Der Zug wurde angeführt vom Trompeterchor der I. Leibhusaren in Danzig-Langfuhr, an dessen Spitze ein Neger mit beiden Händen die Pauke schlug. Die I. Leibhusaren trugen eine schwarz-weiß verbrämte Uniform und eine Pelzkappe mit einem roten Latz. Alle waren mit Schimmeln beritten und boten in der schwarzen Uniform mit weißer Verbrämung und rotem Latz ein überaus farbenprächtiges Bild. Am Rande des Wagenkorsos ritten Husaren und achteten darauf, dass ihre dressierten Pferde jedem auf die Füße traten, der es wagte, vom Bürgersteig herunterzutreten.

Als damals 1914 dieser Blumenkorso mit Pauken und Trompeten vorbeizog, erschien plötzlich am Ende des Zuges Seine Keiserliche Hoheit, der Kronprinz, und sprang zu meinem eigenen Entsetzen auf das Heck eines Autos in weißer Tenniskleidung und tanzte auf seinem Wagen herum. Ich selbst, als Kind, empfand dies damals nicht ganz würdig. Aber immerhin, es war lustig. Indessen kann ich nicht sagen, dass diese Episode meiner Sympathie zum Kronprinzen Abbruch getan hat. Ich war damals 7 ½ Jahre alt.

In diesem Zusammenhang könnte ich vielleicht noch erzählen, dass ich später am Strande von Zoppot beobachten konnte, dass der Kronprinz sich mit zwei sehr hübschen jüdischen Mädchen, deren Vater der Besitzer einer großen Zigarettenfabrik namens Borg war, in zwei Strandkörbe einsperrte, wo sich sowohl die Mädchen als auch der Kronprinz umzogen. Mit meinen heutigen 52 Jahren könnte ich mir denken, dass auch mir dies Spaß gemacht hätte. Deswegen kann ich in dieser Beziehung dem Kronprinzen keine Vorwurf machen.

Und dann - und dann kam der I. Weltkrieg.

Es ist vollkommen klar, dass ich zu dem damaligen Zeitpunkte - mit 7 1/2 Jahren - überhaupt noch keine Vorstellung haben konnte, was alles passieren würde. Als meine Großeltern Schroth um meine Eltern und Geschwister zitterten, da hatte ich gar kein Vorstellungsvermögen, was ihnen evtl. zustoßen könnte. Meine Eltern und die Kinder, d.h. also meine Schwester Niki und mein Stiefbruder Sixt, pflegten mit meiner Stiefmutter während des Sommers auf einer Datsche in Finnland zu leben. Mein Vater fuhr jeden Tag von Finnland nach St. Petersburg und am Abend wieder zurück. Die Familie war damals in Terioki, gleich hinter der finnischen Grenze. Mein Vater hatte immer wieder den deutschen Botschafter in St. Petersburg gefragt, ob sich die Verhältnisse so zuspitzten, dass er besser das Land verlassen sollte. Der Botschafter hatte ständig verneint. Schließlich kam es dann so, dass der Herr Botschafter - ich glaube es war Graf Pourtales - plötzlich verschwunden war und die deutsche Kolonie ihrem Schicksal überließ. Mein Vater rief von St. Petersburg in Terioki an, und zu dem Zeitpunkt spielte Madame Elben gerade Tennis und weigerte sich, dem dringenden Anruf meines Vaters folgend innerhalb von zwei Stunden Terioki in Richtung St. Petersburg zu verlassen. Sie hatte es offensichtlich nicht so ernst genommen. Der Erfolg war, dass meine Schwester ohne Hemd abreisen mußte, was sie mit Stolz später verkündete, und dass mein Stiefbruder, der damals 4 Jahre alt war, allzu neue Schuhe bekam, die ihn drückten, so dass mein Vater sie an den Seiten mit dem Taschenmesser aufschlitzen mußte. Es gelang der Familie die Flucht aus St. Petersburg mit dem letzten Zuge, der überhaupt Rußland in Richtung Deutschland verlassen hat. Mein Vater wurde als angebliches Mitglied der deutschen Botschaft, was er gar nicht war, noch kurz vor der Grenze verhaftet, konnte aber die Russen davon überzeugen, ihn loszulassen. Leider hatte sich eines ergeben, dass das ganze sogenannte „große Gepäck“ in St. Petersburg nicht mehr umgeladen werden konnte, so dass die damals vierköpfige Familie nur mit Handkofferchen in Deutschland ankam.

Der Krieg war am 1. August 1914 ausgebrochen, und ich glaube, die Ankunft der Familie war erst am 4. August in Zoppot.

Als Anekdote kann ich festhalten, dass ich meine Großmutter und Tante auf einer Straßenseite sah, ich ging auf der anderen Seite, weil ich die Begleitung der Damen damals als höchst unnötig ansah, und sah plötzlich meine Großmutter mit einem Aufschrei Tasche und Schirm hinwerfen und auf eine Pferdedroschke zurennen, in der ich meine Eltern und Geschwister entdeckte. Ich hatte indessen durchaus noch Zeit, erst einmal in einen Laden zu gehen und mir mit meinem Kinderkopf einen Spazierstock mit einer schwarz-weiß-roten Schleife zu kaufen, weil ich das für national unbedingt notwendig hielt. Danach hatte ich dann ein Amusement mit meinen Geschwistern, die das Deutsche mit einem rollenden „r“ sprachen, was mich zu höchst spitzen Bemerkungen veranlaßte. Dies hat sich dann später gegeben.

Mit einem Schlage war meine Vorzugsstellung bei den Großeltern aus; hinterher betrachtet, selbstverständlich mit vollem Recht. Aber damals konnte ich das nicht ganz verstehen. Es hatte infolgedessen einen sehr nachteiligen Effekt für mich, indem man sich nämlich überlegte, wie man diesen Burschen irgendwie loswerden könnte. Das tat man denn auch, und so wurde ich mit 10 Jahren Königlich-Preußischer Kadett in Köslin, mit einer Erziehung, die in meinem schlimmsten Feinde nicht zumuten möchte. An sich war ich für diese Erziehung viel zu sensibel und vielleicht auch körperlich zu zart, aber da mein Großvater mir vorgeworfen hatte, dass einer meiner Kameraden, der Sohn eines befreundeten Forstmeisters, aus dem Kadettenkorps geflohen war und ich nach seiner Meinung wohl ähnliche Zicken machen würde, hat mich der Stolz dazu gezwungen, diese geradezu unmenschliche Erziehung in den Kriegsjahren mitzumachen.

Rückblickend mag die Erziehung insofern auch etwas Gutes gehabt haben, was mir im späteren Leben vielleicht geholfen hat. Sie hat mir eine gewisse Härte mitgegeben, ein gewisses Gefühl für Abstand und für Einhaltung von Formen. Überdies muß ich ehrlich feststellen, dass, rein wissenschaftlich betrachtet, die Ausbildung auf einem sehr hohen Niveau stand und dadurch wahrscheinlich die Grundlage für mich legte, einen verhältnismäßig weitgezogenen Horizont im Leben zu halten, wenngleich ich später Schwierigkeiten hatte, aus einer gewissen Arroganz mich zu befreien, die diese Erziehung zwangsläufig mit sich brachte.

Z.B. mußten wir schon mit 10 Jahren mit „Sie“ angedredet werden, und das Mittagessen wurde uns von livrierten Dienern mit weißen Handschuhen serviert, wobei ich es in meiner Arroganz damals fertigbrachte, einen Suppenteller zurückgehen zu lassen, weil der Weiße Daumen des Dieners in die Suppe hineingetunkt war. Dies, wohlbemerkt, mit 11 Jahren, und der Bedienende war immerhin ein Mann von mindestens 30 Jahren. Ich erwähne dies nicht, weil ich etwa in meinem jetzigen Alter auf diese Episode stolz wäre sondern nur, um zu charakterisieren, wie dumm arrogant erzogene Kinder sein können.

Die Kriegsjahre waren sehr schwer, weil, im Gegensatz zum II. Weltkrieg, wo die Nahrungskatastrophe eigentlich erst hinterher kam, die Nahrungsmittelversorgung schon damals entsetzlich schlecht war. Wir haben sehr hungern müssen. Wenn einer von den Kameraden ein Paket bekam - und eine ganze Anzahl stammten vom Lande, so war es üblich, dass, die Pakete mindestens teilweise auch den anderen Kameraden zugute kamen. Trotzdem reichte dies nicht aus. Wir hatten daraufhin in unserer Stube - es waren jeweils 12 Jungens - eine ganz intelligente Tour ausgesucht und klauten wie die Raben entweder Gemüse aus den benachbarten Feldern oder brachen bei dem Pfarrer ein, um Obst zu stehlen, wobei dieser geistliche Mitläufer es sich nicht nehmen ließ, auf uns zu schießen. Aber auch das genügte nicht, und so brachen wir in unsere Mehlkammer ein, klauten Mehl, machten richtigen Sauerteig und buken das Brot in unserem Zimmerofen. Das Brot schmeckte hinterher zwar wie Tapetenkleister, aber wir hatten doch wenigstens etwas zu essen. Um auch die Feuerung sicherzustellen, galt es als Gentleman-Pflicht, dass jeder unter seinem Mantel von den Brikettvorräten, die sich meist in den Klassen befanden, ein Brikett verborgen ins Zimmer bringen mußte. Wenn ich dies alles hinterher überlege, so muß ich sagen, dass wir mit unseren 10-12 Jahren nicht ungeschickt im Organisieren waren.

Als wir in Pfarrers Garten eingebrochen waren und daraufhin die Schüsse bekamen, hatten wir die Angelegenheit sehr gut vorbereitet. Es herrschte gerade eine Grippeepidemie, und daraufhin fielen wir wie die Fliegen um, in meinem Falle und in einigen anderen total mit der Absicht, keinen Dienst zu machen, sondern erst mal auszuruhen. Das Fieberthermometer wurde jeweils beim Messen immer freundlichst angerieben, so dass es eine bestimmte Temperatur zeigte. In ein paar Fällen entstand insofern eine Panne, weil ein paar sich auf 43-44° hochgerieben hatten.

Da wir keine Säcke besaßen, um die Äpfel zu klauen, nähten wir zwei Handtücher zusammen. Ich selbst bin bei einem Einbruch mit zwei Kameraden um ein Haar erwischt worden, konnte mich aber hinter einen Baum retten, als der Hauptmann, der die Runde machte, den ersten von uns erwischte. Er wurde dann mit Pauken und Trompeten in Arrest abgeführt. Inzwischen stand ich mit schlotternden Knien hinter dem Baum.

Wir hatten - was vielleicht auch noch ganz lustig sein kann - in unserem großen Eßsaal, wo 250 Jungens essen mußten, an den Wänden furchtbar häßliche Gipsbüsten von den brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Königen. Am meisten mißfiel uns der Große Kurfürst. Er hatte eine unmäßig große Nase und eine riesenlange Perücke. Unser Ziel war es, mit den Eßmessern verdorbene Fette, die wir nicht haben wollten, an seine Nase zu schießen. Im Laufe der Jahre gelang dies auch mit dem Erfolg, dass die Gipsbüste praktisch eine rote Nase bekam, weil sich dort sämtlicher Staub sammelte.

Heute soll Köslin eine Kaserne der polnischen Armee geowrden sein, und ich nehme an, dass man unseren guten Großen Kurfürsten in Gips zu seinen Vorvätern in irgendeinen Misthaufen versammelt hat.

Aufgrund der Vertrages von Versailles mußten die Kadettenkorps aufgelöst werden, so dass wir im Jahre 1920 unsere Uniformen ausziehen mußten. Inzwischen hatte mich der Zusammenbruch des Kaiserreiches sehr erschüttert, denn schließlich waren wir ja auf den Kaiser vereidigt worden, und mehr als ein Erwachsener betrachtet ein Kind dies als eine heilige Verpflichtung. Die Revolution erlebte ich in Danzig, und ich bin wiederholt von meuternden Soldaten verprügelt worden, weil ich die Offizierskokarden als Kadett tragen konnte. Man hat mir die Gardelitzen abgerissen, die Uniform beschmutzt, und man hat mir auch in den hinteren Teil meines Körpers getreten, Ich war damals 12 Jahre alt. Ich bin dann noch in zwei Fällen in Maschinengewehrfeuer hineingekommen, aber da ich sehr klein und schnell war, habe ich mich in Deckung bringen können.

Nach Versailles wurde dann „angeblich“ das Kadettenkorps auf eine Zivilanstalt umgestellt. In Wirklichkeit hatten wir zwar Zivil an, aber praktisch den gleichen militärischen Dienst.

Ich hatte dann später, als ich das Einjährige gemacht hatte, die Absicht, zur Schwarzen Reichswehr zu gehen, was mein Vater mir verbot und was am Ende sicherlich richtig war.

Schließlich habe ich in dieser staatlichen Bildungsanstalt mein Abitur gemacht mit etwas über 18 Jahren und war damit der Jüngste in der Klasse und wäre auch noch der Jüngste in der folgenden Unterprima gewesen. Ich habe das Glück gehabt, nie Schwierigkeiten in der wissenschaftlichen Ausbildung zu haben. Indessen hatte ich ständig Schwierigkeiten mit meiner angeblichen „Unreife“. Da wir wegen des Aufbaues der Anstalt ein Zwischenexamen im Einjährigen ablegen mußten, hatte ich die Freude festzustellen, dass ich trotz 17 Tadeln in diesem Jahre wegen der wissenschaftlichen Leistungen das Einjährige bestand. Ich muß mich dann in den letzten drei Jahren etwas gebessert haben. Im Abitur hatte ich nur noch 7 Tadel. Ich bin nur dazu gekommen, weil ich in einigen Fächern solche Leistungen vorweisen konnte, die die Lehrer veranlaßten, mich nichtsdestotrotz nicht sitzen zu lassen. Mein Abiturzeugnis ist verlorengegangen, aber wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, so hatte ich in „Deutsch“ und „Englisch“ eine „Zwei“, in „Geschichte“ und verschiedenen anderen Nebenfächern, wie „Zeichnen“ eine „Eins“, dafür eine blanke „Fünf“ in Physik, weil ich den Lehrer ärgern wollte. Ich bezweifle, ob mein Vorgehen sehr geschickt gewesen ist, aber mich drückte mein Trotz, weil gerade dieser Lehrer, sowohl im Einjährigen als auch im Abitur, 90% meiner Tadel verursacht hatte. Offenbar konnte ich mit diesem nicht gut auskommen.

Ich hatte also das Abitur trotz meiner „Unreife“. Wie unreif ich in Wirklichkeit war, ergab sich prompt danach, als ich nun irgend einen Beruf ergreifen sollte. Einerseits wollte ich studieren, was wußte ich nicht, andererseits wollte ich Geld verdienen wodurch wußte ich auch nicht, und so kam ich durch Zufall und auf Empfehlung meines Onkels Erich, der aktiver Offizier gewesen war, schließlich als Lehrling zum Mansfeldschen Metallhandel in Berlin, in welchem damals ein Regimentskamerad meines Onkels als Personalchef tätig war. Ich habe damals nicht gewußt, dass, dieser Personalchef sich gerne und intensiv mit dem Paragraphen 175 beschäftigte und da ich für ihn offenbar ein netter, kleiner Bursche war, stellte er mich ein, indessen ohne Erfolg in Bezug auf diesen Paragraphen.

Wegen meines Abiturs hatte ich zunächst nur eine Lehrzeit von zwei Jahren zu absolvieren. Zu meiner Freude wurde ich, nachdem ich durch die verschiedenen Abteilungen gegangen war, sehr schnell heraufdividiert und wurde sogar während meiner Lehrlingszeit als selbständiger Auslandsvertreter der Mansfeld AG zur Leipziger Messe beordert (siehe Sprachkenntnisse!). Ich kam dann in das Direktionssekretariat und von da an war es nicht mehr schwer, die Stufenleiter schneller hinaufzuklettern. Inzwischen hatte ich aber auch an der Universität Berlin das übliche Verlegenheitsstudium, nämlich Jura, belegt und als meine

Lehrzeit zu Ende war, „pflegte“ ich mein Studium. Mit anderen Worten, ich ging morgens zur Uni, studierte herum, was ich gerade wollte, weil ich nämlich keine Ahnung hatte, was ich eigentlich studieren sollte. Da ich nun mal bei Jura gelandet war, interessierten mich damals Völker-, Staats- und Strafrecht am meisten, und bürgerliches Recht überhaupt nicht. Ich saß also zuweilen mehr in Moabit, wo mich sämtliche Strafprozesse sehr interessierten, noch viel mehr im Reichstag, wo ich damals noch den Stresemann und den uralten Großadmiral Tirpitz, nebst vielen anderen, habe sprechen hören. Nicht zu vergessen Klara Zetkin, die Alterspräsidentin, die wohl eine der fanatischsten Kommunisten gewesen ist, die ich je kennengelernt habe. Ich habe unter den Professoren, die ich hören durfte, sehr große Lehrer gehabt wie Prof. Kohlrausch für Strafrecht, Prof. Strauch für Gerichtsmedizin und den kleinen, häßlichen aber genialen Juden Prof. Wolff für bürgerliches Recht. In Völkerrecht, oder besser gesagt, in strategischer Lehre, habe ich den ehemaligen General und späteren Professor Haushofer gehört, dessen Sohn später von den Nazis nach dem 20. Juli 1944 getötet wurde.

Im ganzen habe ich die Zeit meines Studiums nicht bedauert. Wenn ich das Studium auch nicht zuende gebracht habe, so hat mir diese Zeit doch menschlich so viel Wissenswertes und Interessantes vermittelt, dass es für mich persönlich bestimmt von Erfolg gewesen ist. Zur gleichen Zeit kam ich in Berlin in verschiedene politische und wissenschaftliche Kreise, darunter die recht links orientierten Zirkel von Helmut von Gerlach, der wegen seiner pazifistischen Einstellung später unter Hitler auch umkam. Meine Tante, Frau von Witt, genannt Tante Muschka, war außerdem sehr tätig in den damals politisch interessierten Frauenkreisen, die auch ihren eigenen Club, den Viktoria Club, hatten, in welchem ich eine ganze Anzahl von emanzipierten Frauenzimmern kennenlernte. So unter anderem die heutige Alterspräsidentin des Bundestags, Frau Marie-Elisabeth Lüders. Da meine gute Tante sehr stolz auf mich war, aus Gründen, die ich nicht weiß, wurde ich als halbes Wunderkind herumgereicht und zu meinem Entsetzen küßten mich die alten Weiber immer auf die Backen. Mir wären junge Mädchen lieber gewesen, allerdings hätte ich dann den Spieß umgedreht.

Ich habe mich dann schließlich auf eigene Füße gestellt, indem ich dem Deutschen Demokratischen Studentenbund beitrug und in diesem Schatzmeister wurde. Ich erwähne dies nur, weil ich als solcher Gelegenheit hatte, den späteren Bundespräsidenten, Herrn Prof. Dr. Theodor Heuss, wiederholt zu unseren Veranstaltungen einzuladen, die im Hause des Deutsch-Demokratischen Clubs, in Berlin, Victoriastraße, stattfanden, einer sehr vornehmen

Seitenstraße vom Skagerrak-Platz ausgehend, in einer Villa alten Stils, der geradzuvorbildlich war. Außer Herrn Heuss hatte ich damals viele der amtierenden Minister aufzusuchen. Es machte mir zwar Spaß, aber ich hatte den Eindruck als ob ich von einer gewissen jüdischen Seite aus als Koncessions-Arier stark herausgestellt wurde.



Emma Eiben

Oberhambach b/Heppenheim, Februar 1933

An meine geliebten Enkel!

Ihr wollt also einiges aus meinem Leben wissen!

So will ich den Versuch machen, Euch aufzuschreiben, was mir so einfällt aus meiner Kindheit und Jugend, die hell und sonnig und schön war.

Geboren wurde ich im November 1863 zu St. Petersburg - auf der Wilhelms-Insel, in der 1. Linie, Haus Bassin. Da hatten meine jungen Eltern - sie waren beide erst 25 Jahre alt - ihr erstes trautes Nest. Sechs Jahre lang hatten sie aufeinander gewartet. Mein Vater hatte sich in meine Mutter verliebt - sie war blond und hatte tiefblaue Augen und trug ihr aschblondes Haar in schweren Locken - hieß die Heiderose und muß besonders lieblich gewesen sein. (Ich habe nichts - aber auch nichts davon geerbt.) Mein Vater war sehr groß - sehr groß, sehr schlank - hatte tiefbraune Rehaugen - war sehr temperamentvoll, leidenschaftlich und heftig und setzte durch, was er sich vornahm. Vor seiner Abreise nach Petersburg gelang es ihm, sich mit der viel umworbenen Emma Brofft-Schuri zu verloben. Sechs Jahre treuer Liebe - Sehnsucht - einer wundervollen Korrespondenz lagen dazwischen, bis er eines Tages, kurz vor Weihnachten (1862) vor seiner Braut stand - sie nahm und einfach als Weihnachtsgabe seinen Eltern, die den Sohn auch 6 Jahre nicht gesehen hatten, unter den Weihnachtsbaum stellte. - Im Februar fand die Hochzeit statt und dann wurde die Reise nach Rußland angetreten. - (Meine Mutter wog damals 96 Pfund, war über mittelgroß, zart und schlank.)

Oft erzählte sie über diese Reise und von den verschiedenen Erlebnissen, die sie hatte - sie verstand kein Wort Russisch! Ein warmer Daunenmantel mit einer Kapuze muß ihr das Aussehen einer Bonbonniere gegeben haben! Mit großem Interesse unterhielt sich auf der Fahrt ein Herr mit sehr markanten Zügen mit dem jungen Ehepaar. An der Grenze wurde mein Vater von einem Gendarmen abgeführt und kam und kam nicht wieder. Die arme junge Frau saß da - konnte nicht fragen - wußte nicht, wo ihr Mann geblieben war - der freundliche Herr mit dem charakteristischen Gesicht war auch verschwunden - der hatte doch Deutsch reden können! Es waren wohl zwei Stunden vergangen - da endlich erschien ihr Mann auf der Bildfläche - mit Gendarm und einem Beamten. Der Gendarm fragte sie auf deutsch: „Wie

heißen Sie? Ist das Ihr Mann?“ - Zitternd gab sie Bescheid und als scheinbar alles stimmte, verzogen sich die Herren. Mein Vater war für Richard Wagner gehalten worden - deshalb verhaftet - - der Herr, der mit ihnen gereist war, war Richard Wagner. (Februar 1863).

Mein Vater war damals im Büro der Firma A.W. Rothermundt tätig. - Die Rothermundt'schen Besitzungen lagen im Charkow'schen Gouvernement - dazu gehörten Riesen-Güter von über 60.000 Morgen mit großen Rübenkulturen und Zuckerfabriken. Die Verwaltung war in Petersburg.

Am 8./20. November 1863 wurde ich geboren - mit Jubel empfangen, denn mein Vater wünschte sich als erstes Kind eine Tochter, die so blond und lieblich sein sollte wie die Mutter! Ich soll ein langes, dünnes, zartes Kind gewesen sein mit starken, geschwungenen Augenbrauen und meinem Vater aus dem Gesicht geschnitten. „Der gespuckte Vater“ sagten die Rothermundt'schen Verwandten - nichts von Lieblichkeit! - - Mein Vater war ein glänzender Schlittschuhläufer und Gymnast. Leider erkältete er sich bei einem Wettlauf schwer - bekam doppelseitige Lungenentzündung und war dem Tode nahe. Bange Monate durchlebte meine arme Mutter im zweiten Jahre ihrer Ehe. Mein Vater mußte seine Arbeit aufgeben und wir reisten für lange Zeit fort. Zwei Winter verbrachten wir am Fuße der Pyrenäen - den Sommer in Kreuth.

Im zweiten Winter wurde mein Bruder Robert in Pau geboren, wäre beinahe Franzose geworden. Wir hatten unsere russische Kinderfrau mit - meine heißgeliebte, teure „Njanja“ - die bekommt ein extra Kapitel!

Natürlich habe ich kaum Erinnerungen an diese Zeit und weiß nur aus Erzählungen, dass ich schon sehr früh allerlei anstellte - ein sehr schwer zu behandelndes und sehr selbstbewußtes Kind gewesen sein soll! Verwöhnt wurde ich von meiner Njanja, die mich wie eine kleine Prinzessin haben wollte - immer nur in weiß. Sie stickte meine Kleidchen selbst und oft - sagte mir meine Mutter später - hätten die Menschen gesagt, ich hätte immer wie eine Puppe ausgesehen.

Nach 2 1/2 Jahren erst kehrten wir wieder nach Rußland zurück. Wir bekamen eine schöne, große, sonnige Wohnung - der Saal hatte 6 Fenster - ich weiß nur noch, dass überall Blumen standen, dass Kamelien im Februar blühten - dass wir toben durften - dass ein Flügel darin

stand und der Vater uns oft Tänze spielte und dass wir gern tanzten. Hier wurden noch zwei Brüder geboren - Adolf und Willy! Eine breite Treppe war im Hause - das Haus war ein Eckhaus - gehörte der Evangelischen Katharinen-Gemeinde. Wir bewohnten den zweiten Stock - im ersten wohnte der Pfarrer der Kirche und unten - unten war etwas Wunderbares! - Eine große Konditorei (Kinschy). - Herrliche Dinge gab es da zu kaufen! Wir waren selig, wenn wir ab und zu dort einkaufen durften mit Mama.

Ich muß wohl etwa sechs Jahre alt gewesen sein, als ich meinen „Fliegeversuch“ unternahm. Die Kinderfrau war die breite Steintreppe schon hinunter - der Kinderwagen war vom Kindermädchen für Adolf auch hinuntergebracht - ich stand noch oben und dachte: wenn sie alle unten sind, dann will ich es ihnen zeigen, dass ich fliegen kann! Ich sehe mich noch oben stehen in meinem roten Mantel - noch aus Pau. Ich spannte meine roten Flügel aus und sprang. Aber ach!! Ich lag unten an der Treppe, wohl 20 bis 30 Stufen tiefer - blutüberströmt - und schrie mordsmäßig, so dass der Pfarrer herausstürzte, mich aufhob, und so wurde ich nach oben gebracht. Ich weiß nur, dass ich brechen mußte - Eis auf den Kopf haben sollte und Tage und Nächte gepflegt werden mußte von meiner Njanja. Als es mir besser ging, schickte mir der Konditor Eis zum Essen herauf. Damals habe ich ihn in mein Herz geschlossen! Meinen Eltern mußte ich einen fürchterlichen Schrecken eingejagt haben!

Ich erinnere mich noch so mancher Streiche, die wir losließen in dieser Wohnung.

Wir spielten Glocke und Hammer um Haselnüsse - die Eltern waren fort - plötzlich saß Adolf eine Nuß auf der Lippe. Er wollte sie herunterreißen - es ging nicht! Er heulte, ich riß auch, aber die Lippe wurde weniger und das Geschrei größer. Das Kindermädchen mußte zum Doktor laufen - endlich kam er! Wir alle waren wie erschreckte Hühner - es sah dumm aus! Der Doktor ließ sich einen Nußknacker geben und knackte die Nuß auf. Adolf war gerettet und wir mußten alle über unsere Dummheit lachen, dass wir nicht selbst auf den Gedanken gekommen waren. - Wir waren wilde „unartige“ Kinder, wie die Njanja sagte! Aber der lange Winter in der Stadt, den liebten wir so gar nicht. - Im Sommer draußen auf dem Lande, da lebte es sich so viel, viel schöner! In der Stadt da kam man eben auf allerlei Allotria - - man sagte, ich wäre immer der Anstifter gewesen!

Eines Tages wollten wir den Versuch machen, uns im Zimmer eine Schlittschuhbahn zu machen. Njanja war mit Willy beschäftigt - - unser Kindermädchen war vom Lande, jung,

abergläubisch und tat, was wir wollten. - Wir setzten sie mit dem Gesicht zur Wand auf eine Leder Chaiselongue und sagten ihr, dass der Teufel erscheinen würde, sie dürfe sich nicht umdrehen, sonst packe er sie. Und nun ging es an die Wasserleitung mit Kannen und Krügen. Wir schleppten und schleppten Wasser herbei - - die Tür hatten wir verbarrikiert, das Fenster geöffnet (über 20 Grad Reaumur) - alles schwamm - das ganze Parkett. Parascha, das Kindermädchen fühlte die Nässe, durfte sich nicht umsehen - wir sagten ihr immer wieder, es käme der Teufel. Wir selbst waren pudelnaß geworden, hatten uns Holztore aus dem Baukasten an die Füße geklemmt und patschten vergnügt im Wasser herum, immer darauf wartend, dass das Wasser frieren würde. Plötzlich erscholl die Stimme der Njanja. Sie versuchte die Tür zu öffnen, vor der der große Eßtisch stand. Es ging schwer, aber sie steckte den Kopf durch die Türspalte und sah die ganze Bescherung. Das zitternde, dumme Kindermädchen, das immer noch an der Wand auf den Teufel wartete, heulte los und wir standen da, wie die begossenen Pudel! Wir wurden ins Bett gepackt - vorher furchtbar ausgeschimpft - unsere rotblau gefrorenen Füße wurden warm gerieben mit Ameisenspiritus. (Den fabrizierte die Njanja selbst. Es wurde Schnaps in eine Flasche gegossen, dann wurde diese Flasche in einen Ameisenhaufen gegraben, die kleinen Tierchen krochen hinein, kamen um und das gab das beliebte „Einreibemittel“.)

So könnte ich Euch noch eine Unmenge von Streichen erzählen - Ihr seht, wir waren echte, rechte Kinder. - Ich erinnere mich noch einer herrlichen Fahrt mit 4 Renttieren, auf einem hochbeinigen Renttierschlitten. Die Njanja hatte einen Vetter, der war reicher Samojede - er kam jedes Jahr nach Petersburg, um Felle zu verkaufen - schlug sein Zelt am Ausfluß der Newa auf. Der holte uns Kinder mit der Njanja ab. Er war ganz in Pelze eingnäht - nur ein rundes, dickes, fettglänzendes Gesicht sah man. Er nahm uns auf den Schlitten, wickelte uns ein und dann ging's los. Hinunter auf die gefrorene Newa. Wir lagen und hockten voller Begeisterung auf dem Schlitten - es kam uns vor, als fuhren wir mit Windeseile - er trieb die Renttiere mit einem großen, langen Stock und einem eigentümlichen Schrei zum Lauf an.

In der Nähe unserer Wohnung stand ein kleines braunes Holzhaus - wir konnten es aus unserem Saal beobachten. Es hieß „Budka“ und da wohnte der Gardawoi (der Schutzmann). Unsere Njanja hatte uns erzählt, da kämen alle unartigen Kinder hin und da wohnte eine alte Hexe. Für diese Hexe interessierten wir uns nun sehr. Abends, wenn wir im Bett lagen, erzählten wir uns Schaugeschichten über diese sogen. Hexe. Da ich immer ein ungläubiger Thomas war, wurde mir die Sache zu dumm und ich beschloß, meinen ältesten Bruder dazu

zu überreden, die Sache selbst zu untersuchen. So geschah es! Wir waren zum Spaziergang fertig angezogen, sollten auf die Njanja warten und den Bruder Adolf - da zogen wir zwei los, im Galopp hinunter und direkt ins Hexenhaus. - Hier standen wir in einem Raum, der zur Hälfte von einem Riesenofen ausgefüllt war - davor eine Bank. An der Wand hingen Heiligenbilder mit brennenden Ölampeln davor. Kein Mensch war im Zimmer zu sehen. Plötzlich aber bewegte sich ein Etwas auf dem großen Ofen unter einem Schafspelz - „die Hexe“ - in freundlichem Ton sprach sie uns an: „Was wollt Ihr lieben Herrschaftskinder?“ „Wir suchen die Hexe, die die Kinder raubt“. - „Pfui, pfui, wer hat Euch so angelogen? Die gibt es hier nicht - geht nur wieder nach Hause, hier tut Euch keiner was!“ Wir faßten uns an der Hand und liefen hinaus - der Njanja in die Arme, die nun das schlimmste Schreckmittel verloren hatte.

Ich komme jetzt in die Zeit 1870 - war also ein Kind von 7 Jahren. Wir verbrachten den Sommer auf der Insel Krestowsky auf dem Lande - unsere nächsten Nachbarn waren Belgier, hießen Charlier. Dort waren große Jungens und hier kamen die ersten „Räder“ ins Haus. Ein großes, großes Vorderrad und hinten ein ganz kleines. Ich wurde oft vorne hingesezt, durfte meine Angst nicht zeigen - es gab sogar Rennen und ich verteilte die Preise an die Sieger - im weißen Kleidchen und Blumenkranz im Haar - wurde damals sehr verwöhnt in diesem Hause.

Aus dieser Zeit entsinne ich mich nur einzelner Episoden - - den Tod meines Kanarienvogels, der einen richtigen Sarg bekam, im Garten begraben wurde. Ich brachte täglich frische Blumen hin und trauerte tief bis ich einen anderen bekam.

Ich erinnere mich noch genau der aufregenden Tage, in denen immer vom Krieg die Rede war und im Hause Charlier - „mais c'est la guerre - c'est la guerre!“ - Und so kam es auch. Eines Tages - ich sehe noch meinen geliebten Vater blaß und ernst aus dem Wagen steigen - Mama ihn fragen: „was ist - was ist??“

„Der Krieg ist erklärt!“ - - - Schluchzend umarmte Mama den Vater, was wir nicht fassen, nicht ermessen konnten. - Wir mußten „Charpie“ zupfen aus alter, feiner Leinwand - bekamen extra dazu weiße Schürzen an - mußten vorher unsere Hände besonders gründlich waschen mit Bürste und Seife. Es wurde uns gesagt, dass alles davon abhinge, dass die gezupfte Charpie für die Wunden der Soldaten ganz, ganz sauber sein müsse.

Vom Kriege selbst weiß ich nur, dass wir täglich dem Vater entgegengingen, weil Mama die Nachrichten nicht erwarten konnte. Wir lernten „Die Wacht am Rhein“ singen - machten kleine Arbeiten (Fröbel), die wir verkaufen durften und das Geld für die Verwundeten-Spende abgaben. Stolz waren wir, als unsere Namen in die Liste der Spender kamen! Hierbei erlebte ich zum ersten Male den Schmerz, dass ich nicht mehr ins Haus „Charlier“ durfte. Es wurde mir gesagt, das seien Feinde - - ich verstand das Wort nicht (habe es nie gelernt), ich hörte es durch die Dienstboten - - Mama hat es nie gesagt - sie hat selbst zu schwer unter Worten Krieg - Feinde - Tod - gelitten. -

Aus dieser Zeit stammt noch ein kleines Erlebnis, das mir einen tiefen Eindruck machte. - Ich ging mit meinen zwei Brüdern Robert und Adolf spazieren - es war nicht weit von uns, etwa eine Stunde entfernt, ein großer eingezäunter Platz - da waren lauter junge Pferde drin. Wir alle liebten Pferde, brachten ihnen gemauste Zuckerstücke und die Pferde drängten sich immer wenn wir kamen. An diesem Tage drängten sie aber so stark - es gab ein furchtbares Gekrache, die Holzwand zerbrach und nun brachen die Pferde durch. Ich war im Nu eingekellt - die zwei Buben schrien vor Angst - ich riß Adolf hoch, nahm ihn auf den Arm und stand nun da in der Öffnung, wo all die Pferde durchbrachen. Getan haben sie uns nichts - aber den Moment habe ich im Leben nicht vergessen, als ich mitten unter lauter stürmenden jungen Pferden, meinen kleinen Bruder haltend, dem Sturm standhielt bis alle ausgebrochen und die Wärter angelaufen kamen.

Nachdem der Krieg vorüber war, weiß ich, dass Papa eine große Stellung angetragen wurde - er wurde erster Direktor der Russischen Bank für Handel und Industrie. Wir verließen die Wilhelms-Insel und siedelten in die „Galeerenstraße“ über, in ein herrliches, aus rotem Sandstein gebautes großes Haus mit mächtigem Portal und Freitreppe. Unten war die Bank und oben im ersten Stock unsere große, herrliche Wohnung. Aus Papas Arbeitszimmer führte direkt eine Wendeltreppe hinunter in sein Bank-Arbeitszimmer. Es gab lauter schöne, große luftige Räume, nur war es nicht so sonnig wie in unserer ersten Wohnung. Der Tanzsaal war schön und groß - mächtige Kachelöfen standen in beiden Ecken und große Bogenfenster gaben Licht - aber es war eben eine Straße und kein so heller großer Platz wie vor unserer ersten Wohnung im Kirchenhaus der Deutschen Katharinenkirche. Ich kam in die Schule zu Mrs. Eck - einem feudalen Mädchenpensionat. (Dort lernte ich Lily Beetger und Lou Salomé kennen). Da die Schule ziemlich weit entfernt war, fuhr ich immer mit unserem Wagen oder Schlitten hin und nachmittags holte mich der Diener ab, der hinter mir her ging und meine

Schulmappe tragen mußte. Oft ging ich mit Lou Salomé, die denselben Weg hatte und die auch vom Diener abgeholt wurde.

Aus dieser Zeit erinnere ich mich nur eines für die Eltern sehr bewegten Gesellschaftslebens -
- immer waren sie zu Dinern eingeladen oder es waren „Diners“ bei uns, auch ganz merkwürdige sogen. „Herrendiners“ - da kamen lauter Herren im Frack mit Orden und es wurde viel gesprochen. Wir hörten das Lachen bis in unsere Räume und fanden, dass es doch langweilig sein mußte, nur Herren!

In diese Zeit fiel der zehnjährige Hochzeitstag der Eltern (Februar 73). Der wurde durch eine große Abendgesellschaft mit Ball gefeiert. Ich sehe noch mein jugendliches Elternpaar (beide erst 34 Jahre) vor mir - Mama ganz in Weiß - Papa schlank und sehr groß. Ich sehe ihn ins Schlafzimmer treten, wo Mama, vor dem Spiegel stehend, letzte Hand an ihre Toilette legte. Wir drei Großen standen bewundernd vor unserer lieblichen blonden Mutter mit ihren Veilchenaugen - Papa kam herein, küßte sie auf beide Augen und sagte zu ihr: „Nun schließ Deine blauen Guckaugen mal“ - dann nahm er aus einem Etui eine schöne große runde Billant-Brosche (jetzt in Ebbes Besitz) und steckte sie ihr an. Wir Kinder waren sprachlos vor Freude und Mama freute sich wie ein Kind.

Mein Bruder Robert und ich hatten heimlich einen russischen Tanz einstudiert beim Ballettmeister, und als die Gäste alle beisammen waren (80-100 Personen), wurde eine Pause im Tanzen gemacht und wir erschienen in russischer Nationaltracht - tanzten mehrere Tänze (Kamarinsky - Trepaka usw.) jedenfalls kamen wir uns sehr interessant vor und hatten einen Bombenapplaus.

Im Herbst dieses Jahres reisten wir nach Stuttgart zur goldenen Hochzeit der Großeltern - dort wurde der Tanz noch einmal aufgeführt.

Am schönsten war immer unser Landleben - wir hatten drei Monate Schulferien. Während dieser Zeit war dann immer ein Hauslehrer im Hause, da unsere Erzieherin mit uns wilden Rangen - nicht fertig werden konnte - Papa aber auch großen Wert darauf legte, dass wir uns in diesen drei Monaten austoben konnten. - Eine herrliche freie, wilde Jugendzeit hatte ich ohne jede äußere Hemmung. Ich durfte alles tun, was die Jungens machten - ungesattelte Kosakenpferde reiten - rudern - schwimmen - Florettfechten. Die Brüder waren nicht sehr

hilfsbereit. Oft flog ich in den Sand und mein Gaul lief davon - aber sie sausten ruhig weiter und überließen es mir, meinen Gaul wieder einzufangen und mich wieder aufzuschwingen, was nicht immer so einfach war, trotz meiner langen, dünnen Beine. Mein Vater sagte oft: „Von meinen 5 Buben ist der älteste ein Mädchen“. So lieb er mich hatte, so wenig half er mir, die Jungens zu bekehren zu großer Hilfeleistung. „Wenn Du mit den Buben reiten willst, mußt Du Dir Deinen Gaul auch selber einfangen.“ Im Dorf hießen wir immer nur „die deutschen Teufel“, wenn wir so durchrasten. Aber schön war's doch! Merkwürdig war es nur, dass die Hauslehrer immer behaupteten, ich wäre das Karnickel - mit mir kämen sie am schwersten aus. Nicht im Lernen - nein - sogar im Latein kam ich mit - aber sonst! Ich weiß noch, wie der gute poetisch veranlagte Herr von Bohlendorff sagte: „Mit den Jungens werde ich fertig - aber mit Ihrer Tochter - unmöglich! Worauf mein geliebter Vater erwiderte: „Wenn Sie mit dem guten Kinde nicht fertig werden, dann ist es allerdings besser, Sie sehen sich nach einer anderen Stellung um.“ Ich hörte das auf der Terrasse und mußte laut auflachen. Bei mir aber dachte ich: „Wenn Du wüßtest, was Dein gutes Kind für ein Racker ist, lieber Papa!“

Von Mama wurde behauptet, sie hätte das zweite Gesicht. Oft sagte sie Ereignisse voraus - wußte immer genau, wann wir Besuch bekamen von einer anderen Insel. „Heute um die und die Stunde gehen wir an die Fähre, um F.'s oder P.'s abzuholen - ich fühle, dass sie kommen!“ Der Teetisch wurde im Garten bestellt und wir gingen los an die Fähre - nur selten war es vergebens. Sie war überhaupt wie eine Antenne - mit ihren blauen Augen sah sie die Menschen so, wie sie waren und nicht wie sie schienen.

In meiner Kindheit spielte eine große Rolle meine alte Njanja, die mich vom ersten Lebensjahr bis zum 14. Jahre in unglaublicher Weise verwöhnt hatte. Noch mit 14 Jahren verstand ich es nicht, mir einen Strumpf selbst anzuziehen - ich schäme mich fast, so etwas für meine Enkel niederzuschreiben - aber es war nun mal so! Ich wußte ja nicht einmal, dass es anders hätte sein müssen. Ihre Liebe zu mir war rührend und sie trug einen großen Teil an Schuld, dass ich das alles als Selbstverständlichkeit hinnahm, was doch nur eine unglaubliche Verwöhnung war.

Ich war schon 14 Jahre alt, als meine Eltern zur Einsicht kamen, dass es so nicht weitergehen konnte. Im Winter vorher hatte man ihr beim Zusammenschieben des großen Eßtisches nach einer Gesellschaft am Silvesterabend die Hand dazwischen geklemmt, so dass sie Monate die

Hand im Verband trug. Da lernte ich erst, mir selbst zu helfen und half ihr nun, wo und wie ich nur konnte.

Ich füllte ihr die kleinen Öllämpchen vor ihren Heiligenbildern und zündete sie an und hatte eine große Freude, wenn die drei Lampatki brannten. Nur der scheußliche Geruch in ihrem Zimmer von dem Baumöl beeinträchtigte meine Freude. Sie war immer traurig, dass ich an die Macht und an die Kraft ihrer Heiligen nicht glauben konnte - oft sagte ich ihr: „Das sind doch auch Märchen wie Baba Jega und andere Märchen auch“ - sie aber ließ sich nicht irremachen und glaubte fest an ihre wundertätigen Heiligen.

Aber es kam die Zeit heran, wo die Trennung von meiner Njanja zur Wirklichkeit wurde. Ich glaube, es war der erste große Schmerz meines Lebens. Es war im Juli - glühend heiß schien die Sonne als wir an den Omnibus gingen, der sie entführen sollte. Ich sehe noch die kleinen Bündel in roten und bunten Taschentüchern - Geschenke an ihre Leute im Dorf - weit, weit fort! Ich heulte wie ein Schloßhund als sich der große gelbe Kasten mit den Riesenrädern und den 4 Pferden in Bewegung setzte - wir drei Großen standen da - - ich weiß nicht, wie es kam - aber ich lief dem Omnibus nach - lange - lange durch tiefen, feinen Sand. Aus dem Omnibus nickte meine alte Njanja - „Geh zurück mein Seelchen - geh zurück!“ Ich brüllte nur immer: „Nimm mich doch mit!“ dann weiß ich nur noch, dass ich nicht weiter konnte und dass ich plötzlich auf der Nase lag - stark blutete und Ohrensausen bekam. Als ich wieder ganz zu mir kam - da war der große Omnibus verschwunden. Ich war mutterseelenallein zwischen großen Getreidefeldern. - So saß ich da - mit dem ersten großen Seelenschmerz - verlassen - allein und weit, weit fort! Wie lange ich so saß - ich weiß es nicht mehr - aber lange muß es gewesen sein, denn die Sonne stand tief, als ich von weitem 3 Männer kommen sah. Es war mein guter Vater, der Kutscher und Gärtner. - Gezankt wurde ich nicht, aber ich sah wohl, wie blaß und sorgenvoll mein Vater mich in die Arme nahm: „Liebling, warum hast Du uns so in Angst gejagt?“

Wundervoll war im Sommer das Leben auf der „Datsche“ - die langen hellen Abende - - Unser Garten ging bis an die Newa hinunter - wir hatten unser eigenes Badehaus, unser Boot „Olga“. Rudern und schwimmen konnten wir täglich, ebenso angeln und Krebse fangen - besonders abends mit der Laterne holten wir die Krebse aus der Newa. Ein wundervoller Croquetplatz - ein italienisches Kegelspiel und ein großes, luftiges rot und grau gestreiftes Zeltdach, unter dem wir immer im Freien aßen.

Viel, sehr viel Besuch bekamen wir dauernd aus der Stadt - die Herren des Deutschen Consulats - die Herren der Botschaft kamen oft und viel zu uns. Einer der treuesten war der Herr von Brauer - späterer Minister von Karlsruhe - er war mein ganz spezieller Freund. Wie viele, viele Namen, die später an hohen Posten standen, kamen damals ins Elternhaus. Wie groß war die Gastfreundschaft und wieviel frohe Stunden gab es da! Wir Kinder „durften“ die Kegel aufstellen - Croquet spielte ich als besonders gute Spielerin fast immer mit.

In den hellen Juni-Nächten fuhr man mit großen schweren Ruderbooten hinaus - weit hinaus in den Finnischen Meerbusen zum Lachsfang - das war ein wundervolles Vergnügen! Auf schwimmendem Floß war eine Art Riesen-Holz-Drehscheibe. Die Netze wurden weit draußen ausgelegt und vier Leute zogen sie ein. Singend lehnten sie sich fest auf den Drehbaum - das dauerte oft länger als eine halbe Stunde. Man zahlte je nach der Jahreszeit 3-20 Rubel für einen Fang und durfte alles mitnehmen, was im Netz war. Ich erinnere mich, dass wir einmal 8 große Lachse gefangen hatten, die dann an die Teilnehmer verteilt wurden. Das gab dann ein großes Hallo, wenn das Netz solchen Reichtum brachte. Die hellen leuchtenden Nächte waren köstlich - nur eine Stunde ungefähr sah man die Sonne nicht - - dann ging sie schon wieder auf.

Die ausländischen Herren sollen oft nervös und krank geworden sein, weil sie vergaßen, schlafen zu gehen - aber begeistert waren sie immer über die sogen. weißen Nächte, die auch wir über alles liebten.

Aber nun muß ich Euch über meine Schulzeit erzählen - ich ging gern in die Schule - das Lernen wurde mir nicht schwer, nur mit dem Rechnen haperte es dauernd - ja sogar das Einmaleins machte mir Schwierigkeiten. Die scheußliche Zahl 7×8 konnte und konnte ich selbst zum großen Ärger Papas nicht behalten. So mußte ich einmal eine Einladung zu einem Backfischball (die Herren waren schon Pagenschüler - Studenten und anderes Gemüse) beantworten: „Ich darf kommen, wenn ich das Einmaleins kann“. Mit Tränen schrieb ich diese Zusage, die mich in den Augen meiner Mitschülerinnen doch furchtbar bloßstellte. Ich lernte nun mit großem Eifer, nahm meine Tabelle mit ins Bett bis der grauenvolle Tag herankam. Meiner Freundin hatte ich gesagt: „Wenn Papa mich nur nicht 7×8 fragt, davor habe ich Angst.“ - Schon im rosa Kleidchen und rosa Schleifen an den langen schweren Zöpfen mußte ich vor Papas großen Diplomatschreibtisch treten. Papa begann - es ging

tadellos - - plötzlich aber 7 x 8 ? Mir wurde schwarz vor den Augen - in den Ohren summte es und ich schwieg - es würgte mich etwas und ich brach in Tränen aus! Es war fürchterlich - die Türe ging auf und Mama erschien! „Quäl doch das arme Kind nicht!“ - Ich floh - der Wagen stand schon unten und ich durfte fahren. - Als Letzte kam ich in den Saal - ein Hallo empfing mich und aus etwa 30-40 jungen Kehlen erscholl ein: 7 x 8 ??? - Da aber packte mich das Grauen - ich nahm meine Zöpfe vor die Augen und machte kehrt. Seitdem weiß ich aber, wieviel 7 x 8 ist, - - Die Mutter des Hauses mußte mich erst beruhigen - ich bekam Mandelmilch zu trinken und ging erst viel später in den Tanzsaal. War das nicht eine Gemeinheit, mir das Einmaleins so brutal beizubringen? -

Im ganzen aber machte das Lernen nicht viel Kopfzerbrechen - Sprachen schon gar nicht. Französisch lernte ich spielend durch eine junge Französin, die wir im Sommer oft monatelang im Hause hatten. Englisch hatte ich so viel intus, dass ich in den letzten Jahren Shakespeare mit verteilten Rollen mit den Eltern las. Miss Mensbier hieß unsere bucklige English-Lady!

Viel Freude hatte ich am Schlittschuhlaufen - Rudern - Schwimmen. Im Winter mußte ich immer sogen. Schwedische Gymnastik machen - dreimal wöchentlich ging ich hin. Rippstuhl Klettern und Schwed. Freiturnen - darauf hielt Papa sehr.

So gingen die Jahre herum und man wurde aus einem Backfisch eine junge Dame. Dieser Backfisch hatte es sich aber schon mit 14 Jahren in den Kopf gesetzt, einen gewissen jungen Herrn, der viel, viel älter war als sie, zu heiraten. Das muß ich Euch erzählen!

In unserer nächsten Nähe, getrennt durch die Dorfstraße - nach der Feld- und Wiesenseite lag das hübsche Herrenhaus der Familie Peter-Heinrich von Witt. Wir lagen an der Newa, unser Garten reichte bis an den Fluß - - der Witt'sche grenzte an Felder und Wiesen - war schön und gepflegt mit großen Rasenplätzen, die von lauter hochstämmigen Fuchsien eingefasst waren. Große Linden und wundervoll seltene Bäume standen im Garten. Am Hause gab es eine Glasveranda - da wurde gegessen und Tee getrunken. Ein silberner Samowar, den der Diener immer hereinbrachte, imponierte mir mächtig. Ein dicker Teppich lag in der Veranda - das Teegeschirr war englisch, wie überhaupt das ganze Landhaus stark den englischen Stil unterstrich, der mir damals noch fremd war, aber gut gefiel. Hinter dem Hause war ein großer Hof und an den grenzten die Ställe, die aber viel schöner waren als unserer. Jedes Pferd hatte

seine Box und durfte darin herumlaufen. Der einzige Sohn des Hauses - Harry genannt - war wie sein Vater ein großer Pferdliebhaber - die Pferde dieses Hauses waren berühmt. Der alte Herr fuhr meistens junge Apfelschimmel - der Sohn schwarze Hengste. Der Kutscher des alten Herrn war ein Original - er war ein tatarischer Fürst - Mohammedaner, dick - fett - faul. Er kutschte nur und setzte sich auf den Bock - zog sich nicht einmal selbst an. Da mußte immer ein junger Stallknecht helfen, ihm den Gürtel „umzuwinden“. Der hatte ungefähr eine Länge von 5-7 m. Für uns Kinder war das immer ein Gaudium, wenn der dicke „Knjas Rachman“ eingewickelt wurde. Fuhr dann der elegante Wagen vor, dann saß er auf dem Bock mit seinem unglaublich breiten Hinterteil, die Arme ganz gestreckt - vorn an der Deichsel stand der Stallknecht in schwarzer Samthose, einem bunten Hemd und einem ärmellosen Samttalar, der bis an die Knie reichte und hielt am Halfter die unruhigen Pferde. Dann stieg der alte Herr ein und sein Ruf: „Durchlaucht fahr zu“ amüsierte uns immer wieder.

Na, überhaupt das Witt'sche Haus und seine Insassen - es war - meine zweite Heimat. Ich war dort, wo es keine Tochter gab, ein immer willkommener Gast und großer Liebling. Unsere Familien waren befreundet - eng befreundet - mein Vater von seiner Jugendzeit her, als er mit 19 Jahren nach Rußland kam, ein stets willkommener Hausgast - wie Sohn im Hause! Der Sohn, der seine Erziehung zum Teil in England erhalten hatte, ein Freund vom Ruder und Segelsport, spielte wundervoll Croquet und kam fast jeden Abend zu uns. Früh schon horchte ich immer auf den schweren Riegel am Gartentor bei Witts. Dieser eigenartige Quitsch und Anschlag ließ mein Herz schon mit 14 Jahren schneller laufen. Ich wußte - - nun kommt er - - jetzt werden wir uns im Croquet messen! Ich war für ihn nur ein Kind - nannte ihn Onkel Harry - er war 31 Jahre alt und ich war verliebt, wie nur ein Menschenkind verliebt sein kann. Für mich drehte sich schon alles um diesen rotblonden, schlanken - großen Mann, der doch ganz gewiss einmal mein Mann werden mußte!

Viel, viel zu früh hatte ich mir das in den Kopf gesetzt! Wir ruderten oft zusammen, allein, oft mit den Brüdern und dem Hauslehrer - aber immer war ich da, wo er war. Ich war nur dann zufrieden und glücklich. Ahnungslos ließen mir die Eltern diese Freundschaft - ahnungslos sah auch er in mir nur ein lustiges, wildes Kind. - Einmal sagte mir der alte Herr noch kurz vor seinem Tod „warum bist Du nicht 10 Jahre älter - Du wärst mir das liebste Schiegertöchterchen“. Worauf ich ihm prompt antwortete „das kann ich doch noch werden“.

Mit 14 Jahren hatte ich die Schule gewechselt. Papa hatte verärgert und empört über die Art und Weise seiner Bank-Mitarbeiter seine Stellung aufgegeben und mußte sich sein Leben in schweren Kämpfen, Sorgen und Mühen wieder aufbauen. Er war aber frei und wieder Herr seiner Entschlüsse und seiner Handlungen. Ein hochgeachteter Bankier, E.M. Meyer, sagte zu ihm: „Elben, Sie sind viel zu anständig zum Bankdirektor - das können Sie als Schwabe hier nicht mitmachen in Rußland. Ich habe als Engländer früher auch so gelitten wie Sie - nur war ich ruhiger, älter, Engländer und kein Schwabe!“ Diesen Mann verehrte Papa über alles.

Die neue Schule, in die ich kam, hieß „Meese - ich kam in einen Kreis von sehr netten, lustigen Mädels aus der Deutschen Kolonie und auch mancher Russin. Verlangt wurde viel von uns. Der Unterricht dauerte von 9-1, dann gab es eine sogen. Frühstückspause und von 2-4½ ging es weiter. Zu Hause dann Klavier üben und noch oft 2-3 Stunden Aufgaben - höhere Mathematik (die ich haßte), Physik - na kurz, es genügte, um aus uns sog. „höhere Töchter“ mit überanstrengten Gehirnen zu machen! Obgleich ich immer behauptete, keine Zeit für Gymnastik zu haben, ließ mein guter Vater nicht nach. Oft brachte er mich selbst hin im Schlitten - allein die Fahrt durch den Schnee im offenen Schlitten erfrischte mich und ich habe es ihm mein ganzes Leben gedankt, dass er alles tat, um mich gesund zu erhalten. Wie war er besorgt, als ich ein paar schwere Ohnmachten hatte - ich mußte nach Schlangenbad, Eisenwasser trinken. Zu der Zeit kam ein neues Gesetz heraus, dass in den Privat-Mädchenschulen die Alt-Slawonische Sprache eingeführt wurde und wir in der Deutschen Privat-Schule unsere Examen alle in Russisch-Slawonisch ablegen sollten, nachdem wir bisher das „Deutsch“ als Hauptfach betrieben. Mein Vater ließ mich nicht weitermachen - die Hälfte des Examins hatte ich hinter mir (im 17. Jahre) - dann kamen wieder ein paar Ohnmachten - die Konfirmation dazu - Papa folgte dem Rat der Ärzte - kurz mit einem Male war ich aus der Schule - frei - „erwachsen“ - konfirmiert - gesund.

Über meine Konfirmation muß ich Euch noch erzählen - ich wurde in der Deutsch-Reformierten Kirche von einem Pastor Dalten konfirmiert (einem Jugendfreund meiner Mutter aus der Frankfurter Kinderzeit), einem recht orthodoxen Herrn, mit dem ich öfters Privatunterredungen hatte, da ich ihm nicht folgen konnte. Wie fast alles im Leben, nahm ich auch diese Zeit sehr schwer und ernst - aber je länger der Unterricht dauerte, desto mehr kam ich zur Überzeugung, dass ich kein Recht hatte, das Glaubensbekenntnis als „Auserwählte“ für meine 40 Mitkonfirmandinnen auszusprechen. So ging ich denn zu ihm und sagte ihm, dass ich mich nicht konfirmieren lassen wolle. Es gab eine große Aufregung - die Eltern

wollten mich nicht zwingen - aber der Pastor wollte mich nicht freigeben. So wurde dann beschlossen, ich solle nur mitgehen und kein Glaubensbekenntnis sagen - - - nur keinen Skandal provozieren! (2 Jahre vorher hatte Lou Salomé, später Andrea, Nietzsches Freundin) es auch gemacht. Den Tag vor der Prüfung hatte ich eine, tiefe, tiefe Ohnmacht, mit der ich den Eltern ins Haus gebracht wurde und erst nach 4 Stunden kam ich wieder zu mir. Während der Feier, dicht am Altar saß meine Mutter in Todesangst, dass ich entweder ohnmächtig werden würde oder aber mich entfernen könnte. Na aber, ich nahm mich zusammen. In langem weißem Schleppkleide - als allergrößte der ganzen Schar - als erste in der ersten Reihe - meine dicken schweren Zöpfe lagen fast bis an den Boden, zum Aufstecken war das Haar zu schwer. Mein Stolz und meine Qual war mein Haarreichtum.

Es war Sitte, dass alle Freunde der Eltern einen beschenkten - an solchen Tagen merkte man die große Beliebtheit der Eltern. - Im Saal stand ein großer Tisch beladen mit Geschenken und Blumen - ich hatte an 40 Schmucksachen bekommen (Medaillon aus Türkisen und Brillanten (Onkel Woldemar Rothermundt), wundervolle Armbänder mit Perlen und Brillanten, ein herrliches Medaillon mit 2 großen Perlen (von Onkel Harry). Als er es mir gab, gab er mir den ersten Kuß! Seine Mutter schenkte mir ein Perlenarmband. Kurz, ich bin unglaublich beschenkt worden. Unsere alte Feodosia, die an 30 Jahre im Hause war, hatte den Kuß gesehen, ihn Mama gepetzt, die mich entgeistert am Abend fragte: „Sag mal, ist das wahr?“ „Aber natürlich ist das wahr - das war ja das Schönste von der ganzen Konfirmation“ war meine Antwort. (Ganz heimlich will ich Euch sagen, dass ich mir von den Eltern einen lebendigen Affen gewünscht hatte - zum Entsetzen des Pastors und vieler Leute. Bekommen habe ich keinen - aber eine goldene Uhr stattdessen.)

Abends war großes Diner bei Meyers, wo ich mit meiner besten Freundin Ida Meyer zusammen gefeiert wurde und vom alten Herrn einen herrlichen Ring mit großem Rubin und Brillanten erhielt - genau denselben wie Ida. (Den Ring schenkte ich später Luise von Egedy-Niederhöffer).

Nach der Konfirmation wurde ich nach Stuttgart geschickt für längere Zeit - ich sollte mir einiges aus dem Kopfe schlagen. Es war meinen Eltern plötzlich klar geworden, dass ich mir fest vorgenommen hatte, meinen sog. Onkel Harry zu heiraten. Das wollten sie mir ausreden. - Ich reiste ab und wußte, dass nichts helfen würde. Aber auf Stuttgart freute ich mich, denn dort in das Haus Rothermundt zu kommen (Herdweg 23) war etwas - - Vettern und Cousinen

und lustige Jugend - eine wundervolle große Villa mit herrlichem Garten, Gewächshaus, Wagen, Pferden und zweimal in der Woche eine halbe Loge im I. Rang im Theater - kurz, ich hatte es wundervoll!! - Meine geliebte Cousine Marie war 1 Jahr älter als ich und schwärmte damals fürs Theater. Onkel und Tante gingen nur selten - so kamen wir beide immer dazu. Das Feinste war, damals gab es kaum Leute, die eigenes Fuhrwerk hatten in Stuttgart - wir aber wurden vom „Christian“ mit elegantem Coupé abgeholt. Außer dem Rothermundt'schen Wagen war nur noch der königliche da. Der Garten war herrlich - in den Treibhäusern gab es Maréchal Niel - Rosen und Trauben - neben dem roten Salon einen herrlichen Wintergarten und riesengroße italienische Pergolas und Terrasse. Heute noch steht die „Glyzinie“, 60-70 Jahre alt, die alles überrankt. Obstbäume aller Art und aller Gattungen - Croquetplatz - Hühnerhof, kurz, ein Stückchen Paradies war diese Besitzung, die heute noch im Besitz August Rothermundts sehr verkleinert existiert. Auf dem Gartenplatz sind mehrere größere Villen mit Gärten entstanden - - Schade!

Was habe ich da für schöne, frohe, sorglose Zeiten verlebt im Rothermundtschen Haus. Die Hochzeit der ältesten Cousine Bertha mit Ernst von Fortenbach (damals wohl erst Hauptmann) machte ich auch mit. Es gibt ja nirgends so wundervolle Hochzeiten, wie sie es früher in Stuttgart gab. So ein Hochzeitsessen dauerte mindestens 45 Stunden - dazwischen gab es Aufführungen und vor allem sog. Hochzeitssträuße. Das waren anonym geschickte Geschenke mit Gedichten und Anzüglichkeiten. Dazwischen wurden kleine Aufführungen eingeschoben. So spielte ich auch bei dieser Hochzeit mit, im rosa Kleidchen eine Kammerzofe. Ich war 17 Jahre alt! Zwei alte Minister-Onkel von Ernst Fortenbach wollten mir klarmachen, dass es älteren Herren erlaubt sei, den neuen Verwandten Küsse zu geben. Ich hatte einen Flederwisch in der Hand und sagte zum Herrn Minister von Gessler: „Herr Minister, wenn Sie es wagen, dann haue ich Ihnen eine runter, dass Sie mich nie vergessen.“ „Donnerwetter, is des ä Mädle, das wilde Russenkind“, aber gewagt hat es keiner, weder ein alter Minister noch ein schneidiger Offizier. Behandelt hätte ich sie alle gleich. Ich war zu sehr gewöhnt, mich in meiner Haut zu wehren und abhold allen ungewünschten Verehrungen.

Als ich wieder zu Hause war in Petersburg und nun eingeführt werden sollte in die Gesellschaft, nahm mich mein lieber Vater ins Gebet und sagte mir, er hoffe, dass ich nun alle Dummheiten aufgegeben habe und nicht mehr an den Onkel Harry dächte, der erstens 17 Jahre älter als ich sei und sich gar nichts aus mir machte. Meine Antwort war: „Nein, diesen oder keinen!“, worüber mein Vater sehr, sehr böse wurde.

Eine meiner ersten Gesellschaften war ein großer Ball im Hause des Deutschen Consuls Karl Weber. Es war ein Maskenball - ich hatte ein hübsches orientalisches Kostüm und soll gut ausgesehen haben - Ihr habt ja das Bild! - Wir waren alle in Masken - kaum war ich im Saal, stürzte ein Herr auf mich los und übergab mir ein kostbares, herrliches Rosenbouquet und sagte zu mir: „Ach wie habe ich auf Sie gewartet!“ Ich merkte gleich, dass er mich für eine andere hielt - „Warum sind Sie heute nicht in die Manege gekommen?“ „Aber ich war ja da - ich habe Sie gesehen, Herr Baron von Buxhöften“ - so ging unsere Unterhaltung noch weiter. Dann kam der Moment - die Masken sollten fallen - vor mir stand ein verblüffter Baron - ich überreichte ihm die kostbaren Rosen, die er mit großer Verlegenheit nahm und sie der Dame brachte, mit der er sich verlobte - Fräulein Charlotte von Siemens. - Ich hatte meine Rolle gut gespielt - beim Kotillon brachte dieser Baron Axel Buxhöften mir aber doch noch Rosen!

Der Winter ging hin in großer Geselligkeit - 25 Bälle machte ich mit - spielte Theater - lief sehr viel Schlittschuh im Tempow-Garten bei Musik und Beleuchtung. Vormittags besuchte ich die Zeichen-Akademie Baron Styglitz. So kam der Frühling heran. Meine Eltern fanden mich blaß, elend, müde - wußten, dass ich bei allem nur mit halbem Herzen dabei war.

Ich mußte für einige Wochen ins Ausland. Eine alte Freundin meiner Eltern, Frau Wilm, reiste mit ihrer Tochter und nahm mich unter ihre Fittiche. Zuerst nach Schlangenbad - dort wurde gebadet und Schwalbacher Wasser getrunken. Es war ein richtiges Badeleben. Dann ging es nach Bonn zu Exc. König (ins spätere Hammerschmidt'sche Haus) Koblenzer Straße mit der Rheingrotte für ein paar lustige Tage, dann nach Darmstadt - ich reiste dann zurück nach Petersburg aufs Land.

So verging der Winter - die Eltern hatten einen sog. jugendlichen jour fixe eingerichtet - alle 14 Tage wurde bei uns getanzt. Um 8 Uhr fing es an und um 12 Uhr gab es ein gutes, für Petersburger Verhältnisse einfaches Souper und um Punkt 1 Uhr wurde Schluß gemacht. Es waren immer 60-70-80 Personen. Es war hübsch - lustig - unser Tanzsaal war groß und luftig - alles nur Kerzenlicht. Nettes, lustiges, junges Volk, mit dem man Eisberg rutschte und Schlittschuh lief. Natürlich waren auch die Herren vom Deutschen Consulat und von der Gesandtschaft oft dabei - und vor allem - ER war immer da und das war für mich die Hauptsache! - - Zum Schluß gab es dann eine Troika-Partie nach dem letzten jour fixe. Da versammelte man sich bei uns um 10 Uhr morgens - 12-15 große, mächtige Troikas

(Dreigespanne mit viel Glockenbehang, dem stehenden Jamtslik - der große bunte Schlitten mit Bärendecken und Bärenfellen), jeder stiftete etwas zu diesem Picknick und dann ging es hinaus in rasendem Tempo - ein großes Mittelpferd trabt - rechts und links die Pferde mit gebeugtem Kopf immer im Galopp. In jedem Schlitten 5-6 Personen, warm gekleidet und in große Pelze gehüllt - denn oft waren es doch bis 20 Grad Kälte wenn man abends zurück kam. Meistens fuhr man 2-3 Stunden in eine Privat-Sommerbesitzung, die gut geheizt uns aufnahm. Ach, wie herrlich schmeckte es einem - kalte Rebhühner - Caviar - allerlei Pastetchen - herrlicher heißer „Pirok“ und Bouillon in Tassen. Aber um 2 Uhr mußte wieder aufgebrochen werden, denn nun kam der Hauptspaß. Jedes Pärchen bekam seine „Salaska“, einen kleinen niedrigen Schlitten, mit einem munteren finnischen Pferde - natürlich mit Schellengeläute. Und dann ging es los. Meistens kutschierten die Damen - die Schlitten fielen dauernd und man lag im schönen, weichen, tiefen Schnee. Die jungen Ausländer genossen solche Fahrten immer mit besonderem Vergnügen - es war ihnen etwas Neues, Fremdes. So gegen 5 Uhr fand man sich wieder ein - entließ die kleinen Schlitten. Es gab dann Tee und Kuchen und dann wurde getanzt. Allerdings war der Flügel oder das Clavier etwas verstimmt - aber vergnügt waren wir doch - müde war man auch und so verkroch man sich in seine schönen warmen Pelze. Ich erinnere mich solch einer Rückfahrt noch besonders deutlich. Es war wohl das Jahr 80 gewesen - am 1. März. In froher Stimmung waren wir in die Stadt gefahren - eine wütende brüllende Menge fiel uns in die Zügel und riß uns die Glocken ab - „Ihr Bande - Ihr Mörder - der Zar ist tot - - durch eine Bombe getötet“. Wir erblaßten vor Schreck und konnten die furchtbare Nachricht nicht fassen - nicht glauben. Alle Glocken und Schellen wurden abgenommen und still und ernst fuhren wir in die trauernde Stadt ein.

Unvergeßlich ist mir diese Stunde geblieben. - Den nächsten Tag fuhr ich mit meinem Vater an die Stelle, wo unser geliebter, schöner Zar durch Mörderhand zerrissen wurde.

Meine Eltern hatten ihren Sommersitz gewechselt. Wir wohnten nicht mehr auf den Inseln, sondern waren mehr nach Finnland gezogen. An einem schönen See hatten wir ein großes Haus mit schönem Gartensaal. Zwei große Bogentüren führten hinaus auf die Veranda - der Garten reichte bis an den See, auf dem wir unser Badehaus und Boot hatten. Hier war ein hübscher Villenort entstanden - von Petersburg mit der Bahn erreichbar.

Der Winter 83 war es wohl gewesen, der auch froh und lustig zuende gegangen war - man rüstete sich, aufs Land zu ziehen - da traf unser Haus ein schwerer, schwerer Schlag! Meine

kleine Schwester Hedwig - 7 Jahre alt - erkrankte plötzlich an schwerer Diphtherie - nur wenige Tage - die Pflege hatte ich mit übernommen. Damals gab es noch kein Serum - man mußte die arme Kleine halten, damit der Arzt die grauenvollen Häute aus dem Hälschen holen konnte. Meine Mutter konnte es nicht - Schwestern waren keine zu haben, weil eine schwere Epidemie wütete, so mußte ich helfen - es war furchtbar für mich! Schon glaubten wir unseren süßen, liebreizenden Liebling gerettet - fieberfrei saß sie in ihrem weißen Bettchen - neben ihr stand ein weißer Rosenstock und flehend sahen ihre großen graublauen Augen mich an. Ich gab ihr Zitronenwasser - Mama hatte sich hingelegt - der Arzt war dagewesen - ich glaubte, über den Berg zu sein - da plötzlich neigte sie ihr blondes Lockenköpfchen - ein schwerer Seufzer - und unsere kleine Hedwig war verschieden. Eine Herzlähmung und alles war vorbei!

Der Schmerz der Eltern war unbeschreiblich - als wir sie zwei Tage später in ihrem kleinen weißen Sarg auf den Friedhof brachten. Ich mußte Vater und Mutter stützen - zwei gebrochene Menschen! Am Grabe sprach ihr Patenonkel Heinrich Kebehner folgendes Gedicht, von ihm verfaßt:

Wie Maienblüten von den Bäumen
Wie Blumen hold und süß vergehen
So geht ein Stück vom Elternherzen
Hier in allzu frühes Grab.
Und Erde deckt für alle Zeiten
Was uns das Leben Liebes gab.
Ein Engel, schläfst Du nun in Frieden
Und so ruh' sanft, Du herzig Kind!.

Es regnete Rosen über Rosen in das Grab. Viele, viele waren gekommen, die all die frohen Tage bei uns erlebt hatten - sie alle brachten Blüten und Blumen. Schon nach 2 Tagen zogen wir hinaus aufs Land - unsere Wohnung wurde desinfiziert - viel wurde verbrannt.

Nach einigen Tagen erkrankte ich an Diphtherie, die aber nicht so schwer war - Wochen dauerte es, bis wir alle wieder zusammen waren und die beiden kleinen Geschwister Olga und Alfred wieder mit uns vereint. Es war still geworden in unserem Trauerhaus - nur wenige treue Freunde kamen of herausgefahren - unter diesen der Mann, der meinem Herzen seit meinem 14. Jahre so nahestand, dass ich glaubte, ohne ihn nicht leben zu können.

Ich war nun 19 Jahre alt, als er endlich, endlich die Frage an mich richtete, ob ich seine Frau werden wollte und mich nach meinem jubelnden Ja in die Arme schloß. Endlich - endlich konnte und durfte ich es ihm sagen, dass ich ihn mehr als alles auf der Welt liebte. Meine Eltern gaben nur mit schwerem Herzen ihre Einwilligung - die 17 Jahre Altersunterschied schienen ihnen eine Gefahr! - Ich aber war glücklich und brachte in unser Trauerhaus doch wieder Freude und Sonnenschein. Die Nachricht über meine Verlobung schlug wie eine Bombe ein - ich wußte gar nicht, dass die Menschen sich so dafür interessierten - das ging doch nur mich an!

Und nun begann für mich eine wundervolle Zeit voller Glück - voller Freude - voller Sonne. Jeden Tag kam mein Harry herausgefahren - verbrachte den Abend bei uns und fuhr morgens wieder in die Stadt - im Herbst sollte die Hochzeit sein! - Er verwöhnte mich unsagbar, schenkte mir wertvollen Schmuck, für dessen Wert ich noch gar kein Verständnis hatte - die herrlichen Rosen, die er mir täglich brachte, machten mir viel mehr Eindruck.

Viel spielten wir Croquet, ruderten auf dem See und machten wundervolle Spaziergänge - oft hatten wir Einladungen, wurden als Brautpaar aufgenommen und gefeiert - viel zu viel nach unserem Geschmack - aber es gehörte nun mal dazu. - - Ich weiß, wie mich das Wort „Du machst ja eine glänzende Partie“, das mir eine Schulfreundin schrieb, verletzte - ich wußte ja kaum, was das bedeutete.

So kam der Herbst heran und der November wurde für die Hochzeit festgesetzt. Es gab nun viel, viel zu erledigen. In einem neuen Hause wurde eine große Wohnung von 10 Zimmern gemietet und es ging ans Einrichten! Ich durfte nur wählen und aussuchen und jeder Wunsch wurde mir erfüllt. - Von den Eltern bekam ich das Schlafzimmer und die Kücheneinrichtung und Wäsche - so war es Sitte in Petersburg - für alles andere mußte der Mann sorgen.

Ich war eine der ersten aus dem Kreise meiner Freundinnen, die heiratete. Ich merkte wohl, dass große Vorbereitungen getroffen wurden zu einem sog. Polterabend, der damals im Hause meiner Schwiegermama gefeiert werden sollte, die eine Wohnung von 23 Zimmern mit großen Gesellschaftsräumen - und allem dazugehörigen besaß. Fragen durfte ich nichts - es sollte alles Überraschung sein. Ich hatte ja auch genügend zu tun mit der eigenen Einrichtung. Es wurde mir ein schönes rosa Crêpe de Chine - Kleid gemacht mit großem Ausschnitt - rosa Schuhe - also Ball. Alles war vorbereitet - so erschien der Tag der großen Überraschungen.

Die Eltern und Geschwister waren schon alle fort als Harry eine halbe Stunde später kam mit einem großen Strauß La France - Rosen in seinem schönen Wagen mit Kutscher und Diener. Wir fahren los und plötzlich merkte ich, dass wir über die Newa-Brücke fahren und am Portal des sog. Englischen Clubs hielten. Ich war sprachlos. Die große Freitreppe hell erleuchtet - Fräcke und Uniformen - ein buntes Gewimmel von unglaublich vielen Leuten - plötzlich Orchestermusik - der Brautzug aus Lohengrin bei unserem Eintritt in den Saal - an dessen Ende eine große Bühne und 2 Ehrensessel davor. Es war einfach überwältigend und die Überraschung vollständig gelungen. -

Nun ging der Vorhang auf und auf der Bühne stand ein Altar - 8 Griechinnen herum, alle in herrlichen fließenden Gewändern um das brennende Feuer - meine Brautjungfern. Zwei Priester sprachen zu uns - über den erbauenden Hausaltar und nun kamen einer nach dem anderen - 8 Griechen, jeder mit einem großen weißen Marmorblock (aus Pappe) heran und legten den Stein neben den Altar. Leider habe ich die Worte nicht mehr - der eine war Gesundheit - Glück - Frohsinn - Freundschaft usw. Zum Schluß waren Amor und Psyche - meine zwei bildhübschen Geschwister auf dem Altar - Alfred 5 Jahre und Olga 12 Jahre - ein liebliches Griechenpaar. Musik und Gesang schlossen diesen Prolog ab (gestellt von einem Künstler Henry Cumming - ein naher Freund Harrys). Dann gab es ein Theaterstück und noch viele, viele Einzelszenen, die alle Bezug hatten auf unser Leben, auf meine tollen, wilden Streiche, mit denen es jetzt vorbei sein sollte.

Es folgte ein Ball und Souper und soll, wie behauptet wurde, ein selten schönes Fest gewesen sein. Ich hatte noch eine Extra-Überraschung: mein Lieblingsonkel aus Wien, Mamas Bruder war angekommen, um dabei zu sein, wenn seine Lieblingsnichte heiratete. Ein wundervolles Armband - schwere Goldkette mit daran baumelnden Herzen aus Rubinen und Brillanten legte er mir um die Hand, mit den Worten: „Die mußt Du an die Kette legen, sonst geht sie durch“. Merkwürdig, dass mich alle für einen Durchgänger hielten, wo ich es gar nicht sein wollte und nur den einen Wunsch hatte, den Mann, den ich über alles liebte, glücklich zu machen - denn er war oft merkwürdig gedrückt und lange nicht so glücklich wie ich!

Zwei Tage nach dem großartigen Polterabend fand unsere Trauung in der Deutsch-Reformierten Kirche (in der großen Morskoy) statt. - Abends 9 Uhr - die ganze Kirche hell erleuchtet - der Altar in einen Hain von Lorbeer und blühenden Blumen verwandelt - der dunkelrote Teppich - die ganzen Ränge von Neugierigen dicht besetzt und unten die 200

geladenen Gäste - die Damen in großer Toilette, die Herren in Gala-Uniformen und Fräcken mit Orden. Meinem Vater wurde es nicht leicht - er war bleich wie der Tod - die Orgel erklang als ich die Kirche betrat - hinter mir die 8 Brautjungfern, alle in zartem „Rosa“ mit den Brautführern. Vor mir meine beiden Geschwister Olga und Alfred Blumen streuend - ich am Arm meines teuren, großen, schlanken Vaters - erst am Altar trat mein Verlobter an seine Stelle - als Vater unsere Hände ineinander legte. - Eine wundervolle Sitte, die in unserer Kirche üblich war - ein Standesamt gab es damals noch nicht im Auslande. - Ich hatte meinen Verlobten darauf vorbereitet, dass ich kein „Ja“ sagen würde. Ich würde ihm gehören, solange wie ich ihn liebte - keine Stunde länger - deshalb könnte ich nichts versprechen - alles hing von ihm ab! Der Pastor (Dalton) wiederholte die Frage zweimal - da er schlecht hörte, glaubte er wohl, ich hätte es gesäuselt - er wechselte die Ringe und sprach den Segen. - Aus der Kirche fuhr ich im Wagen meines Mannes mit ein paar wunderbaren jungen Orloff-Pferden, die er mir als Hochzeitsgeschenk zu eigen gab.

Wir fuhren nun ins Elternhaus, wo nun eine sog. Gartulationscour stattfand - ein kaltes Buffet und Sekt zum Anstoßen. Wir standen auf einem von meinen 8 Brautjungfern in mühsamer Arbeit gestickten Teppich (Gobelin-Arbeit). Als ich aus der Kirche trat, riß mein Schleier aus Unvorsichtigkeit eines Livreedieners in zwei Hälften - ich hörte jemand sagen: „O, das bringt kein Glück!“ - Aber ich war nicht abergläubisch - ich glaubte so fest an mein Glück. Mit den Brautjungfern und Brautführern wurde dann noch soupiert und der Brautkranz abgetanzt - dann folgte ich dem geliebten und trotz allen Hindernissen eroberten Manne meiner Wahl in unser schön bereitetes, geschmücktes Heim.

Lange ließ man uns keine Ruhe - Einladungen kamen bald. Schon nach 6 Tagen gaben wir unsere erste Gesellschaft - es war mein 20. Geburtstag. Alle Brautjungfern und Brautführer, sowie die intimsten Freunde erschienen zu unserem ersten Diner. Ich wollte natürlich als junge Hausfrau imponieren. - Wir waren 24 Personen - zum ersten Male kam das alte schöne Witt'sche Familiensilber in unserem Haushalt auf den Tisch. Es ist ja wohl nicht oft, dass ein junger Haushalt so - anfängt - aber mein Mann war eben der einzige Sohn, so hatte er schon früh alles, was man zu einem großen, reichen Haushalt brauchte. Nach dem Diner wurde getanzt.

Der Winter verging in rauschender Gesellschaft - Sorgen kannte man keine - man lebte in den Tag hinein. Und doch - und doch! Wo war meine Fröhlichkeit, meine Ahnungslosigkeit

geblieben? - Ich fing an, jetzt das Leben mit ganz, ganz anderen Augen zu sehen - versuchte es zu verstehen und merkte erst jetzt, dass ich in Träumen gelebt hatte und dass die Wirklichkeit dem nicht entsprach, was ich bis dahin fürs Leben gehalten hatte. - Ich wurde schon in meinem ersten Ehejahr viel viel ernster - trauriger und alle Menschen wunderten sich über mein ernstes Wesen. Froher wurde ich erst, als ich die Gewißheit hatte, Mutter zu werden. - -

Der Frühling kam heran - wir waren zu einem großen Fest geladen - Abschiedsfest des Deutschen Consuls Karl Weber und Frau. Alte Freunde meiner Eltern. Die ganze Botschaft - Consulat und die Spitzen der Deutschen Kolonie waren geladen. Mich führte ein Graf von Luxemburg zu Tisch und rechts hatte ich einen jungen Fürsten - ich war, wie alle, in großer Toilette. Während des langdauernden Dinners - mit künstlich verdunkeltem Tageslicht wurde mir plötzlich schlecht und ich fiel ohnmächtig dem Grafen L. in den Schoß und dann ganz sachte unter den Tisch. Eine tiefe, tiefe Ohnmacht, aus der ich erst in meinem Bett erwachte. Den nächsten Morgen war ich typhusverdächtig, wurde in den Landauer gepackt und in das Landhaus meiner Eltern gebracht. Hier im großen Gartensaal lag ich nun Wochen und Wochen mit dem Tode ringend - über 6 Wochen vollständig ohne Bewußtsein über 40 Grad Temperatur. Zwei Pflegerinnen und vor allem mein teurer, heißgeliebter Vater pflegten mich und rangen um mein Leben. Ich merkte nichts - ich wußte nichts. Zweimal täglich wurde ich auf Bettüchern in eine Holzbadewanne getragen. Mein wunderschönes langes Haar, mein Stolz, meine langen Zöpfe wurden abgeschnitten - ich merkte nichts.

Meine Mutter weilte zu der Zeit in Marienbad und wußte nichts von meiner Erkrankung. Ich weiß nur, dass ich in unglaublichen Mengen Kampfer bekam, dass meine glühenden Lippen mit Sekt gekühlt wurden, dass ich von Tag zu Tag weniger wurde und dass 7 Ärzte meinem Vater sagten, dass sie nichts machen könnten - ein so schwerer Typhus führe meistens zum Tode.

Eine Untersuchung ergab, dass unsere Wasserleitung im neuen Hause der Herd der Ansteckung war - es waren 11 Fälle im Hause, wovon 7 starben.

Aber ich kam zu mir, erwachte unter weißem Baldachin - meine schluchzende Mutter am Bett - zwei abgemagerte Hände hielten Rosen - dann war das Bewußtsein wieder fort und kehrte nur langsam, langsam wieder. Monate brauchte ich zur Gesundung - aber das Wunderbare

war - ich hatte die Aussicht auf meine Mutterschaft nicht verloren und das, das allein gab mir den Willen zum Leben! Ich lernte wieder gehen und überwand den Schmerz um den Verlust meiner Haare als sie wieder wuchsen. Ich freute mich auf mein Kind! Dieses Kind ist Eure geliebte Mutti, die so viel schon mitleiden mußte, bevor sie das Licht der Welt erblickte. An meinem ersten Hochzeitstage, am 14/15. November 84, wurde mir mein erstes Kindlein geboren. Ein herziges, blondes kräftiges Mägdelein - ein Paar schöne traurige Augen (die Augen meines Vaters) blickten mich an - und da war ich glücklich und dem Schicksal dankbar, dass ich lebte. Gesund und hungrig und ich konnte ihr alles, alles geben - 10 Monate stillte ich sie - fast konnte sie schon laufen. Wie ein Wunder erschien es mir, dieses Glück nach der langen, langen schweren Krankheit und dankbaren Herzens feierten wir die Taufe unserer Edith.

Dieses Mal aber wollte ich auch alle Freunde bei uns sehen - ich war stolz, die würdigsten Herren der Deutschen Gesellschaft bei uns zu Tisch zu haben. Ein hoher 70iger, Herr Ebeling, ein Philosoph und Freund Schopenhauers aus Frankfurt führte mich zu Tisch. Als er meine kleine Edith sah, sagte er mir „Wie eine große, große Enttäuschung!“ Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich - ich habe sie nie vergessen - das Leben hat dem Ausspruch Recht gegeben. -

Weiter ging das Leben - ich war eine andere geworden - mein ganzes Glück sah ich in meinem Kinde, das mir ein Himmelsgeschenk war nach dieser langen, furchtbaren Krankheit, die mich 3 Monate meines Lebens gekostet hatte. Ich wußte, dass es nur meiner Jugend, meiner gesunden Natur und der treuen Pflege meines heißgeliebten Vaters zu danken war, dass ich lebte.

Meine Edith stillte ich 10 Monate lang, trotz aller Geselligkeit - oft verschwand ich nach einem Diner - Kutscher und Diener holten mich und in 1½ Stunden erschien ich wieder. Wie oft wurde mir damals gesagt: in strahlender Schönheit! Ich weiß, dass ich damals reich und glücklich war, wenn ich nach Hause kam - mein süßes blondes Kind mit den großen fragenden Bernsteinaugen aufnahm, um ihm die Brust zu geben. Das waren für mich heilige, schöne, reine Freuden, die keiner verstehen und begreifen kann als der, der sie selbst durchlebte.

Wir reisten viel - ich trennte mich nicht von Edith. Sie und die Engländerin - denn eine englische Nurse mußte es sein - anders ging es nicht!.

In Baden-Baden verlebten wir in den ersten Jahren meistens den Spätherbst nach unserem kurzen Sommer. Auch hier wieder Luxus - Geselligkeit - aber die herrliche Natur entschädigte einen für alles.

1½ Jahre später - im Mai 86 wurde ich zum zweiten Male Mutter. Ein Ringen auf Leben und Tod, nach entsetzlichen Qualen von 43 Stunden wurde ich von einem fast 11pfündigen Jungen entbunden. Zwei Gynäkologen waren Stunden und Stunden an meinem Bette. „Ein Held ist uns geboren“ sagte der Diener zur Dienerschaft (11 russische Pfund). Dieser Held wurde gleich in ein Bettchen gelegt - er war tatsächlich zu groß und zu mächtig für den Kinderwagen.

Die Freude des Vaters und der Schwiegermutter war rührend - es war etwas „Besonderes“. (In denselben Tagen wurde der König von Spanien geboren). Obgleich man wußte, dass es kaum eine bessere Amme geben konnte als mich, wurde über mich hinweg verfügt - nein - eine Amme mußte her! Alle meine Bitten und Tränen halfen nichts - der Stammhalter des Witt'schen Hauses mußte eine kräftige Amme haben - ich wäre zu jung. - Wie oft habe ich es bedauert, dass ich mich gefügt hatte. Aber stolz war ich auf meinen großen, prächtigen Jungen.

Seine Taufe wurde im Juli auf dem Lande gefeiert - ein Riesenzelt - Militärmusik - Beleuchtung und Feuerwerk auf dem See. - Edelmann Peter-Heinrich V. derer von Witt! - Dieses Mal hatte ich meine Pflicht zur Zufriedenheit der Witt'schen Familie erfüllt. Ein Erbe des Namens - ein Stammhalter ist doch für viele etwas ganz anderes. Für eine junge Mutter ist das erste Kind das Höchste - ob Junge oder Mädchel ist gleich.

Ich wurde mit Geschenken überschüttet. Meine Schiegermutter schenkte mir herrliche Perlen - mein Mann ließ mir einen Teil seines Vermögens auf meinen Namen überschreiben usw. - - Der Junge entwickelte sich herrlich (mir wurde er zu dick), die Amme wurde verwöhnt - wurde spazieren geführt - durfte keinen Schritt allein gehen - all diese Dinge waren mir neu und zu russisch! Wir waren 7 Kinder zu Hause - alle von der geliebten Mutter gestillt und es wurde um die 4 Jungens kaum solches Wesen gemacht wie bei uns um den „Einen“.

Im Januar 87 fühlte ich mich sehr nervös und elend. so dass der Arzt dringend wünschte, heraus aus dem Gesellschaftsleben - fort in den Süden - in die Sonne - ans Meer. Wir reisten nach Cannes (Hotel Beau Rivage an der Croisette). Natürlich kamen die beiden Kinder mit - eine Kinderfrau und Peter-Heinrichs Amme in ihrer russischen hellblauen Tracht.

Es war wundervoll - Sonne - Meer - Stille - Ruhe - mir total neue Eindrücke - alle trüben Gedanken fielen von mir ab. Ich vegetierte in der herrlichen Natur mit meinen Jungen wie ein junges Muttertier - wir sonnten uns, spielten im Sande - ich war - - n u r - Mutter und eigentlich so sorglos zum ersten Mal im Leben. Ohne Haushalt, ohne Gesellschaften - ohne Schneiderin - kurz, ein freier, genußsüchtiger Naturmensch.

Es ist gut, dass man im Leben nicht weiß, was einem alles bevorsteht, sonst könnte man die Gegenwart nie so genießen wie ich es tat. Schnell fand ich Frische und Gesundheit wieder. Aber es waren nur kurze Wochen.

Es kam die Zeit des Karnevals heran und dazu fuhren wir nach Nizza. So eine Blumenpracht muß man gesehen haben wie den Blumen-Corso in Nizza - märchenhaft. Der Karneval als solcher stieß mich ab - ich fand ihn vulgär und flüchtete mich in ein Hotel, von wo ich dann den Zug sehen konnte. Spät abends waren wir wieder in Cannes - ich todmüde. - - Schlafen konnte ich nicht - eine furchtbare Unruhe quälte mich - ich hörte mitten in der Nacht Esel schreien, Hühner gackern - Hähne krähen - kurz, die ganze Tierwelt war in Unruhe. Plötzlich hörte man einen furchtbaren Donner unterirdisch. Stöße fühlte man, dann ein Klirren, die Spiegel bewegten sich - die Betten krachten - ich war sofort im Bilde - Erdbeben. Ich stürzte zu den Kindern, riß sie aus den Betten, hatte über mein Nachthemd nur einen großen russischen Pelz übergeworfen (weinroter Tuchbezug) und versuchte, aus der Halle hinauszukommen. Den Jungen hatte ich mit den Beinen nach oben - Edith im Arm. die 2 Russinnen waren kaum hinauszubringen, lagen auf den Knien und beteten. Man holte Kissen und Decken - ich ergatterte einen großen sog. Strandstuhl im Garten und flüchtete unter eine Palme - baute mir dort ein Nest und suchte die erschreckten, weinenden Kinder zu beruhigen. Die Angst und Panik der Hotelbewohner war unbeschreiblich. Wir wohnten im ersten Stock und daher gehörten wir zu den ersten, die herausgekommen waren. Es kamen in den nächsten Stunden noch zwei Erdstöße, die man draußen aber nur halb so schlimm empfand wie im

Hause. Man saß draußen und sah dem kommenden Abend mit Angst und Sorge entgegen, obgleich die Einheimischen behaupteten, mit drei Erdstößen wäre die Sache erledigt.

Aus Nizza kamen die Züge mit verwundeten, zum großen Teil noch kostümierten Menschen - aus Mentone kamen furchtbare Nachrichten. Kurz, die Stimmung wurde immer schlimmer und schlimmer, die Angst größer und größer.

Das Meer sollte um mehrere Meter zurückgetreten sein - Spalten hätten sich gebildet. Der Abend kam, überall sah man Wachtfeuer angezündet - die Bevölkerung kampierte draußen und so wollten wir es auch machen. Aber ich war - todmüde und mein Zustand verlangte Liegelage. Ohne Kinder wollte ich nicht ins Haus - so legte ich alles zurecht, blieb in Kleidern und hatte meine Kinder neben mir - ich war doch wohl eingeduselt als ein furchtbares Geklirre von brechendem Glas - ein Donnergetöse mich wach riß - - da wurde auch schon der Gong geschlagen und eine laute Stimme rief in den dämmernden Morgen: „Sauve qui peut, l'hôtel s'écroule“ - im Nu war ich draußen, denn diese Nacht waren alle Türen und Fenster offen. Ich stürzte wieder mit den Kindern in den Garten und hin zu meinem Strandstuhl - die anderen folgten langsam nach mit Kissen und Decken und gepackten Handkoffern - nun sollte mich aber keiner mehr ins Haus bringen! An diesem Tage kamen noch zwei heftige Erdbeben - so hatten wir sechs erlebt und hatten über und über genug. Von Abreise konnte keine Rede sein - Tunnels waren verschüttet, die Bahnen gingen nicht - jeder mußte bleiben wo er war. Angsttelegramme erreichten uns erst nach Tagen aus Rußland - „flieht!“ - jawohl fliehen - leichter gesagt als getan!

Die nächsten Nächte kampierten wir draußen - wir ließen uns draußen servieren und warteten, warteten! Aber man gewöhnt sich halt an alles und nach drei Tagen lagen wir wieder in unseren Betten und schliefen fest. -

So vergingen drei Wochen - abends wurde Whist gespielt. Wir spielten mit einem alten französischen Marquis, der mich nie anders als *Mme la Baronne, mère de Cosaques* nannte. - - Beim leisesten Geräusch sprang ich auf und rief: „Tremblement de terre!“ - „Voyons, mère de Cosaques, c'est le tremblement de 'mère' - que vous sentez“. Ein Lachen, das mich in Verlegenheit brachte, aber mir über die Angst hinweghalf. - Einmal aber stürzte mir der ganze Speisesaal nach als ich mich schlecht fühlte und hinaus mußte. Einer rief: „tremblement de terre“ - und alle 200 Personen ergriffen die Flucht. Ich hatte nur eine tiefe Ohnmacht gehabt.

Aber als nach drei Wochen uns ein neues heftiges Beben wieder erschreckte, da erklärte ich, nun nicht mehr länger bleiben zu wollen und wenn ich zu Fuß wandern müßte. - So wurden die Koffer gepackt und teils per Wagen, teils per Bahn reisten wir ab. - Aus dem herrlichen Cannes, wo wir 23 Grad Wärme und Sonne hatten, kamen wir in das tief verschneite Montreux. Eisiger Wind, alle Hotels überfüllt von Flüchtlingen von der Riviera - kein Platz - weder Hotel noch privat.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als im offenen Schlitten von Montreux nach Vevey zu fahren - im März, im tiefsten Schnee und dankbar waren wir, als man uns im Grand Hotel aufnahm. Eisig kalte Zimmer mit nur offenem Kaminfeuer. Ich zitterte um meine Kleinen - nahm sie zu mir ins Bett, wickelte sie in meinen Pelz - aber es half alles nichts, warm wurden wir nicht und nach drei Tagen konstatierte der Arzt bei Edith eine doppelseitige Lungenentzündung. Neun Tage hatte ich sie auf dem Arm - neun Tage zwischen Leben und Tod in zitternder Angst ihr meine Wärme gebend, saß ich mit ihr meistens in der Nähe des Feuers, so entsetzlich war dieser große und unerheizbare Gartensaal, in dem ich mit den Kindern hauste. - Ein glänzender Kinderarzt kam täglich 2-3 mal (Dr. Murray hieß er) und am 10. Tage sagte er mir, dass keine Lebensgefahr mehr fürs Kind - wohl aber für mich bestünde. So legte ich mich zum Schlaf nieder und schlief wie eine Tote.

Aber um 7 Uhr morgens stand die Amme an meinem Bett und sagte mir: „Herrin, der Junge trinkt nicht und ist sehr heiß“ - ich sah sofort, dass mein Kind in schwerem Fieber lag - der Arzt kam - „eine doppelseitige Lungenentzündung“. - Wieder saß ich Tage und Nächte mit dem schwerkranken Jungen auf dem Arm. Alles war so erschwert - keine Kinderbetten - keine richtige Heizung. Wir ließen uns zwar einen kleinen Ofen setzen, weil Bäder gemacht wurden - der Arzt war aufopfernd! Aber es war eine bitterschwere Zeit für mich. Die Todesangst um den Jungen - und die Sorge um das kommende Kindchen. Erst nach 23 Tagen konnte mir der Arzt sagen: „Mme, votre enfant est sauvé!“ - Es war am Karfreitag als ich zum ersten Mal in den Garten ging, um Luft zu schöpfen - ich sah, dass es endlich Frühling werden wollte und fing an, wieder zu hoffen.

Meine gute Tante Anna Rothermundt schrieb mir, ich sollte sobald als möglich mit Kind und Kegel zu ihr kommen auf ihre herrliche Besitzung - sie hätte Platz für uns alle. - Wir reisten Mitte Mai hin - mein Mann mußte nach Rußland zurück - ich blieb dort, um mich zu erholen

und auszuruhen von allem, was ich seit den letzten Monaten erlebt hatte. Ruhe - Ruhe ersehnte ich - eine Entspannung!

Da kam die Nachricht, dass meine alte, 73jährige Schwiegermutter Sehnsucht nach mir habe und die Kinder sehen müsse! Meine gute Tante lud nun auch sie ein mit ihrer Gesellschafterin bei ihr in der Villa zu wohnen. -

Sie kam an, - ich holte sie mit dem schönen Rothermundt'schen Wagen an der Bahn ab und freute mich, ihr zeigen zu können, dass auch meine Verwandten in glänzenden Verhältnissen und schöner Umgebung lebten.

Rührend war die Freude über die Kinder, um die sich die Großmama sehr gesorgt hatte, - Beide hatten sich vollständig erholt und sahen blühend, gesund aus.

Aber noch am selben Abend klagte die Mama über eine kleine Erkältung - sie war auf der Reise von Petersburg in einen Wolkenbruch geraten, mußte aussteigen - nasse Schuhe und seidene Strümpfe - kurz, sie war eisig kalt geworden. Der Arzt, Professor Dr. Landenberger meinte, es würde einen Schnupfen geben, aber nichts von Bedeutung. Den nächsten Morgen konstatierte er etwas Fieber und wollte später wiederkommen. Ich saß bei ihr - wir plauderten sie fand es schön und behaglich - freute sich über die schöne Seiden-Daunendecke (fast wie zu Hause). Um 6 Uhr kam der Arzt noch einmal, horchte sie ab und sagte: „Nur Ruhe und Wärme und Schonung“. Als ich ihn hinausgeleitete, sagte er mir - bei dem Alter - usw. Mir war es als wankte der Boden unter mir - ich erwartete nur noch „Erdbeben“ - jedenfalls erschütterte mich die Nachricht so, dass ich eine tiefe Ohnmacht hatte und mich im Bett erst auf alles besinnen konnte. Schon um 6 Uhr morgens kam die Gesellschafterin, Fräulein Büttner, an mein Bett und sagte mir: „Ich weiß nicht, Frau von Witt ist so merkwürdig - ich mußte sie sonntäglich ankleiden - sie sitzt auf der Terrasse und verlangt nach Ihnen“. Im Nu war ich fertig und fand eine schwer fiebernde, nicht mehr klar denkende Frau. Sofort schickte ich nach dem Professor. Der kam, fühlte den Puls und sagte mir - „es ist eine Sterbende“. Wir betteten sie auf das Sofa - ich saß wohl 3 Stunden neben ihr und dann fühlte ich, dass ich die Hand einer Toten hielt. - -

Es kamen furchtbare Tage - Einbalsamierung - anders konnte keine Überführung nach Rußland erfolgen. Mein Mann saß in einem Prozess als Geschworener - durfte nicht heraus.

Die Papiere wurden auf der Russischen Botschaft verwechselt - statt der 73jährigen Frau wurde alles auf meinen Namen, auf die 23jährige Frau von Witt ausgefertigt.

Im großen Saal der Rothermundt'schen Villa stand der Sarg. Der alte Dichter (Pastor?) Gerock hielt die Rede - Edith stand neben mir - im weißen Kleidchen mit schwarzer Schärpe, der Junge, der eben ein Jahr geworden auf meinem Schoß - und meine nächsten Verwandten. - - Ich war nicht fähig zu reisen nach all diesen Aufregungen. - Wenige Tage danach kam dann meine Mutter aus Petersburg zu mir und wohnte auch in der Villa.

Wir beschlossen, in aller Ruhe noch einige Wochen in Stuttgart zu bleiben - besser konnte ich es ja nirgends haben! Ich wurde gepflegt und verwöhnt und mußte ja zur Ruhe kommen. Ich freute mich ja so namenlos auf mein drittes Kindchen! Nach all dem Schweren, was ich in diesen letzten Monaten durchgemacht hatte. Der Juni verging und zum Juli reisten wir dann nach Badenweiler - die Kinderchen blieben da - ich aber mußte schon falschen Alarms wegen im Wagen nach Freiburg in die Klinik Hegar. Dort hielt ich es einfach nicht aus - besonders als es sich herausstellte, dass es noch Wochen dauern könnte. So ließ ich die Kinder in die Nähe von Freiburg kommen auf die „Kyburg“ - damals ein einfacher, ländlicher Gasthof - aber Land und Ruhe. Ich wurde jeden Morgen per Landauer auf Gummirädern hinausgebracht von einer Schwester aus der Klinik, die mit mir draußen blieb und mich abends wieder zurückbegleitete, weil ich in der Klinik schlafen sollte. Mein Zustand soll damals sehr beängstigend gewesen sein (wegen Querlage). Ich wollte aber so viel wie möglich bei meinen Kleinen sein - ich hatte immer das Gefühl, dass ich sterben würde - von ihnen gehen müßte. So wurde mir jeder Wunsch erfüllt - Kosten spielten damals keine große Rolle. Mein Mann wohnte im Zähringer Hof - meine Eltern und Kinder und Gesellschafterin - Kinderfrau - Amme auf der Kyburg und ich in der Klinik. In Petersburg die große Wohnung und unser Landhaus leer. Wenn man in heutigen Zeiten daran denkt, so scheint einem alles wie ein wahnsinniger Traum.

Endlich am 27. Juli 86 wurde meine geliebte, heißersehnte Nora geboren - nach 27 Stunden dauernder, schwerer Entbindung.

Ich weiß heute noch, wie namenlos glücklich ich war, als ich aus tiefer Narkose erwachend erfuhr - ein gesundes, kräftiges Kind - ein Mädchen. Ich konnte stillen - ich wollte, wollte leben um meiner Kinder willen.

Gestorben war etwas in mir - die Liebe zu meinem Manne - doch darüber laßt mich schweigen! Von allem Leid, was ich im Leben zu tragen hatte - der Tod meiner Liebe mit 25 Jahren war das Bitterste und Schwerste des ganzen Lebens bis dahin! -

Schon nach 10 Tagen durfte ich die Klinik verlassen - ich wurde auf die Kyburg gebracht und wollte mich da vollständig erholen. Natürlich begleitete mich eine Schwester, die die persönliche - Wartung und Pflege zu erfüllen hatte. Schon in der ersten Nacht, als sie mir das Kind bringen sollte, legte sie es unvorsichtig auf eine Chaiselongue - ich sagte ihr: „Schwester das Kind liegt schlecht“ - „Ach was, die kann sich ja noch nicht so stark bewegen“ - im selben Augenblick ein Klatsch und mein Kind lag auf dem Boden. Ich schrie auf wie eine Wahnsinnige, riß das Kind an mich und rief nur immer: „Ein Bad, ein heißes Bad“ und wollte es keinem geben. Aus Versehen wurde das Kind in Bouillon gebadet, die schon für den nächsten Tag bestimmt war - das einzige, was man warm in der Hotelküche gefunden hatte.

Ich selbst bekam einen schweren Blutsturz - war mehrere Tage völlig unzurechnungsfähig - weinte und lachte abwechselnd - konnte kaum noch stillen - wußte nicht was all die Ärzte von mir wollten - Prof. Hegar, sein Assistent - kurz, man fürchtete alles für mich und ich schrie nur immer: „Gebt mir mein Kind!“ - Aber auch hier habe ich mich durchgerissen und nach 56 Tagen bin ich wohl wieder normal gewesen - nur konnte ich nicht mehr so stillen wie vorher und es wurde von einer Amme gesprochen - wieder ein neues seelisches Leid für mich! -

Ich wollte fort, fort und wieder führte uns der Weg nach Stuttgart - dort erst hoffte ich zu gesunden. Tante Anna nahm uns wieder alle auf.

Hier fand ich dann auch als Amme unser liebes schönes „Röslein“ - spätere Frau Wöllhof, die mit uns nach Rußland gehen wollte.

Tante Anna erhielt von uns zum Andenken einen herrlichen Wagen, der viel leichter und gefälliger war als der schwere Landauer. All unsere Liebe und Dankbarkeit haben wir ihr bis zu ihrem Tode bewahrt.

Endlich nach köstlichen Wochen der Ruhe reisten wir über Berlin Ende September nach Petersburg. Anfang Februar waren wir für 6-8 Wochen an die Riviera gereist - Ende September kamen wir zurück . -

Das waren schwere, ereignisvolle Monate gewesen! Ein Lebensabschnitt für mich - aber ich hatte meine drei süßen, gesunden Kinder.

Unsere Rückkehr nach Petersburg in unsere schöne große elegante Wohnung am Newa-Quai fand Ende September statt. Die Rückreise mit drei kleinen Kindern - zwei Ammen (beide in Tracht) - Frä. Büttner als Hausdame - mein Mann und ich. In Berlin riefen uns die Straßenjungen nach: „Kiek mal, ein neuer Zirkus ankommen“. In Königsberg waren beide Ammen ausgestiegen, um zu trinken. Plötzlich setzte sich der Zug in Bewegung - ich stürzte ans Fenster: „Herr Zugführer, Herr Zugführer, meine zwei Ammen sind sitzen geblieben.“ „Hallo, wenn's zwei sind, müssen wir anhalten“ - er lachte, dass er kaum pfeifen konnte. Der Zug hielt und die beiden kamen gelaufen - „Röslein“ in ihrer Schwarzwaldtracht und großer schwarzer Bandhaube - die Russin mit ihrem leuchtenden Sarafan und Diadem - alles lachte aus den Fenstern heraus.

In Petersburg galt es, den Haushalt der verstorbenen Mama aufzulösen (23 Zimmer) - eine Riesenarbeit - ganze Wagenladungen kamen nach Walk zur Familie von Dahl - Angehörige der verstorbenen Schwiegermama.

Im November wollten wir unser Kind taufen - es sollte eine ernstere Feier werden, der Trauer wegen - aber immerhin waren es über 40 Personen, die zur Taufe mit nachfolgendem Diner geladen waren.

Der Pastor, der keine große Liebe für mich hatte, hatte meinem Mann das Versprechen abgenommen, dass während der Feier alle Türen geschlossen sein müßten. Ich trat, als die Gesellschaft beisammen war, mit meinem Kinde vor den mit Blumen und Silber und brennende Wachskerzen geschmückten Altar. Der Trauer wegen war ich in einem Weißen, langschleppenden Gewand ohne Schmuck. Meine Nora, mein schönes Himmels Geschenk, denn das war sie mir nach all dem Leid, mit bewegtem dankbaren Herzen zur Feier bringend, die mir vielleicht mehr als all den braven Kirchenbesuchern war. Ich hatte darum gebeten, den Spruch zu wählen:

Der Pfarrer hatte eingewilligt - schloß aber seine Rede mit dem Wunsch, mein Kind möge ein besserer Christ werden als seine Mutter. -

Ich war wütend - hielt aber doch bis zum Schluß der Handlung durch - nahm dann mein Kind und rauschte aus dem Saal in mein Zimmer. Gesellschaft - Mann und Pastor verblüfft - mein Mann folgte mir nach einiger Zeit - er fragte: „Was soll den das heißen?“ worauf ich ihn fragte, aber er meinte, dass ich mich vom Pastor beleidigen ließe in meinem Hause, er sollte dem Herrn Pfarrer sagen, dass ich mich weigere, mich mit ihm zu Tisch zu setzen - entweder er oder ich - mein Mann sollte wählen. Es blieb im nun wohl nicht anderes übrig, als den Pfarrer zu bitten, das Haus „ohne Diner“ zu verlassen - was er natürlich sofort tat. - - Dann erschien ich wieder und alles verlief glänzend.

Mein Nest war meine ganze Wonne und mein Glück. Jeden freien Augenblick brachte ich in den Räumen meiner drei Kleinen zu. In ihrem gemeinsamen, großen, luftigen Schlafzimmer standen die drei gleichen Bettchen - alle mit hellblau bezogen - Tüllgardinen über der hellblauen Seide - blaue Steppdecken - wie drei kleine Märchenkinder lagen sie da - so wonnig - so gepflegt - so zufrieden! Es konnte noch so spät sein, wenn wir zurückkamen aus Gesellschaften, was ja leider sehr, sehr oft der Fall war - ich ging immer noch an meine drei Bettchen. Nie habe ich Erwachsene bei ihnen schlafen lassen - immer nur im Nebenzimmer.

So ging das Leben weiter ohne Sorgen - die Wintermonate gehörten dem bunten Gesellschaftsleben, das man wohl kaum in solcher Fülle und Üppigkeit kennenlernt wie in Petersburg in den 80er 90er Jahren. Nicht, dass ich es nicht genossen hätte - - oh nein - ich hatte selbst Freude daran und besonders gern hatte ich Besuch zu Hause! Ich hatte das Renommée eine glänzende Hausfrau zu sein - aber das war ja nicht schwer mit 12 Dienstboten, mit unbeschränkten Mitteln - mit einem glänzenden Koch - mit 5 Pferden im Stall (dazu 2 Kühe für die Kinder) kurz, ich weiß, dass es kein großes persönliches Verdienst war. Aber immerhin, die richtigen Menschen ins Haus zu ziehen - das Geistige in der Gesellschaft zu pflegen - durch die Diplomaten und Fremden unseren Umgang zu gestalten, das lag fast ausschließlich in meinen Händen. Gute Musik zu pflegen usw.

Unser sog. jour fixe alle 14 Tage hatte wirklich nicht unverdienterweise einen guten Namen. Im Oktober luden wir dazu ein - bis Ende Februar - das waren 10 Abende, die immer verschieden gestaltet wurden.

In unserem Speisezimmer konnten gut an kleinen Tischen 80 Personen essen - im Billardzimmer, im sog. Rauchzimmer noch weitere 40-60 - es waren meistens an 100 Personen anwesend.

Man kam, wann man wollte von 9 Uhr ab, um 1 Uhr gab es ein Souper, und dann wurde Schluß gemacht. Musik, Vorstellungen und allerlei wurde getrieben. Die Jugend freute sich von einem zum anderen Abend. - Den Schluß bildete dann immer eine schöne gemeinsame „Troikapartie“, ähnlich wie ich sie aus meinem Elternhause beschrieben habe.

Während der großen Fasten wurde es stille und dann genoß man die große Ruhe. - So ging es jahraus - jahrein - ich wurde älter und fing an, mich zu fragen, ob das der Zweck des Lebens sei, diese oberflächliche Geselligkeit - dieses zwecklose sogenannte Amüsieren?

Immer schon hatte ich großes Interesse für alles politische Leben - mein geliebter Vater, der mit Leib und Seele ein stolzer Deutscher war, hatte mich schon als Kind immer wieder und wieder herangezogen. Ich mußte ihm Bismarcks Reden vorlesen, die dieser im Reichstage hielt - oft suchte er mir alles zu erklären und mein Interesse zu fesseln. „Du bist eine Deutsche und mußt es bleiben - darfst das nie aufgeben!“. Meine 4 Brüder wurden ganz Deutsch erzogen - alle machten ihre Militärzeit in Deutschland durch. Einer in Suttgart - einer in Frankfurt - einer in Königsberg und Alfred, der Jüngste, in Berlin. -

Mama war seinerzeit die stellvertretende Vorsitzende des Deutschen Wohltätigkeitsvereins in Petersburg. Die Vorsitzende war immer die Botschafterin. Da diese aber oft wechselten, so lag die Arbeit mehr bei der stellvertretenden Vorsitzenden.

Ich erinnere mich eines großen Bazars, der von Mama nach ihren Ideen aufgezogen wurde - es wurde weder gebettelt noch gesammelt, sondern die deutschen Geschäfte lieferten die Sachen und 10% wurden draufgeschlagen - die gehörten dem Verein. Und die Handwerker und Geschäftsleute waren zufrieden mit dem praktischen Erfolg - bis dahin hatten sie immer die sog. Wohltätigkeitsbazare verwünscht, die ihnen meistens das Weihnachts- oder

Ostergeschäft verdarben. So bürgerte sich Mamas Idee gut ein. Ich war als einziger Backfisch zum Verkauf zugelassen, hatte eine Glückstonne, auf der mit Großen Buchstaben stand: Jeder Griff 50 Kopeken!

Auch einen sog. Ehren-Kavalier, wie all die Erwachsenen hatte ich und sogar einen Prinzen (Arenberg), der hatte dafür zu sorgen, dass alles in Ordnung ging. Ich hatte zu wenig Hafer in meiner Tonne und bat ihn, dafür zu sorgen - „Der verfluchte Kerl, hat er noch immer nicht aufgefüllt“ - Ich fing an zu lachen. „Warum lachen Sie?“ - „Weil ein Prinz so schön fluchen kann“. - Am ersten Tage kam ein schöner großer Mann, blieb vor meiner Tonne stehen, las die Aufschrift - krepelte sich den Ärmel seiner Marineuniform hoch und griff in die Tonne mit solcher Wucht, dass meine Tonne ins Wackeln kam. „Mama, Mama, schrie ich, „er schmeißt mir die Tonne um“. Alles lachte - mein Ehren-Kavalier kam angelaufen - „Er schmeißt nicht“ - und dabei zupfte er mich an meinem langen Zopf. „Das kostet 50 Kopeken“ sagte ich. Wieder lachte die ganze Umgebung. Ich sah plötzlich, dass dieser nette Mann jemand sein mußte, denn hinter ihm stand Herr von Alvensleben, der stellvertretende Botschafter „Die Kleine versteht ihr Geschäft“ - „Jawohl Kaiserliche Hoheit“! Da machte ich meinen schönsten Tanzstunden-Hofknicks vor dem Großfürsten Wladimir und seiner schönen Frau, der Großfürstin Maria Pawlowna von Mecklenburg. Ich wurde allgemein beneidet um die lange Unterhaltung, die mir gar nicht zukam als der Allerjüngsten. -



Oberhambach, den 19. Februar 1937

So will ich denn versuchen, weiter zu schreiben an meinen Erinnerungen.

Das Leben ging weiter in Saus und Braus die 6 Wintermonate - dazwischen kamen die jährlichen Reisen nach Paris - Baden-Baden im Frühling und Herbst und das Schönste waren die Sommermonate auf dem Lande. Ich hatte meine Kinder fast immer mit auf Reisen, weil ich mich nie zu einer längeren Trennung entschließen konnte.

In BadenBaden hatte ich ein kleines bescheidenes altes Jagdhäuschen gemietet, das hieß Schirmhof (später kam dann auch ein Hotel dorthin). Damals gehörte es der Bäckerfamilie Zabler - eine Etage vermieteten sie mir. Dort hatte ich ein eigenes Bett und Betten für die Kinder, so dass wir uns alle wie zu Hause fühlten bei Mutter Zabler. Meinen Kindern machte das ungezwungene Landleben mit Kühen, Schweinen, Hühnern viel Freude. Wir kamen im frühen Frühling, wenn in Petersburg alles noch in Eis und Schnee lag, nach Baden-Baden. Hier waren die Wiesenblumen heraus und die Obstbäume blühten. Ich ließ meine drei gefangen gewesenen Kinder sich austoben in Sonne und Freiheit. - Es waren herrliche, köstliche Zeiten, in denen ich wirklich glücklich war und dem Schicksal dankbar, dass ich die Möglichkeit hatte, meinen Kindern und mir die wonnige Freiheit im deutschen Vaterlande zu gönnen. Denn wenn ich auch in Rußland geboren und erzogen war - und Rußland und sein Volk liebte und verstand, so war ich doch als deutsches Kind großgeworden und der deutsche Bach und der deutsche Frühling ging mir über alles!

Auch unsere Herbstreisen hatten immer den Zweck, die Kinder auf den langen, langen dunklen Winter vorzubereiten, - Aber trotz allem, trotz allem, dieses oberflächliche Gesellschaftsleben konnte mir auf die Dauer nicht genügen - zu viel entbehrte ich - - vor allem, ich hatte in der Ehe nicht das gefunden, was ich erwartet hatte - eine Welt trennte mich von dem Manne, der der Vater meiner Kinder war - und das war ein so tiefer, tiefer Schmerz für mich, über den ich nicht hinweg kam. Unsere Schein-Ehe blieb kein Geheimnis und mit schwerer Sorge sahen meine Eltern mein junges zerbrochenes Leben - mit 23 Jahren schon war ich allein. Mein Mann hatte sein Junggesellenleben wieder aufgenommen - ihm genügte der Schein - er hatte Frau und Kinder und Stammhalter.

Mit zynischer Offenheit hatte er mir bald nach der Hochzeit gesagt: Liebe - was bedeutet Liebe für einen 37jährigen Mann. Ich brauche eine Frau, eine schöne junge Frau und wußte,

dass Du mich liebtest - das genügte. Er war jähzornig und heftig - schon nach 6 Tagen hatte er die Hand gegen mich erhoben. Ich aber glaubte an meine Liebe und meine Kraft - doch nur drei Jahre - dann zerbrach etwas - noch vor Noras Geburt - und da war es aus! - Es gibt aber im Leben nichts Fuchtbareres als eine tote Liebe, und die habe ich durch mein Leben getragen.

So mußte etwas kommen - etwas, das mein Leben in andere Bahnen bringen mußte. - Ich war in der Gesellschaft sehr, sehr verwöhnt - das kann ich wohl sagen. Ich hatte viele Freunde, deren Anwesenheit mir Freude bereitet, mit denen mich geistiges Interesse verband - ich weiß, dass ich begehrt worden bin - - ein holländischer Diplomat fragte mich mal ganz naiv: „Weiß Herr von Witt *Ihnen* genügend zu würdigen???“ - Ich lachte ihm ins Gesicht - aber dieses Wort traf mich bitter und weh. Mein mir am nächsten stehender Freund war Krauskopf - für den hatte ich ein tiefes, ernstes Freundschaftsgefühl. Er war mir geistig am interessantesten - im Leid verwandt - auch er trug schwer unter der Last einer unglücklichen Ehe - auch hier zwei Menschen, die nicht zusammengehörten. So geht es im Leben! -

Mein Freund Graf Rex war mir auch durch über 35 Jahre ein treuer Verehrer und guter Freund und war derjenige, der mir sagte „Sie sind viel zu wertvoll und zu schade für diese Gesellschaft hier - Sie gehören in andere Kreise - warum gehen Sie nicht nach Deutschland???“ Viel, viel habe ich durch diese Freundschaft gehabt - unsere Korrespondenz als er schon Gesandter in Caracas wurde - dann später Botschafter in China und Japan, war für mich viel im Leben. Doch darüber allein könnte ich ein Buch schreiben. Jedenfalls hat er mir viel gegeben - aber auch ich gab ihm viel, sonst hätte er nicht über 35 Jahre mir die Freundschaft gehalten! Durch ihn lernte ich Moritz von Egidy kennen - wie, das muß ich Euch erzählen:

Es war im Jahre 1900 ?? - mein alter Freund Graf Rex saß wie so oft bei mir, wir sprachen über Politik - über Berlin und ich klagte ihm über die geistige Öde, über die Leere unserer Gesellschaftskreise. Da erzählte er mir, er habe da vor einigen Tagen eine Schrift bekommen - eine ganz merkwürdige Sache. Geschrieben von einem Offizier - eine Verrücktheit - ohne Erlaubnis...*

* Hier fehlt eine Seite (S. 39 des Originals) /gr.

drückte, ein toller Soldat gewesen sein - darüber habe ich kein Urteil.

Aus einem tief religiösen Empfinden heraus kam ihm die Frage: - - Erfüllt die Kirche in ihrer heutigen Gestalt ihre Pflicht? - Er beantwortete diese Frage mit einem Nein! Aus diesem Nein heraus kam sein ganzes Wirken, seine Einstellung zur sozialen Frage, seine Stellung zur Sozialdemokratie, zur Arbeiterfrage usw. Er griff als Laie alle Fragen auf von einem rein naiven menschlichen Empfinden - ja, ohne jede Kenntnisse. Er wußte nur, dass eine neue Zeit, eine neue soziale Ordnung kommen müsse, wenn die Welt einen Schritt vorwärts machen wollte. Wie, das war die Frage für ihn. Er glaubte im Anfang noch an die Macht eines sozialen Kaisertums - darum interessierte er sich für Naumann - für Stöcker - für jeden, der wie er eine neue Weltordnung erhoffte. Es lag etwas Großes, Mächtiges in seiner Forderung: Religion nicht mehr neben unserem Leben - unser Leben selbst Religion. Und die andere Forderung war: Liebe ist Kraft! Ihm war die Sorge ums Deutsche Volk Religion. Es gibt nur eine Religion. - Und Konfessionen so viele es Menschen gibt!



Minna Cauer

Was Minna Cauer mir wurde, könnt Ihr nachlesen in dem Buch von Else Lüders.

Sie war mir alles - Führerin, Freundin, Beraterin - Erzieherin zum Leben. Sie gab mir unendlich viel und meinen Kindern desgleichen.

Fast jeden Sonntag war sie im Winter unser Gast zu Tisch - nach Tisch saßen wir dann behaglich an meinem schönen, großen, immer glimmenden Kachelofen. Meine beiden Mädels uns zu Füßen, zuhörend, lauschend, lernend. Minna Cauer hatten sie viel zu danken - jedenfalls die Entwicklung zum selbständigen Urteil, zum Gefühl auch etwas lernen, etwas werden zu müssen. Oft hat M.C. diese Stunde am Kamin ihre Ausruhe- und Weihestunde genannt. Sonntag nachmittag war ich „zu Hause“ - von 4 Uhr ab kamen dann immer Menschen zum plaudern und Tee trinken - wieviel bedeutende Menschen haben in diesen 36 Jahren an meinem Kamin gesessen. Künstler, Politiker, Diplomaten - Parlamentarier aller Schattierungen und wieviel bedeutende Frauen - Juristinnen - Ärztinnen - Künstlerinnen, wie Luise Dumont, Gertrud Eysoldt, Ärztinnen wie Dr. Agnes Bluhm, Agnes Hacker. Frauen aller Fakultäten. - Lydia Rabinowitsch war in ihrer Jugend ein häufiger Gast. Große Klavierspielerinnen wie Sandra Drucker. Namen könnte ich Euch nennen, ohne Zahl - aber die sagen Euch heute nicht viel. Nur das eine sollt ihr wissen, dass ich in einem Kreise von wundervollen Menschen lebte, die all ein großes Streben hatten - die alle wirkten, arbeiteten und mitten im Leben standen. Meine materielle Unabhängigkeit erlaubte mir eine Häuslichkeit zu führen, die Behaglichkeit und Sorglosigkeit atmete.

In dieser Zeit kam ich auch Ottilie von Hanseemann näher - Ihr wißt, dass sie mir durch viele Jahre eine treue Freundin wurde und dass sie mich sehr ins Herz schloß, mich später ihre Wahltochter nannte und behauptete, nicht mehr ohne mich sein zu können. Auch durch diese Frau wurde mein Leben reicher - sie selbst war eine ganz große Persönlichkeit, über die ich Euch mehr berichten muß.

Aber erst einmal will ich versuchen, Euch ein richtiges Bild von Minna Cauer zu geben, so wie ich durch 40 Jahre sie gekannt und geliebt und verehrt habe. Ursprünglich ist Minna Cauer durch ihren Mann dazu gekommen, sich der Frauensache anzunehmen und aktiv

hervorzutreten. Ihr zweiter Mann muß eine ganz besondere Persönlichkeit gewesen sein. Er war Schulrat, zuerst in Danzig, dann in Berlin.

M.C. stammte aus einem Pfarrhause - liebte und verehrte ihren Vater über alles. In erster Ehe heiratete sie einen Stabsarzt, hatte ein Kind, einen kleinen Jungen, der ihr in frühem Alter genommen wurde - kurze Zeit darauf verlor sie auch ihren Mann nach nur 4jähriger Ehe.

Dieses schwere Schicksal hatte der Frau einen Stempel aufgedrückt, der sie für einen Menschen, der viel litt, besonders anziehend machte. Ich erinnere mich noch der ersten Begegnung und des Eindrucks, den ich da von ihr gewann. Es war im Hause von Egidy, wo Herr von Egidy mich ihr vorstellte. Neben ihr stand Paul Geheeb (ihr Pflegesohn). Ich glaube, wir haben es am ersten Tage schon gespürt, dass diese Begegnung für uns bedeutungsvoller sein würde als ein rein gesellschaftliches Kennenlernen. Aus dieser Begegnung heraus erwuchs für mich eine Quelle von reinsten Freundschaft und Verehrung. Mein Entschluß stand nun fest, mein Heim in Petersburg zu verlassen und im Kreise dieser Menschen - Egidy, Minna Cauer und Paul Geheeb ein neues Leben zu beginnen. Es war dies ja mein erster Winter in Berlin, wo ich versuchte, Fuß zu fassen und einen Lebensinhalt zu finden - und nun nach der Begegnung mit Minna Cauer wußte ich meinen Weg.

Ich belegte an der Universität Kollegs für Nationalökonomie, hörte in der Humboldt-Akademie Vorlesungen, die mich interessierten und förderten. Da ich damals noch nicht gewöhnt war, allein auf der Straße zu gehen, mußte Fräulein Büttner mich immer und überall hin begleiten, die für die Vorlesungen weniger Interesse zeigte und sehr oft einschief.

M.C. führte mich in ihren Verein „Frauenwohl“ ein. Später zog sie mich auch zu ihren Arbeiten hinzu. Alles war mir so neu und fremd - aber mit Interesse versuchte ich mich in diese neuen Verhältnisse hineinzufinden und einzuarbeiten.

Frau Cauer war mir Führerin und half mir auch in der Auswahl meines Studiums. - Als ich das erste Mal zur Universität kam, fand ich dort ein Schild mit der Aufschrift: „Frauen und Hunden ist der Eintritt untersagt“. Darauf machte ich Frau Cauer aufmerksam und das Schild wurde abgenommen. Nach einjährigem Aufenthalt in Deutschland stand nun mein Entschluß fest, mit meinen drei Kindern für ganz nach Berlin übersiedeln.

Das folgende Jahr verbrachte ich wieder in Petersburg, noch einmal versuchend, dort das Leben mit meinem Mann lebenswert zu gestalten - aber, es mißlang. Im Jahre 93 dann kam ich endgültig nach Berlin, zog in die Nähe von Minna Cauer (Courbièrestraße 14) und hier begann dann das Leben, das voller geistiger Interessen und ernster Arbeit war.

Von da ab gab es nun kaum einen Tag, an dem ich M.C. nicht gesehen hätte. Alles, was in mir brodelte, fand seinen Ausgleich unter der verständnisvollen Führung dieser Frau. Ich wurde vertraut mit all ihren Plänen und Ideen, die ihrer eigensten Arbeit, der Frauenbewegung galten und immer ins Große und Weite gingen. Sie war eine Kampfnatur und doch sensitiv bis ins Innerste. Sie hat viel gelitten und war eigentlich nicht robust genug für den Kampf, den sie auszufechten hatte.

Bewundernswert fand ich sie in ihrem indirekten Einfluß bei der Bearbeitung des B.G.B., wo erstmalig durch sie die Auffassung der Frauen gehört und auch berücksichtigt wurde. Man konnte da erleben, dass gerade die ernsthaftesten Männer dieser „frauenhaften“ Frau Gehör schenkten und auf ihr Urteil Wert legten. An ihr wirkten so anziehend ihre Zartheit, ihre Grazie, die Gepflegtheit des äußeren Menschen im Gegensatz zu den oft mit Recht so berüchtigten Frauenrechtlerinnen, die durch ihre betont burschikose, männliche Manier zu wirken suchten.

Minna Cauer lebte mit ihren Gedanken schon für die Zukunft. Sie sah mit einer gewissen Hellsichtigkeit neue Zeiten kommen, in der die Frau die Gefährtin und Mitkämpferin des Mannes werden mußte. Wohl kaum hat sie wissen und ahnen können, wie richtig der von ihr eingeschlagene Weg war und welche Entwicklung ihre Ideen genommen haben.

Die wichtigsten Begründungen, die sie ins Leben rief, waren: „Der Verband der freien Schwestern“ (Agnes Karl), dann „Der kaufmännische Verband für weibliche Angestellte“ mit den dazugehörigen Fortbildungsschulen, die eigentlich doch erst den Frauen und Mädchen die Grundlage gaben, mit der sie eine geachtete Stellung einnehmen konnten.

Bei der Erziehung meiner Kinder war mir Minna Cauers Rat und Interesse von großem Wert. Meine Edith war ein eigenartiges Kind - konnte sich nie an irgend jemand anschließen. Die ersten Jahre habe ich sie ja zu Hause erzogen. Schon früh zeigte sich ein ganz großes Interesse für Bücher bei Edith. Sie konnte Stunden und Stunden lang lesen. Nora war ganz anders. Die

war froh, heiter - lachend ging sie durchs Leben. Trotz der äußeren Verschiedenheit hatten sich die Schwestern aber sehr gern und vertrugen sich gut. Die fröhliche Art der jüngeren Schwester wirkte immer sehr günstig auf Edith. Sie kam erst mit 12 Jahren in die Schule, und zwar in Berlin. Im Laufe der Jahre gewann Frau Cauer einen sehr starken Einfluß auf Edith. Als sie erwachsen war, hatte ich mich darauf gefreut, eine Tochter ausführen zu können - aber nachdem sie ein Jahr lang Bälle und Gesellschaften mitgemacht hatte, erklärte sie mir, sie hätte nun genug davon und wolle studieren. Sie hatte sich die Gärtnerei ausgesucht. Zwei Jahre besuchte sie eine Gartenbauschule, die in der Nähe von Berlin war. Begründet war diese Schule von Dr. Elvira Kastner - vorher hatte sie bei Dr. Hedwig Heyl gearbeitet. Das dritte Jahr ging sie nach England - auf ihren besonderen Wunsch - um dort die höhere Kultur der Blumenzucht studieren zu können. Durch Frau Cauer hatte sie glänzende Empfehlungen für England und hat ihr Jahr dort genossen.

Nora hatte mehr Interesse für Sport, Gymnastik und rhythmischen Tanz. Sie hatte die Duncan kennengelernt, bewunderte sie sehr und sah in ihr gewissermaßen ein Vorbild. Ausgebildet wurde sie bei Dorothea Schmidt im Grunewald in Gymnastik und rhythmischem Tanz.

Ich entsinne mich eines schönen Abends, an dem Dorothea Schmidt mit 8 ihrer Schülerinnen rhythmische Tänze aufführte - alle die jungen schön gewachsenen Menschen in griechischen Gewändern mit tiefen Haarknoten - ein wunderbares Bild. Für all solche Sachen war Frau Cauer Kritikerin und sie freute sich an dem Gelingen dieser Entwicklung.

Meine Kinder standen ihrem Herzen sehr nahe - sie sah sie wohl wie ihre eigenen an - nur in - Paul G e h e e b sah sie ihren Pflegesohn und an dessen Entwicklung nahm sie den Stärksten Anteil. Frau Cauer hat ihm den Lebensweg sehr geebnet - er nannte sie Mutter. Und so soll an dieser Stelle die Rede von ihm, als ihrem Sohn sein.

Sein Traum war, die Schule zu reformieren - er war tatsächlich ein geborener Pädagoge im weitesten Sinn des Wortes. Für ihn war jedes Kind ein Gottesgeschöpf, aus dem man alles machen kann. Er selbst hatte eine schwere, schwere einsame Jugend gehabt, seine Mutter mit 14 Jahren verloren, und unter dieser Einsamkeit hat er namenlos gelitten.

Erst nachdem er geheiratet hatte, konnte er den Gedanken einer eigenen Schule verwirklichen. Das war im Jahre 1910, als er die Odenwald-Schule begründete. Seine Frau hatte er in der

Arbeit kennengelernt und sie ist ihm durch sein ganzes Leben die treueste Gefährtin, Mitarbeiterin und Mitkämpferin geworden.

Leider hatte er keine eigenen Kinder. Wenn man ihn aber je fragte: „Haben Sie eigene Kinder?“, dann antwortete er immer: „Ja, über zweitausend.“ - Seine Schule wuchs von Jahr zu Jahr. Seine Frau war in der glücklichen Lage, ihm jeden Wunsch erfüllen zu können, so dass es keine äußeren Hindernisse gab. Zuletzt standen 7 Häuser. Welche Bedeutung diese Schule mit ihren Grundsätzen hatte, habe ich an meinen 4 Enkeln in reichem Maße erfahren, denn wohl nirgends hättet Ihr eine so schöne, freie und sonnige Jugend und Schulzeit haben können! Und dass Ihr nach Oberhambach gekommen seid, das allein ist zu danken der freundschaftlichen Verbindung mit Paul Geheeb.

Edith konnte und konnte sich mit ihren Kindern in Berlin nicht einleben. Sie haßte das Stadtleben und sehnte sich nach Land, Natur und Garten. Ich hatte dann Paul Geheeb geschrieben und ihn gebeten, uns zu beraten. Es war um Weihnachten herum - er kam mit seiner Frau zu uns und ich erzählte ihnen von Ediths dringendem Wunsch. Er schlug uns vor, nach Oberhambach zu kommen - er wollte Ediths Kinder mit offenen Armen in seiner Schule aufnehmen. Seine Bitte wurde warm von der Bitte Edith Geheeb's unterstützt - - „Da habt Ihr Land - da habt Ihr Ruhe - da habt Ihr uns!“

Eine Trennung von ihren Kindern kam für Edith ja nicht in Frage und in Oberhambach bot sich nur eine einzige Möglichkeit der Unterkunft - das war das kleine Haus von Pfarrer Palmer, das Euch für die ersten Jahre ja zur Heimat wurde.

Mit ihren Kindern und einer Freundin, Olga Baumgartner, die auch Gärtnerin war, kam Edith erst einmal allein hierher. Die Kinder waren glücklich! Roswitha zählte 3 Jahre und kam in den Kindergarten. Edith und Olga Baumgartner übernahmen den Gartenbauunterricht der Schule. Ich habe mich das erste Jahr nicht sehenlassen - Hans v. Ketelhodt auch nicht! Die Kinder hatten eine herrliche, freie Jugend und genossen eine sehr gediegene Erziehung.

Heute, wo ich dies niederschreibe, sind alle vier durch's Abitur, drei stehen auf eigenen Füßen und mein kleines Roswithchen tritt ihr Studium an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim an.

Alles dies haben wir Paul und Edith Geheeb zu danken und hier will ich es festhalten - Eure Erziehung war frei von jeder Zahlung - ein Freundschaftsgeschenk von Geheeb's, das wir ihnen nicht genug danken können. Was Paul Geheeb Euch gab, dürft ihr ihm nie vergessen! Er war Euch ein Erzieher im wahrsten Sinne des Wortes - mit Euren großen und kleinen Leiden - mit allem konntet Ihr zu ihm kommen.

Mir ist er der beste und treueste Freund geblieben nun seit 50 Jahren und Euch hat er durch sein Vorbild fürs Leben vorbereitet.



Otilie von Hanseman n

Ich lernte Otilie von Hanseman n durch Minna Cauer kennen. Eine kleine zierliche Frau - ein zu großer Kopf und ein Paar durchdringende Augen von seltener Klugheit - ein energischer Händedruck der wenig schönen Hände - das war mein erster Eindruck. Männliche Hände dazu eine unbeschreibliche Grazie und Lieblichkeit der ganzen Erscheinung. Ich hatte das Gefühl, einer ganz großen Persönlichkeit begegnet zu sein, zu der ich mich vom ersten Augenblick sehr hingezogen fühlte. Sie lud mich gleich zum nächsten Tage zum Tee ein - „bitte pünktlich um ½5 Uhr“ - ich war natürlich pünktlich zur Stelle - damals wußte ich nicht, dass gerade diese Frau und dieses Haus durch Jahre hindurch zur zweiten Heimat würde. Wir hatten sofort so viele Berührungspunkte - so viele gemeinsame Interessen - dass sich eine wundervolle Beziehung - ich kann wohl sagen herzliche Freundschaft daraus entwickelte. Frau von H. war über 20 Jahre älter als ich - je länger ich sie kannte, desto mehr lernte ich sie lieben, verehren und schätzen. Kurze Zeit darauf wurde ich zu einem großen Diner eingeladen - mich führte der Admiral Freiherr von Reibnitz zu Tisch, der mir fast über jeden der Gäste Bericht gab - mich „einführte“. - Da war der „alte Stephan“ - da Exc. Herzog - alles große Namen, die mir damals noch nicht viel sagten. - Der Hausherr war eine prachtvolle Erscheinung - eine richtige Persönlichkeit von starkem Wollen, großem Verstand - jovial - ein Genießender - ein Mann, der an der Spitze der Weltfinanz stand. Ich saß ihm gegenüber und fühlte seinen prüfenden Blick auf mir ruhn. Dieses war also der Große Finanzmann, vor dem die Welt sich beugte?

An diesem Tage lernte ich auch den einzigen Sohn des Hauses kennen - Ferdinand von Hansemann, Großgrundbesitzer - ihm wurde von allen Seiten gratuliert zur eben erfolgten Geburt des 5. Kindes (Anna, Frf. von König).

Damals schien mir dieses Haus vom Glücke getragen - und doch, wieviel Leid habe ich auch dort im Hause miterlebt. Die einzige Tochter des Hauses war häßlich und unbedeutend - war mit einem Major von Hindersen in kinderloser Ehe verheiratet - stand der Mutter nicht nahe. Ihr Sohn Ferdinand dagegen war ihr Alles. Der lebte in harmonischer Ehe mit seiner Frau Pepina geb. Stienen aus Heidelberg. Fünf Kinder hatte sie geboren, 4 Töchter und einen Jungen, Albrecht genannt. Der Sohn erkrankte an Nierenschwund und erlag diesem heimtückischen Leiden. Der Schmerz der Mutter grenzte an Wahnsinn - in dieser Zeit war ich täglich bei ihr und habe sehr schwere Zeiten durchlebt im Hause. Im Frühling begleitete ich Frau von H. nach Nauheim, wo ich schon ein Jahr früher meines Herzens wegen eine Kur gemacht hatte. Ich mußte Frau von H. versprechen, mich ihr ganz zu widmen und ich tat es auch aus dem Gefühl heraus, hier einer tiefgebeugten Mutter helfen zu können.

Frau von H. reiste fürstlich mit Kammerfrau, Diener, Kutscher, Wagen und Pferden - ich hatte es gut und der Stil lag mir. Aus dieser einen Reise wurden 17 Reisen nach Nauheim - und dann 14 Tage irgendwo Nachkur - Königstein, Homburg, Braunfels oder sonstwo. Dann kamen wir für 8 Tage nach Berlin, wo ich ja meine Wohnung hatte und dann ging es, wenn ich nicht mit meinen alten Eltern irgendwo gebunden war, nach Schloß Dwasieden auf Rügen b/Sassnitz. Dazwischen lag der Tod des alten Geheimrat Adolf von Hansemann - auch eine schwere Zeit, die ich treulich miterlebte. - Nach dieser Zeit war ich fast täglicher Gast im Hause. Um 7½ Uhr kam ich zum Diner hin - es wurde spät gespeist - und dann wurde entweder Bezigue oder in späteren Jahren Bridge gespielt. Ich berichtete Frau von H. über das Leben draußen - Frauenbewegung - Club, kurz sie interessierte sich für alles und war eine große, tatkräftige Förderin des Frauenstudiums - sie war auch sehr politisch - aber wir kamen oft mit unseren politischen Meinungen hart zusammen. Sie las „Die Tägliche Rundschau“ - ich das „Berliner Tageblatt“ oder die „Vossische Zeitung“ - aber in der Frauenfrage trafen wir uns immer - da war ich ihr nicht zu radikal.

Ich weiß, dass ich auf diese unbeugsame, sehr viel von den Menschen verlangende Frau einen starken Einfluß hatte und sie so manches Mal zu einem milderem Urteil bekehrte und ihr auch oft Gelegenheit verschaffte, helfend einzugreifen, studierenden Frauen zu helfen. - Viele

Menschen hielten O.v.M. für hart - behaupteten, ich hätte sie milder gestimmt - ich glaube es auch! Jedenfalls habe ich sehr dafür gearbeitet, dass sie ihren Plan, nach ihrem Tode ein Studentinnenheim zu bauen bei Lebzeiten in Angriff nahm, um die Freude noch selbst daran zu haben. Die Architektin Winkelmann - die erste Leiterin Otilie Fleer - habe ich ihr zugeführt.

Und welches Glück, dass sie darauf einging, anzufangen! Dann kam der Krieg - die Inflation - das Haus hätte nie mehr entstehen können.

So verging das Leben in Berlin in steter Bewegung und viel interessanten Erlebnissen, bis zum Jahre 14. Nein, vorher kam noch 1913 Ediths Verheiratung.

Ich traf in einer Gesellschaft bei von G's unter anderen den Frh. von Ketelhodt, der eben aus Afrika gekommen war. Mit dem kam ich in ein längeres Gespräch, in dem sich herausstellte, dass seine Mutter schon bei mir im Hause gewesen war, usw. Den nächsten Tag machte mir dieser Herr einen Besuch (bei dem er unglaubliche Mengen Kaffee und Kuchen vertilgte) - Nora und ich haben noch oft über diesen ersten Besuch gelacht. Sehr eingehend erkundigte er sich immer wieder nach meiner ältesten Tochter, der Gärtnerin - wollte ihre Bilder sehen und bedauerte sehr, dass sie nicht in Deutschland war und dass gar keine Aussicht vorhanden war, sie in den nächsten Monaten in Berlin zu sehen. Edith war im Kaukasus bei meiner Freundin Frau Katharina Saradjeff.

Nur wenige Tage später bekam ich von meiner Tochter ein Telegramm: Tante Katja schwer erkrankt - muß in die Klinik von Norden - komme mit ihr zurück. - Wenige Wochen später waren Edith und Hans von K. verlobt. - Schicksal!

Die Heirat fand am 26. Februar 13 statt. Edith und Hans schienen beide ihr Ziel erreicht zu haben. Edith freute sich auf Afrika und ich mich auf mein erstes Enkelkind, das ich mir so heiß und innig wünschte.

Durch allerlei geschäftliche Dinge zog die Abreise sich hin und schließlich wollte sie die Entbindung in Europa abwarten. So kam es, dass Edith nach Rudolstadt kam und ich zur angegebenen Zeit mit der Diakonie-Hebamme und Pflegerin dazu hinfuhr. Edith hielt uns alle lange in Atem - 3 Wochen - bis zum 23. April 14 warteten wir auf das Ereignis. Dann kam es

- glatt - normal und gut. Ich war die erste, die das süße, herzige Menschlein in die Arme bekam, ein wonniges, blondes, langes, schlankes Mägdelein - unsere Ebbe.

Was ich in dieser Nacht durchlebte, das kann ich Euch gar nicht beschreiben - meine größte und tiefste Erschütterung in dem halben Jahrhundert meines Lebens.

Ich nahm sie aus dem Bade in die Arme - drückte sie ans Herz als gehöre sie mir, mir ganz allein - trug sie in die alte Wiege - bettete sie da und verbrachte die Nacht kniend an der Wiege (zweimal stellte ich sie auf den Kopf, weil sie zu viel geschluckt hatte - das mußte heraus). Edith wußte ich geborgen und gut gepflegt - aber das Kind, das Kind gehörte mir diese erste Nacht! - - So habe ich Dich, mein erstes Enkelkind empfangen! Und so ist meine Liebe für Dich geblieben und gewachsen - meine Liebe, meine Hoffnung und mein heißes Wünschen für Dein Glück - für Deine Zukunft.

Am 15. Juni war ich von Nauheim herüber gekommen zur Taufe. Ein Altar war aufgestellt mit schwarzen Decken und schönem altem Silber (wie zu einer Beerdigung) - ich hatte zwei große Körbe Rosen mitgebracht, aus den berühmten Rosenplantagen bei Nauheim hatte ich sie mir geholt und nun ging's ans Schmücken - alles leuchtete auf - es sah bezaubernd aus - auch die Wiege war ganz mit herrlichen Rosen geschmückt. Es wurde von Ketelhodts Seite behauptet, ich hätte aus der Taufstube einen Venusberg gemacht - worauf ich erwiderte: "Und wenn schon - Taufe eines ersten Enkelkinds sei ein Freuden- und kein Trauerfest". - Ich wünschte, ich könnte diesem Kinde immer wieder Rosen auf den Lebensweg streuen.

Der Besuch meines Jungen, meines heißgeliebten Jungen, der von einer Jahresreise nach Kiel zurückgekommen war, lag noch vor der Taufe. Er hatte Urlaub bekommen, kam nach Berlin, hörte, ich sei in Rudolstadt und Edith hätte ein Töchterchen geboren. Schnell entschlossen reiste er nach Rudolstadt, sah seine Schwester als strahlend glückliche Mutter und seine kleine Nichte. „Wie gefällt sie Dir?“ fragte ich. Er wußte nicht, was er sagen sollte - hatte kaum je so ein kleines Kindchen gesehen und antwortete mit stark russischer Betonung: „Sie hat ein sehr sympathisches Profil.“

Dieses war im April 14. Ich ahnte nicht, dass es das letzte Mal war, dass ich meinen großen, stattlichen Jungen sah. - Er sagte mir noch zum Abschied: „Jetzt will ich auch bald heiraten - ich bin 28 Jahre, habe die Möglichkeit und weiß, dass ein treues Mädchenherz auf ihren

Admiral wartet“ (v. Gilse v.d. Pals) - das waren fast die letzten Worte „und dann kommst Du zu uns“.

Und dann kam der Krieg - der uns alle um Wohlstand und Glück - um Leben brachte - der grauenvolle, ach so unnütze Krieg, der alles, alles zerstörte. Ich sah meinen Jungen nie wieder - erhielt nur noch zwei Briefe. Der zweite Brief brachte mir die Nachricht, dass er bei der Anwesenheit von Poincaré die ganze Zeit als Adjutant um ihn herum war - die Verhandlungen mit anhören mußte (da er perfekter Franzose war). Er schrieb, ob ich nicht zurückkommen wollte - es wäre widerlich, die Küsserei des Zaren und Poincarés mitanzusehen zu müssen die Friedensbeteuerungen zu hören, „wo man doch genau wußte, was vorgehe“. - Dieser Satz machte mich stutzig - ich verstand ihn nicht, ich fühlte nur, dass er mir etwas sagen wollte und nicht durfte. - Diesen Brief hatte ich mehrere Nächte unter dem Kopfkissen. Ich war wie gewöhnlich im Juli mit Frau von Hansemann auf Rügen auf ihrem Schloß Dwasieden. Nora war mit ihren Freunden von Werners in Holland - Edith mit Mann und Kind in Rudolstadt. Da kam die furchtbare Erklärung - Krieg - Krieg!

In der Nacht stand ich oben im Schloß und sah aufs Meer. Die schwimmenden Bojen wurden entfernt - die Lichter gelöscht - es war entschieden - Krieg!

Sassnitz war das letzte Loch durch welches alle Russen aus dem Lande mußten. Tag und Nacht sollten die Russen, die noch aus den Seebädern kamen, gesammelt in Viehwagen (mit Kindern) abgeschoben werden. Der Gutsverwalter, Herr Beyrich, haftete als Reserveoffizier mit seinem Kopfe dafür, dass kein Russe nach Berlin durfte. Ich war so unvorsichtig, ihm zu sagen: „Na einen werden Sie noch durchlassen müssen.“ - „Nein“ - ich sagte ihm „mich“! Ich sah, wie er erblaßte und mir sagte „Es tut mir leid - ich muß Sie hier im Schloß internieren.“

Weder Frau von H. noch ich hatten daran gedacht, dass so etwas möglich sei. Papiere hatte ich keine mit und so erzwang Frau v. H. meine Befreiung und nach 4 Tagen reisten wir, wie gewöhnlich im reservierten Abteil I. Kl. nach Berlin. Vor dem Coupé in Unteroffiziersuniform der Schloßverwalter - die Dienerschaft im Nebencoupé. Ich lag der Länge nach und mir war hundeeelend. - Die Fahrt von Sassnitz nach Berlin dauerte 17 Stunden (statt 4 Stunden). Wir wurden an der Bahn von Wagen mit Kutscher und Diener abgeholt. Ich brachte zuerst Frau v. H. in ihr Haus und fuhr dann auf ihren Wunsch ebenso nach Hause in meine Wohnung Courbière-Str. 14. Als ich vorfuhr, in meine Wohnung hinauf wollte, wo

meine 2 Mädchen mich an der Tür empfangen, ging es los. „Da kommt die russische Spionin“ usw. -

Halb tollgewordene Weiber griffen mich an - mein Kohlenhändler Engelmann verteidigte mich - kurz, es war scheußlich. Jeder kannte mich doch in der Straße - ich habe über 35 Jahre immer im selben Hause gewohnt. Ich konnte einfach nicht in meine Wohnung, mußte mit dem Wagen von Frau von H. in die Tiergartenstraße 31 zurück - da waren immerhin noch 5 männliche Dienstboten zum Schutz. Hier blieb ich 10 Tage, bis meine Straße sich beruhigt hatte. Dann waren meine Papiere bald in Ordnung - ich kam ins Zentralkomitee vom Roten Kreuz, wo ich als Mitarbeiterin 4 Jahre oft recht schweren Dienst hatte. Ich hatte gute Bürgen: Herrn von Caprivi, Enkel und Frau von Hansemann, im Roten Kreuz Exc. von Boetticher und Christian Krafft von Hohenlohe.

Zuerst arbeitet ich mit Gräfin Pourtales in der Russ. Abteilung - dann später aber in verschiedenen. Mußte oft die Frau Kriegsminister Wild von Hohenborn vertreten, besonders bei den Fahrten in die Lazarette - mein Examen hatte ich auch absolviert - ich fürchtete mich vor keiner Baracke - hatte ja selbst alles durchgemacht, Typhus, Cholera usw. Professor Fürbringer wollte immer meine Begleitung bei Inspektionsfahrten haben. In diesen 4 Jahren habe ich viel Jammer und Elend aber auch viel Größe und Selbstaufopferung gesehen. Ergreifend war es immer wieder, aus dem Munde der so schwer Verletzten zu hören: „Aber selbstverständlich, sobald ich einigermaßen gesund bin, geh' ich wieder raus!“ - Ich habe diese Menschen bewundert.

Während meiner Arbeit beim Roten Kreuz machte ich den Versuch, die sich damals als sehr unzureichend zeigende Bekleidung der Krankenschwestern für den Felddienst im Osten zu reformieren. Von Frau Hansemann hatte ich die Mittel zugesagt bekommen, einmal für 20 Schwestern probeweise die Kleidung nach meinem Ermessen zu bestellen. Ich setzte mich mit dem Spezialgeschäft Loden-Matz in Verbindung und machte meine Vorschläge.

Es fing an mit derben, warm gefütterten - Schnürstiefeln, dann wollenen Strümpfen, Wickelgamaschen, Lodenkleidern. Darüber kam ein aufknöpfbare Lodenrock und eine Lodenjacke. Als Mantel diente ein weites Cape (Muster Münchner Kindl), das so weit war, dass man es bequem als Decke benutzen konnte. Bei schweren Hantierungen, beim Knien oder Tragen von Bahren, konnte der Rock mühelos abgestreift werden. Die Kopfbedeckung

war eine fest abschließende Ohrenkappe. Warm gefütterte Handschuhe an einem Bande vervollständigten diesen praktischen Anzug, der aus bestem, weichem dunkelgrünem Lodenmaterial hergestellt war.

Ich führte diese ersten Trachten im Central-Komitee vor. Mit großem Interesse nahm die Vorsitzende davon Kenntnis, und ich durfte sagen, dass 200 Kostüme gestiftet waren. Die Bestellung wurde ausgeführt und als Geschenk von Frau von Hansemann an die Schwestern, die nach dem Osten gingen, verteilt. Die vielen Dankesbriefe, die wir dann darauf erhielten, legten Zeugnis ab für die Zweckmäßigkeit dieser neuen nützlichen Kleidung.

Wie schwer ich darunter litt, dass mein Einziger nicht auf deutscher Seite sein konnte - das kann ich Euch nicht beschreiben - das muß man durchlebt - - durchlitten haben. - Hans bei der deutschen Marine - mein Peter-Heinrich auf russischer Seite - mein Herz auf deutscher, denn ich war doch deutsch mit ganzem Herzen - mein Vaterland war Deutschland von Kind an - trotz der Geburt in Rußland - meine 4 Brüder Deutsche - bis ins innerste Mark Deutsche.

Über den Krieg selbst will und kann ich nichts schreiben - das Leid war zu groß und zu schwer zu tragen für alle, die ihn mit Bewußtsein erlebten und die ihre Angehörigen dabei hatten. Möge eine so furchtbare Zeit nie, nie wiederkommen - mögen nur Menschen zur Macht und Entscheidung kommen, die wissen, was ein europäischer Krieg bedeuten würde - mit den furchtbaren Mitteln der Neuzeit - Vernichtung der ganzen Zivilisation und dem Siege des menschenmordenden Bolschewismus. Dieser furchtbare Gedanke macht einem das Sterben leichter .

Aber Ihr, die Ihr das Leben noch vor Euch habt - Ihr müßt jeder an seinem Platz gegen diese Wahnsinnsseuche des Bolschewismus kämpfen und ringen, dass dieses „Giftgas“ nicht über deutsches Land kommt.

Ich habe den schweren Schmerz erfahren, durch den Tod meines Einzigen am 17. März 1917. Er stand auf seinem Posten als Kommandant seines Schiffes und sah die meuternde Bande am Ufer vorüberziehen (Helsingfors). Seine Matrosen flehten ihn an, er möchte unter Deck gehen - doch wollte er seinen Posten als Kommandant nicht verlassen und so traf ihn eine tödliche Kugel in den Hinterkopf. Diese Gewißheit habe ich erst nach langen, langen Jahren

bekommen, nachdem ich mich vorher mit der furchtbaren Vorstellung abquälen mußte, dass er durch meuternde Matrosen erstochen worden sei.

Wie mich dieser Schlag traf, das, meine geliebten Enkelkinder, werdet ihr hoffentlich nie, nie verstehen lernen, denn das kann nur der begreifen, der es durchlebte und weiter leben mußte.

Meine Tochter Nora, die seit Kriegsausbruch in der Schweiz lebte und bei Bircher-Benner tätig war, litt schwer unter der Trennung von allem, was ihr lieb war.

Ein Brief von Dr. Bircher-Benner brachte mir die aufregende Nachricht, dass sie einen Blutsturz gehabt hätte und die merkwürdige Bemerkung dazu - sie habe sich an einem Stück Schokolade verschluckt. - Ich reiste sofort nach Zürich, fand sie in ihrem Krankenzimmer von Blumen und Menschen umgeben - mit ihren leuchtenden, lachenden Augen sah sie gar nicht krank aus. Das erste, was ich tat, war, einen deutschen Professor zu rufen, der sie untersuchte und mir sagte, dass beide Lungenspitzen angegriffen wären, dass sie sofort nach Davos müsse und ein paar Monate vollständige Ruhe halten. Sie wäre überanstrengt und hätte sich offenbar durch die Behandlung Lungenkranker infiziert.

Sie kam in das Sanatorium Turban - die Diagnose von Dr. T. lautete: ein oder zwei Jahre Höhenklima und sie würde gesunden. Sie war dann ungefähr ein Jahr dort - das Sanatorium war ihr sehr über - sie hatte Menschen kennengelernt, die über Mazdaznan sehr schwärmten und so ging sie ohne meinen Willen damals auf den Herrliberg. In der Zeit bekam ich wochenlang keine Nachricht von ihr, bis sie es übers Herz brachte, mir zu sagen, dass sie aus dem Sanatorium geflüchtet sei. Auf dem Herrliberg hatte sie angefangen, Singstunden zu nehmen - 2-3 mal die Woche zu tanzen - kurz, alles zu tun, was ihr zum Schaden war.

Von einer Schwester, die ich gebeten hatte, nach ihr zu sehen, bekam ich eines Tages das Telegramm: - - Nora mourante - . Die veränderte Lebensweise hatte sie vollständig zugrunde gerichtet. Sie hatte 20 Pfund abgenommen, hustete furchtbar, war dem Tode nahe. Ich reiste wieder zu ihr und war erschüttert über alles, was ich auf dem Herrliberg kennenlernte. Natürlich nahm ich sie dort fort und brachte sie in ein anderes Sanatorium. Ich mußte sie wieder verlassen, weil ich schlechte Nachrichten aus Stuttgart hatte, wo meine Mutter schwer erkrankt war. Nach mehreren Monaten brachte ich sie dann nach Clavadelle (300 m über Davos). Zuerst trat eine leichte Besserung ein, sie konnte wieder aufstehen - wir saßen viel in

der Sonne - bis dann plötzlich wieder ein Rückfall eintrat und die Ärzte mir rieten, mit ihr in den Schwarzwald hinunterzugehen, es könnte höchstens noch 3 Monate dauern. Mit einem Extra-Sanitätswaggon - einer Art Aussichtswagen - brachte ich sie dann bis Todtmoos und dort kam sie ins Sanatorium Verawald. - Statt drei Monaten hat es dann noch drei Jahre gedauert. Von Verawald wurde ich wiederum nach Stuttgart abgerufen, wo meine Mutter im Sterben lag. Während dieser Zeit haben sie sie von Verawald nach Badenweiler geschickt. Meine Mutter starb und ich ging dann wieder zu Nora nach Badenweiler. Einige Monate dauerte es noch - und am 26. November 1923 schloß sie ihre schönen Augen für ewig.

Am dritten Tage wurde Nora zu Grabe getragen. Zu gleicher Zeit eine kleine Baltin, die in derselben Nacht verschieden war.

Die Nacht vor der Beisetzung wird mir unvergeßlich bleiben, denn es trat ein Naturereignis in Erscheinung, wie ich es nur einmal erlebte. Es erhob sich ein gewaltiger Sturm mit Regen und zu gleicher Zeit setzte ein so furchtbarer Temperatursturz ein, dass sofort alles vereiste. Es waren 10 Grad Kälte.

Als ich am nächsten Morgen zur Kapelle gehen wollte, um diese zu schmücken, fand ich auf dem Wege sämtliche Telegrafentangen umgestürzt. Die Drähte steckten wie in Glasröhren. Am schlimmsten war es mit den efeuwachsenen Blumen. Jedes einzelne Efeublatt steckte in einer Eishülle und alles klirrte wie Glas im Winde. Etwas ähnliches habe ich nie wieder erlebt.

Für die Beerdigung hatte der Prinz von Hohenlohe eine wunderbare Dekoration aus Palmenblättern und Blumen aus Freiburg kommen lassen. Dieser kranke gelähmte Mann wollte sich dafür dankbar erweisen, weil ich ihm in seiner Krankheit so oft Gesellschaft geleistet hatte.

Dass ich diesen schweren Verlust meines geliebten Kindes überwunden habe, verdanke ich der grenzenlosen Liebe, die ich zu meinen Enkeln hatte und der Sorge um Ullas Gesundheit. 4 Wochen blieb ich noch in Badenweiler, in dem Sterbezimmer meines Kindes - treu gepflegt von den Schwestern - bis zum Silvesterabend, an dem ich nach Rudolstadt abreiste.

Meinen Empfang in Rudolstadt muß ich Euch doch schildern, obgleich es keine Begebenheit ist, die man gern in Erinnerung festhält.

An der Bahn wurde ich von Onkel Gerd abgeholt. Er bat mich, zuerst mit in sein Haus zu kommen, er hätte mir etwas zu sagen. Als ich ihm gegenüber saß, sagte er: „Es ist mir schwer, einen Auftrag meiner Mutter Dir auszurichten - aber ich muß es tun. Meine Mutter verbietet Dir den Eintritt in ihr Haus.“ Als ich nach dem Grunde fragte, erwiderte er mir: „Ich kenne den Grund nicht - ihre Worte waren - die Demokratin kommt mir nicht ins Haus.“ Worauf ich empört antwortete: „Ich komme nicht zu Deiner Mutter - ich komme zu meiner Tochter und vor allem zu meinem schwerkranken Enkelkinde Ulrike“. - Er fügte dann noch hinzu: „Meine Mutter hatte noch gesagt, wenn Du es erzwingen solltest, würde sie die Polizei rufen.“ Ich ließ mich in meinem Vorhaben nicht hindern und ging direkt in die Adolfstraße 16 - läutete am Haus, Truda öffnete, sah mich und lief fort. - Ich ging stracks in das Zimmer meiner Tochter und fand nun dort in einem großen Zimmer fünf Menschen beisammen wohnen. Edith mit ihrem Mann und den drei Kindern - Roswitha noch als Säugling, Ulla schwerkrank liegend. Ein kleiner Kanonenofen erwärmte schwach das Zimmer. Dieser Eindruck war unbeschreiblich. Meine Tochter brach in Tränen aus und ich sagte ihr: „So lebst Du hier? Das ist ja unmöglich!“

Als ich mich über Ullas Bettchen beugte, strahlten mich ein Paar Augen an, die mir durch und durch gingen. Sie legte mir ihre halbgelähmten Ärmchen um den Hals, und dieser Willkommensgruß brach mir fast das Herz.

Ich blieb nur kurze Zeit in diesem ungastlichen Hause - lief fort, lief planlos in der Stadt herum, nach einem Ausweg grübelnd. Ich wußte, dass ich hier eingreifen mußte - aber das Wie war mir noch nicht klar. Bis ich auf den Gedanken kam, der Mieterin meiner Berliner Wohnung zu kündigen und die ganze Familie dann zu mir zu nehmen. Hier wurde ich gebraucht - meine kleine Ulla stand über allem! Ich hatte nur noch den einen Gedanken, dieses Kind gesundzupflegen. Die telegrafische Verständigung mit Berlin klappte sofort und es ließ sich alles schneller regeln als gedacht. Am nächsten Tage besprach ich alles mit Edith - sie war einverstanden, mit der Familie zu mir nach Berlin überzusiedeln.

Mit dieser neuen Aufgabe, der Sorge um sieben Menschen, die ich nun auf mich genommen hatte, war mein Leben wieder erfüllt und es wurde mir dadurch leichter, meinen großen Kummer um den Verlust meiner Nora zu überwinden.

Die Behandlung der kleinen Ulla wurde sofort eingeleitet - 2 Ärztinnen konsultiert und auf deren Rat eine orthopädische Behandlung vorgenommen. So kam ich mit dem kranken Kind zu Frl. Kuttner, die in der Nähe des Lietzensees wohnte und eine Nichte des bekannten Professor Kuttner war. Sie war in ihrem Fach sehr bedeutend und hatte eine große Praxis. Ihrem besonderen Verständnis und Entgegenkommen ist es zu danken, dass wir die Behandlung verwirklichen konnten, denn über 2 Jahre lang waren wöchentlich 45 Behandlungen erforderlich. Der Erfolg war wunderbar. Ulla lernte wieder gehen und wurde von Monat zu Monat widerstandsfähiger.

Mir hat das Zusammenleben mit meiner Tochter und den Kindern über vieles hinweggeholfen - aber nach 2 Jahren merkte ich doch, dass Edith nicht glücklich war in der Stadt. Sie sehnte sich aufs Land. Und wie sich dieser Wunsch verwirklichte - das findet ihr in dem Kapitel Minna Cauer - Paul Geheeb.

Für mich hatte Berlin, nachdem meine Kinder nach Oberhambach übersiedelt waren und meine teuren Freunde wie Minna Cauer und Ottilie von Hanseemann nicht mehr lebten, seinen Reiz verloren.

Ich fühlte mich einsam, folgte meiner Sehnsucht und folgte meiner Tochter und meinen Enkelkindern nach Oberhambach nach. Wir hatten den Bau eines Hauses beschlossen, den wir auf Anraten von Paul Geheeb vornahmen, um uns hier seßhaft zu machen. Dies geschah im Jahre 1929. Mit der Gestaltung eines eigenen Heimes war der Gedanke verbunden, das Haus so viel größer zu bauen, um Gäste aufnehmen zu können. Auch das wieder war Paul Geheeb's Vorschlag - für seine Schule, die immer größer wurde, hatte sich die Notwendigkeit gezeigt, eine Unterbringungsmöglichkeit für die Angehörigen der Kinder zu schaffen, die doch häufiger, für kürzere und auch längere Zeit zu Besuch kamen.

Dieser Gedanke hat sich gut bewährt, denn einmal hat es unsere Lebenshaltung erleichtert, - und zum anderen brachte es uns Freude über Freude, mit so manchen interessanten Menschen in Beziehung zu treten.

Für meine Tochter Edith bedeutete der Garten und das Landleben wirklich die Erfüllung ihres Lebenswunsches und befriedigte sie in vollem Maße. Zehn schöne Lebensjahre hat sie hier noch gehabt, konnte ihre Kinder aufblühen sehen und ihnen eine frohe, unbelastete Jugend und die allerbeste Erziehung - angedeihen lassen. Auch ich habe nach all dem Schweren, was das Leben mir gebracht hatte, meinen Frohsinn und meine innere Ruhe wiedergefunden - das Leben für meine vier Enkelkinder war nun mein Lebensinhalt geworden.

Dann griff das Schicksal abermals ein - die Erkrankung meiner Edith, von deren Hoffnungslosigkeit ich die ersten zwei Jahre nichts ahnte, das letzte Jahr aber fast zusammenbrach unter der Gewißheit, dass es keine Rettung für sie gab.

Am 10. September 1939 ist sie aus dieser Welt geschieden - wenige Tage nachdem dieser unheilvollste aller Kriege seinen Anfang nahm.



Gründung des Deutschen Frauen-Clubs

Im Jahre 1898 schlug ich Frau Cauer vor, einen Deutschen Frauen-Club zu gründen. Sie fand die Idee gut, wollte selbst aber nichts damit zu tun haben, weil sie den oberflächlichen gesellschaftlichen Kreisen ziemlich ablehnend gegenüberstand. Die Beweggründe, die ich hatte, waren die, den Frauen der Gesellschaftskreise Gelegenheit zu geben, die strebende, arbeitende und studierende Frau näher kennenzulernen.

Frau von Hanseemann wollte das Präsidium nicht übernehmen und schlug mir damals Exc. von Leyden vor, die dann das Präsidium auch übernahm. So wurde der erste Deutsche Frauen-Club im Jahre 1898 begründet. Wir mieteten in der Schadowstraße 10 das bekannte Schadow-Haus, ein entzückendes Haus mit Garten. Der Vorstand setzte sich zusammen aus Frauen aller Kreise. Es gelang uns, zu Mitgliedern Künstlerinnen, die ersten Ärztinnen und studierenden Frauen zu gewinnen. Durch dieses Club-Leben lernten nun die Damen der Gesellschaft Persönlichkeiten kennen, die kämpfend im Leben standen. Um einige Namen zu nennen - es gehörten dazu: Louise Dumont, Gertrud Eysoldt, eine Reihe unserer ersten Ärztinnen, wie Dr. Agnes Bluhm. Die Juristin Anita Augspurg usw. Dieser Club hat seinen Zweck voll und ganz erfüllt - er hat 10 Jahre bestanden. Oft hatten wir interessante Vorträge von Künstlern und Gelehrten - im Sommer wunderschöne Gartenfeste, so dass nicht zu viel behauptet ist, wenn ich sage, dass der Club eine außergewöhnlich große Bedeutung gewann. Die Musik spielte eine große Rolle - jede Woche fanden 12 Musikabende statt, an denen Privatleute wie hervorragende Künstler zu hören waren.

Mit diesem ersten Frauen-Club hatte sich erst einmal der Clubgedanke durchgesetzt. Nach 10 Jahren brachten uns Engländerinnen die Idee eines internationalen Clubs. Wir nahmen diesen Gedanken auf und so entwickelte sich aus unserem Club der Lyzeum-Club, der ebenso in London, in Paris und Rom, in Amerika, also überall in der Welt begründet wurde, um der sozialen Idee näher zu kommen und den lernenden und studierenden Frauen auch im Auslande Gelegenheit zu geben, gleich die richtigen Verbindungen anzuknüpfen. So ist das Beispiel, das ich Euch gebe, Eurer Mutter Studium in London.

Nachdem sie sich bei ihrer Ankunft im Club eingetragen hatte als studierende Gärtnerin, erhielt sie sofort Einladungen zur Besichtigung von großen Privatgärtnerereien, die ihr den Einblick gewährten in Spezialkulturen, wie sie es sich gewünscht hatte.

Bis noch vor wenigen Jahren hat dieser Club seinen nützlichen Zwecken gedient und ist vielen alleinstehenden und kämpfenden Frauen eine Heimat gewesen. Auch hier war ich etwa 20 Jahre im Vorstand, solange, wie ich in Berlin lebte.

Der erste Internationale Frauen-Kongreß in Deutschland

Es war die erste größere Aufgabe, die mir gestellt wurde - die lokale Organisation des Kongresses, den Verkehr mit der Stadtverwaltung, der Presse, der Polizei einzuleiten. Meine erste Unterhaltung mit dem Bürgermeister von Berlin bestand darin, den großen Fürstensaal im Berliner Rathaus für 10 Tage zu belegen. Der Bürgermeister (Kirchner) sagte mir lächelnd, den Fürstensaal würden wir niemals füllen können - er fasse 3000 Personen und davon könne wohl keine Rede sein. Er wolle uns den Bürgersaal geben, der etwa 300 Personen faßte - worauf ich ihm antwortete, das käme gar nicht in Frage für uns, denn wir rechneten mit sehr großem Besuch. Es bedurfte fast eines Kampfes und er versprach mir dann den gewünschten Saal wenigstens zum ersten Tage. Ich sagte ihm, dass er sich hoffentlich selbst davon überzeugen würde, dass wir ihn über die ganze Zeit hinaus behalten müßten.

Allein 93 Presseherren waren zu betreuen und das war auch wieder meine Aufgabe. Als Kongreßabzeichen hatte ich etwas erfunden, was von da ab fast alle Kongresse aufgenommen haben und das war die Schleife in den Farben der jeweiligen Länder, damit die Delegierten aus den verschiedenen Städten eines Landes sich untereinander kennenlernen konnten und zusammenfanden. Diese praktische Sache ist von da ab von allen Kongressen übernommen worden.

Der Andrang war weit über unsere Erwartungen groß. Ich mußte mich an die Polizei wenden - das ging sogar bis zur berittenen Schutzmannschaft.

Die Eröffnung lag in den Händen von Frau L.M. und Minna Cauer. In den ersten Tagen trat Lily Braun, geb. von Kretschmar, verw. von Gezicky auf. Sie war Sozialdemokratin geworden und hatte ein Referat über die Lage der deutschen Arbeiterin zu halten. Sie war in schwarzen Samt gekleidet, hatte aus blondem Schildpatt eine Lorgnette in der Hand mit ihren Initialen in Brillanten, betrachtete damit das Publikum bevor sie anfang und begann mit den Worten „Wir proletarischen Frauen.....“. Ich stand neben ihr und Zischte - das Zischen wurde

aufgenommen - nachher stellte mich ihr Mann und sagte: „Sie, als Lilys Freundin haben das Zeichen zum Zischen gegeben“ - worauf ich ihm antwortete: „Das ging mir doch über die Hutschnur - die proletarischen Frauen - das durfte nicht kommen!“ Im ganzen verlief der Kongreß glänzend. Die Anstrengungen waren sehr groß - ich war schon morgens um 7 Uhr im Fürstensaal des Rathauses mit den 30 Putzfrauen, um alles in Ordnung zu bringen und um 9 Uhr fix und fertig zu sein.

Der Andrang wuchs von Tag zu Tag und die ganze Presse nahm sich des Kongresses sehr an. Wir hatten viel Erfolg, besonders durch die Anwesenheit der vielen, vielen Ausländerinnen. Es fehlte kaum ein Name von bedeutenden Schriftstellerinnen der verschiedenen Länder (nachlesen im Kongreß-Buch!).

Jedenfalls war mit diesem Unternehmen nun der erste Schritt getan, die Arbeit der deutschen Frau vor der europäischen Öffentlichkeit zu beleuchten. Die Beziehungen, die hier geknüpft wurden, waren fruchtbringend und grundlegend für die Weiterentwicklung der gemeinsamen internationalen Frauenarbeit.

Internationale Liga für Frieden und Freiheit in Zürich

Während die Konferenz in Versailles tagte, fand ein Internationaler Frauenkongreß in Zürich statt, - zu dem aus allen Ländern Frauen herbeigeströmt waren. Ich war eine der deutschen Delegierten - als jüngste und unbedeutendste wurde ich immer in den Vordergrund geschoben, weil ich mich nie verblüffen ließ. Bevor wir nach Zürich fuhren, hatten wir den Auftrag, uns beim deutschen Gesandten in Bern vorzustellen. Wir wurden empfangen wie die Schulmädchen. Ich hatte das Gefühl, dass der Gesandte sich selber genierte, reifen Menschen einen Vortrag über gutes Benehmen halten zu müssen.

Er richtete an uns die Frage, ob wir uns wohl auch bewußt seien, dass wir bei diesem wichtigen Kongreß Deutschland würdig zu vertreten hätten - - Wie gewöhnlich hatte man mich dazu bestimmt, ihm die Antwort zu geben. Soviel ich mich erinnere, sagte ich ihm: „Jawohl, Exzellenz, wir sind uns voll und ganz der Aufgabe bewußt, die man uns gestellt hat. Wir werden uns weder etwas gefallen lassen noch werden wir irgendwelche Taktfehler uns zuschulden kommen lassen. Dafür glaube ich Ihnen die Versicherung geben zu können.“ Der Gesandte verbeugte sich und sagte: „Ich sehe, dass die Angelegenheit in guten Händen liegt.“

In Zürich zu der Eröffnung des Kongresses gingen wir wie selbstverständlich auf die erste Reihe zu, die wir von jeher einzunehmen gewöhnt waren - - jedoch bemerkten wir zu unserem Erstaunen, dass man uns ganz hinten plazierte hatte. Das war nun für mich der Anlaß, das Versprechen, uns nichts gefallen zu lassen, zu halten. Ich ging sofort zu der englischen Delegierten Mrs. Snoden (Frau des damaligen Lordsiegelbewahrers, eine prachtvolle Erscheinung (die seinerzeit zu den „revolted girls“ gehört hatte), und sagte ihr, dass wir wohl nicht so plazierte wären, wie uns dies zustehe, und bat sie, die Sache in Ordnung zu bringen.

Sie gab ihr Versprechen und gleich noch bei der ersten Sitzung, nachdem der Kongreß kaum eröffnet war, bat sie um das Wort und fing mit der Frang an: „Where are my German sisters? I don't see them!“ Das wirkte! Und als wir zur Nachmittagssitzung erschienen, waren unsere 8 Plätze am ersten Tisch und vor jedem Platz lag ein Strauß Rosen.

Diese Liga sollte eine Kundgebung sein gegen die Unterzeichnung des Versailler Diktates.

Bisher fehlte nur die französische Delegierte, die man nicht zur Zeit aus Frankreich hatte ausreisen lassen und die deshalb verspätet eintraf. Sie erschien plötzlich während des zweiten Vortrages, direkt von der Bahn kommend, mit den Worten: „Me voilà!“ - Eine der deutschen Delegierten, die die Reden halten sollte und deshalb auf dem Podium saß, sprang auf, umarmte die französische Delegierte und überreichte ihr den eigenen Rosenstrauß. Diese impulsive Gebärde löste allseitig größten Beifall aus, weil dieser Augenblick zeigte, wie anders die Einstellung der Frauen ist zu dem Gedanken der Völkerverbrüderung.

Am 2. oder 3. Tage kam eine alte Amerikanerin auf mich zu und erklärte mir, sie wolle mich einmal allein unter 4 Augen sprechen und lud mit zu einem Frühstück ein. Ich wandte dagegen ein, dass doch viel bedeutendere Menschen unter uns wären - ob sie nicht lieber eine unserer Juristinnen sprechen wolle. Doch sie blieb dabei und wiederholte mehrmals: „No, I want you - I want you!“. Ich folgte ihrer Einladung und sie erzählte mir folgendes:

Erst einmal stellte sie sich vor als Privatsekretärin von Wilson. Sie war extra aus Paris gekommen, um uns aufmerksam zu machen, dass sich der Sinn der Vorschläge Wilsons in Versailles vollständig verschob. Sie hätte ihren Präsidenten nicht mehr verstanden und erkannt, so sei er beeinflußt worden. Ihre Worte in stark amerikanischem Akzent und begleitet

von lebhaftester Gebärde waren: „Sie haben ihn gewuickelt und gewuickelt - und gewuickelt und eingewuickelt - ich kenne meinen Präsidenten nicht mehr!“ Da wir in einem Restaurant frühstückten, wo viele Delegierte verkehrten, mußte ich ihre Erregung immer etwas dämpfen, denn durch ihre Lebhaftigkeit lenkte sie aller Aufmerksamkeit auf uns. Ihr Vorschlag ging nun dahin, dass wir vom Kongreß eine Delegation nach Versailles schicken sollten, um zu retten, was zu retten sei. Um uns dies zu sagen, war sie eigens hierher gereist.

Mir waren ihre Eröffnungen äußerst interessant und ich veranlaßte sie, ihre Ausführungen auch den anderen deutschen Delegierten gegenüber zu wiederholen. Dies geschah und man beschloß, diese Angelegenheit in einer kleinen internationalen Kommission zu beraten. Der Effekt war der, dass auf Antrag von Mrs. Snoden 45 Delegierte nach Paris reisten - aber niemand von Deutschland mitging. Die Kommission stand auf dem Standpunkt, dass es viel wirkungsvoller sei, wenn die Deutschen nicht mitgingen. Erfolg hatte diese Beratung in Paris keinen.

Die Tagung des Kongresses stand weiterhin nun stark unter der Einwirkung von den Nachrichten, die uns die Delegierten zurückbrachten. Das eine aber wurde beschlossen, trotz aller Schwierigkeiten weiter zu arbeiten und den Gedanken weiter hochzuhalten, dass es eine Zeit geben würde und geben müsse, da die Kriege zur Unmöglichkeit würden. - -



Oranienbaum

Die Jahre in Oranienbaum gehören für mich zu den schönsten Erinnerungen. Früh im Mai ging es aufs Land. Der Frühling in Rußland kommt ganz plötzlich über Nacht. Kaum ist die Kälte überwunden, dann brechen alle Knospen auf - die Wiesen blühen - die Vögel jubilieren - die Nachtigallen schlagen - Tage sind lang und hell, dass man noch Tennis oder Croquet spielen kann, im Sommer bis 12 und 1 Uhr nachts.

Unser Haus lag hoch über der Festung Kronstadt. Die Besetzung hieß Dubki, d.h. Eichenhain. Rings um das Haus standen mächtige alte, schöne Eichen. Es lag noch einsamer als unser Haus im Odenwald. Das Landhaus war ganz aus Holz erbaut und mit einem Gang verbunden war das Küchenhaus, und unter den Bäumen lag der sogenannte Keller, den ich Euch schildern muß:

Solch ein russischer Keller ist etwas ganz Besonderes. Von oben sieht man nur ein Dach, was vielleicht auf 1½ m Höhe ruht. Dieser Keller liegt in nicht zu großer Entfernung vom Küchenhaus. Er ist tief, tief ausgegraben - etwa 4-5 m. Dieser Raum wird nun im Winter angefüllt mit Eisblöcken von beträchtlicher Größe, die man auf Schlitten herbeischafft und sie dann einschachtelt, gewissermaßen wie ein Dominospiel. Der Keller wird so angefüllt bis zur Höhe des Erdbodens und die Eisschicht wird abgedeckt mit einer beweglichen Decke aus Holz, die jeweils mit dem Schmelzen des Eises sinkt. An drei Wänden dieses Raumes sind die Vorratsbretter angebracht und mit dem Sinken des Eises werden die Vorräte dann immer wieder umgepackt. Überdacht ist solch ein Keller mit Erde. In diesen Kellern läßt sich viel Provision für lange Zeit frisch erhalten.

Da wir immer sehr viel Besuch hatten, ließ ich mir sehr viele Vorräte aus Finnland kommen. Es wurden da immer große Binsenkörbe geschickt mit 100 Krebsen, 2-3 großen Lachsforellen, wunderbarer Butter und allem Guten, was man im Haushalt brauchte. Wenn wir fortfahren, unsere Gäste vom Dampfer abzuholen, dann brachten wir unsere reichen Vorräte immer gleich mit. 2-3 Wagen fahren immer zum Dampfboot, und voll bepackt mit Reichtümern und frohen Menschen kehrten wir zum Hause zurück.

Sonntags haben wir oft Picknick gemacht. Es wurde dann ein sehr gutes Frühstück vorbereitet - der Krebskorb kam mit und der große Samowar - alles wurde gut auf einen Wagen verpackt,

einige Teppiche mitgenommen und dann ging's los. In der Pilzzeit bekam jeder noch seinen Pilzkorb mit. Das war auch etwas ganz Besonderes. Es waren von den Blinden angefertigte runde Körbe, durch die mitten hindurch ein Stock führte mit runder gebogener Krücke und unten einer Metallspitze, so dass man beim Pilzsuchen den Stock mit dem Korb in den Waldboden spießen konnte und damit die Hände frei hatte. Oftmals wurden dann die Pilze auch gleich zubereitet, denn der Koch hatte ja immer das nötige Kochgeschirr mit.

Um bei solch einem Picknick den Gästen, die verspätet kamen, den Weg anzuzeigen, den die Wanderung genommen hatte, machten die Kinder eine Schnitzeljagd, indem sie den Weg entlang Papierschnitzel streuten. Es war immer ein Hauptspaß.

Dann wurde ein schöner Platz zum Rasten ausgesucht, ein Feuer gemacht und das Essen bereitet. Der Samowar hatte etwa die Größe eines drei bis vierjährigen Kindes - so war für alle Zwecke immer genügend heißes Wasser vorhanden.

Das Haus Eichenhain hatte etwa 20 Zimmer, wovon die meisten als Gästezimmer dienten. Am Kinderzimmer hatte ich etwas ganz Besonderes. Und zwar hatte ich für den Fall eines Feuers einen Rutschberg aus Holz anfertigen lassen, der direkt aus dem Fenster in den Garten führte. Diese Anlage war eine große Beruhigung, denn die Feuergefahr war groß, dadurch, dass das Haus ganz aus Holz erbaut war und auch das Dach aus Holzschindeln.

Ein besonderes Vergnügen war es, im Sommer zum Baden ans Meer zu fahren. Mit dem Wagen war es nur eine halbe Stunde Wegs.

Von einer Ausfahrt muß ich auch noch erzählen:

In einer Kalesche mit 2 Pferden und Kutscher fuhren mein Mann und ich zum Pilzesuchen. Nach etwa 1½ständiger Fahrt stiegen wir in einem uns fremden Walde aus und ließen den Kutscher warten. Wir waren wohl eine Stunde unterwegs, als wir an eine besonders schöne, auffallend grüne Wiese kamen. Plötzlich fing ich an zu sinken. Ich lachte und mein Mann wollte mir heraushelfen - auch er fing an zu sinken. Da merkten wir, dass wir in einen Sumpf geraten waren. Angestrengt riefen wir um Hilfe, aber es kam lange niemand. An einer erhöhten Stelle erschienen dann plötzlich zwei Vagabunden, die uns fragten, „Warum schreit ihr so?“ „Wir versinken!“ - „Ja, ihr versinkt - Ihr seid in einen Morast geraten, der schon manchen verschluckt hat.“ Was gebt Ihr uns, wenn wir Euch retten?“ worauf ich antwortete:

„Alles, was wir bei uns haben.“ Mit Baumstämmen und Zweigen haben sie sich an uns herangearbeitet. Ich war bereits bis über die Schultern versunken. Sie packten mich, zogen mich auf den Baumstamm und zogen mich heraus, mehr tot als lebendig. Schwarzer Schlamm deckte mich vollständig zu - meinem Mann haben sie auf die gleiche Weise geholfen und so lagen wir auf festem Boden. Unsere Helfer waren üble Gestalten - wahrscheinlich Verbrecher, die sich nicht in die Stadt wagen durften. Sie sahen verboten aus. Mein Mann gab ihnen seine Brieftasche, mit allem, was darin war und sie brachten uns auf einen sicheren Weg. Darüber waren Stunden vergangen, bis wir schließlich unseren Wagen wiederfanden. Der Kutscher hatte Angst bekommen und war schließlich in die Försterei gefahren, um die Suche nach uns aufnehmen zu lassen. Als wir nach Hause kamen in diesem schlimmen Zustand, wurden wir von unseren Dienstboten empfangen mit den Worten: „Gottseidank, dass ihr nicht versunken seid.“

Das war nun ein Oranienbaumerlebnis, das mir für immer unvergeßlich geblieben ist.

Die Residenz der kaiserlichen Familie, Peterhof, konnten wir mit unserem Wagen in 1½stündiger herrlichster Fahrt erreichen. Solange die kaiserliche Familie im Sommer dort residierte, gab es die prunkvollsten festlichen Veranstaltungen mit Militärmusik, Feuerwerk und Festbeleuchtung der einzigartigen Wasserspiele und die eleganteste Welt Petersburgs gab sich dort ein Stelldichein. Peterhof galt als das russische Versailles - nur wirkten die Wasserkünste viel großartiger, allein schon durch die Nähe des Meeres. Man sah da die schönsten Equipagen - die kaiserliche Familie mit den Kindern - die ganze Hofgesellschaft - einen Korso von eleganten Wagen.

Ich erinnere mich eines Tages als der deutsche Kaiser mit dem Prinzen Heinrich beim Zaren zu Gast war. Wir waren mit mehreren Wagen von Oranienbaum nach Peterhof gefahren, vor dem Palais ausgestiegen und sahen die beiden Regenten Kaffee trinkend auf der Terrasse stehen - der Zar mit dem Gesicht dem Publikum zugewandt, aber S.M. der deutsche Kaiser dem Publikum den Rücken kehrend, worüber man manche unliebenswürdige Bemerkung hörte. Etwas später dann kam der Kaiser die große Freitreppe herunter - eine Hofequipe fuhr vor und man hörte die an seinen Bruder gerichtete Aufforderung zum Einsteigen in unverfälschtem Berliner Dialekt: „Rin in die Kalesche!“

Diese festlichen Veranstaltungen auf dem Peterhof bedeuteten für uns immer eine besonders schöne Abwechslung. Dazu kamen diese unsagbar schönen hellleuchtenden Nächte, in denen

die Sonne nur für eine Stunde unterging, so dass man Sonnenuntergang und Sonnenaufgang kurz nacheinander erlebte. Im Peterhofer Park spielten immer mehrere Musikkapellen von den Garderegimentern - in weißgoldenen Uniformen. Es wurde eine Musik von künstlerischer Vollendung geboten, so dass wir unseren Gästen nichts besseres bieten konnten als solch eine Fahrt nach dem Peterhof. Mehrere Male erlebten wir auch großartigstes

Feuerwerk dort. Draußen auf dem Meere wurde es auf Schiffen abgebrannt, in einer Pracht, einem Glanz und Reichtum, wie es wohl nirgends wieder zu finden ist.



Peter-Heinrich

Jedes zweite Jahr besuchte ich meinen Jungen in Petersburg und das andere Jahr kam er zu mir nach Berlin.

Ich erinnere mich z.B. noch eines großen Balles, bei dem ich in allernächster Nähe, im Carré des damaligen Thronfolgers, des späteren Zaren Nikolaus II., mit einem russischen Marine-Admiral tanzte. Mir ist das bezaubende Lachen des jungen Thronfolgers immer noch in Erinnerung, des späteren Zaren, der so elend zugrunde gegangen ist. Mit diesem Zaren hat mein Peter mehrere interessante Erlebnisse gehabt.

Das erste schon mit 24 Jahren. Er war als Page im Schlafzimmer der Zaren als der Krieg mit Japan bekannt wurde. Der Zar stürzte in das Zimmer, warf sich auf sein Bett und schluchzte wie ein Kind. Die zwei Garde-Matrosen-Jungen standen wie die Puppen dabei und waren so Zeugen dieses Verzweiflungsausbruchs.

Ein anderes Erlebnis hatte er bei der sog. Wasserweihe (Jordan-Weihe). Diese Wasserweihe war ein Fest, das gefeiert wurde kurz vor dem Aufbruch des Eises der Newa. Ein großes Floß lag auf dem Eise. In einem feierlichen Festzuge bewegte sich die ganze hohe Geistlichkeit und Generalität von dem hochgelegenen Winterpalais zu diesem Floß, wo sich alles um den Zaren sammelte. Es nahmen nur Männer an diesem Fest teil. Der Zar mußte dann von dem geweihten Wasser trinken. - Natürlich war immer Sekt in dem Gefäß, da bekanntlich das Newawasser verseucht von Typhus und Cholera-Bazillen ist. - Von der Peter-Pauls-Kathedrale ertönten 101 Salutschüsse. Hinter dem Zaren standen drei Garde-Marine-Jungen und der mittelste als größter mit der Kaiserstandarte war Peter. Beim 17. oder 18. Schuß, der von der Peter-Paul-Festung erscholl, kam eine Kugel geflogen, traf die kaiserliche Standarte, die im Fallen den knienden Zaren traf. Dieser richtete sich auf, griff nach dem Arm Peters - die Kugel hatte ihn nicht getroffen, sondern war in das Winterpalais eingeschlagen - und sagte zu ihm: „Führe mich, das Schicksal hat uns vereint.“

Das dritte Erlebnis hatte er in den finnischen Schären, wo die kaiserliche Familie auf ihrer Yacht, wie alljährlich, unterwegs war. Peter war als erster Offizier auf dem Begleitschiff. Die kaiserliche Yacht lief auf eine Mine - der Boden des Schiffes wurde völlig aufgerissen und die Yacht sank (nachher hieß es überall, sie wäre auf einen Felsen aufgelaufen). Die ganze

kaiserliche Familie kam nun auf das Begleitschiff und blieb noch für mehrere Wochen unterwegs.

Peter bekam den Auftrag, sich der Kinder anzunehmen. Beim Baden und Schwimmen hatte er die kaiserlichen Kinder mit einer Pinasse zu behüten. Es war dies für ihn eine verantwortungsreiche Zeit, denn der Zar hatte ihm gesagt: „Du haftest mir mit Deinem Kopf dafür, dass meinen Kindern nichts passiert!“ Die Kinder waren sehr wild und waghalsig und so war das eine ungeheuer schwere Aufgabe. Ganz besondere Schwierigkeiten machte ihm der damalige Thronfolger, der bekannterweise Bluter war und charakterlich ein ganz besonders schwieriges Kind, so dass mein Junge damals das Urteil fällte: „Hoffentlich wird er nie zur Regierung kommen, denn dann würde es Rußland sehr schlecht haben.“

Zum Spielen hatte er 12 kleine einfache Matrosenkinder, die immer blendend weiß gekleidet waren. Er hatte eine große Kanone, mit der er schoß - dann mußten die Kinder umfallen und wenn sie nicht alle umfielen, trat er sie in den Unterleib. Als mein Sohn ihm sagte: „Kaiserliche Hoheit, das dürfen Sie nicht tun“, erwiderte er ihm: „Halt’s Maul, Du Langbein“.

Als junger Leutnant hatte Peter einmal eine schwere Aufgabe. Er mußte mit seinem Torpedoboot junge Leute, die aus politischen Gründen verurteilt waren, zur Erschießung bringen. Seine Matrosen wußten, wie schwer ihm das wurde und als er diesen Posten verlassen durfte, schenkten sie ihm ein Zigarettenetui und einen Degen, in den sie eingraviert hatten: „Zum Gedenken an schwere Zeiten, in denen Du uns ein Mensch gewesen bist.“ Diesen Leuten hatte er Lesen und Schreiben erst beigebracht und war ihnen Freund und Führer gewesen.

*** h ***

Zwei Zaren Alexander

Alexander II. war ein Zar, der in schweren seelischen Kämpfen sich durchgerungen hatte zu dem Entschluß, seinem Volk mehr Freiheit und Licht zu geben. Er hatte ein Manifest vorbereitet, die allgemeine Schulpflicht einzuführen und eine andere Verfassung zu geben. Diesem Manifest fehlte leider noch die Unterschrift, als er am 1. März 1880 ermordet wurde. Es hieß es wären die Nihilisten, die den Mord vollbracht hätten - ich habe eine ganz andere Meinung gehabt und glaube bestimmt, dass es die orthodoxe Staatspartei war, von der der Mord ausging.

So schön der Zar Alexander II. war, so wenig schön war Alexander III., sein Nachfolger, der ein finsternes und verschlossenes Aussehen hatte. Auch charakterlich war er total das Gegenteil seines Vaters. Er war streng orthodox - es kam die Zeit der Regierung von Pobedonowzew - und es wurde dunkel in Rußland. Unter Alexander III. wurde die Schulpflicht nicht eingeführt und alles, was Alexander II. an fortschrittlichen Ideen gewünscht hatte, wurde wieder verworfen.

Die Frau Alexanders III. war eine Tochter des Königs von Dänemark - eine leidenschaftliche Deutschenhasserin. Es wurden die deutschen Beamten von ihren Posten abgesetzt. Die deutsche Kolonie war sehr viel größer, als man für gewöhnlich annimmt. Es gab eine Menge deutsche Kirchen, deutsche Schulen, Privatschulen, deutsche Kirchenschulen, und das Deutschtum war ja unter der Regierung Alexanders II. sehr geachtet. Als Beispiel, welche Achtung auch der deutsche Arbeiter in Rußland genoß, kann auch gelten, dass es für einen Diensthofen eine besondere Empfehlung war und er sich dessen mit Stolz rühmte, wenn er in deutschen Häusern gearbeitet hatte.

Durch die Machtstellung von Pobedonowzew verschoben sich die Verhältnisse sichtbar und schnell. Das ständige deutsche Theater z.B. wurde aufgelöst - in den Schulen wurde als Mußsprache Slawonisch eingeführt und nur unter schweren Kämpfen blieben die deutschen Kirchenschulen bestehen.

Das Familienleben Alexanders III. war mustergültig. Er lebte aber in ewiger Angst um sein Leben. Er verließ Petersburg und lebte in Gatschina - jedes öffentliche Sichzeigemüssen war

ihm verhaßt. Er starb noch jung an einem schweren Nierenleiden - noch kurz vor seinem Tode wurde sein Sohn mit der Prinzessin Alix von Hessen getraut.

Ich erinnere mich eines Balles, den die deutsche Kolonie gab und an dem der Großherzog und der Erbgroßherzog von Hessen teilnahmen. Prinzessin Alix kam nicht zu diesem Ball. Ich hatte die Ehre, bei diesem Fest in dem Carré des Großherzogs und Erbgroßherzogs zu tanzen und war befohlen, mit dem deutschen Militärbevollmächtigten General von Es war ein wundervoller Strauß vorbereitet für die Prinzessin Alix mit entzückender echter Spitzenmanschette und großer Schleife und durch ihr Nichterscheinen wurde im Komitee beschlossen, mir dieses Geschenk zu überreichen.

An einem ähnlichen Fest erlebte ich eine sehr merkwürdige Szene mit dem Grafen Bismarck. Ich hatte, wie auch einige andere Damen, ein Sektbuffet gestellt, mit einem eigenen Diener in Hauslivrée. Plötzlich brachte mir der General von V. den Grafen Herbert Bismarck, stellte ihn mir vor und dieser bat mich um ein Glas Sekt. Mein Diener schenkte es ein und ich war gerade im Begriff es ihm abzunehmen, um es dem Grafen zu überreichen. Der Graf schien nicht zu wissen, wen er vor sich hatte, wollte mir das Glas abnehmen und streichelte dabei ganz gemütlich meinen Arm, worauf ich ihn anguckte und das Sektglas fallen ließ. Sein Erstaunen war groß - er legte 100 Rubel auf den Tisch und sagte: „Ich bitte um noch ein Glas, gnädige Frau!“ Ich ließ es vom Diener füllen und sagte zu ihm: „Überreiche es dem Herrn Grafen“. „Oh, gnädige Frau, ich möchte es von Ihrer Hand haben“ - „Das, Herr Graf, haben Sie sich verscherzt“, war meine Antwort. Worauf der das Monokel einklemmte, mich noch intensiver ansah, nochmals 100 Rubel auf den Tisch legte und mir zum Abschied die Hand küßte. Er wandte sich dann an einen Herrn und fragte: „Was ist denn diese Frau von Witt für eine Geborene?“ Ich freute mich schon darauf, dass er meinen simplen bürgerlichen Namen zu hören kriegte und hörte nur noch den Ausruf: „Donnerwetter!“

Die Eheschließung von dem Thronfolger Nikolaus II. mit Alix von Hessen fand kurz vor dem Tode Alexanders III. statt. Die Krönungsfeier in Moskau zog dann das furchtbare Unglück auf dem Hodinka-Feld nach sich, auf dem tausende und abertausende von Menschen den Tod fanden und was auf das junge Paar wohl einen bleibenden schrecklichen Eindruck hinterließ.



Russische Gebräuche

Für die Russen ist das Osterfest das größte Fest. Es geht dem Osterfest voraus ein strenges 6 wöchiges Fasten und dem Fasten die sog. Butterwoche, die ungefähr der hiesigen Fastnachtszeit entspricht. Das Volk vergnügte sich dann auf dem großen Platze, wo es allerhand Belustigungen gab - Schaubuden - Schaukeln - Eisberggrutschen - tanzende Bären - es gab Bühnen, auf denen Theaterstücke aufgeführt wurden und dgl. mehr. Es war ein richtiger russischer Karneval. Wir als Kinder durften immer nur in einem großen 4-sitzigen Schlitten herumfahren, um alles zu besichtigen und hatten gelegentlich nur die Erlaubnis, ein Kindertheater zu besuchen.

In der Butterwoche backt man in jedem russischen Haus, in jeder kleinen Hütte sog. Bliny, aus Buchweizenmehl mit viel Fett, und die werden in ungezählten Mengen gegessen (viele sterben an Bliny!). Dazu gibt es gute Sachen: frischen Kaviar, saure Sahne, Syrup, herrlichen, schmutzigen braunen Syrup (wir aßen ihn schrecklich gern!). Die - Hälfte der Dienerschaft war nach einer solchen Fastnachtswoche meistens krank (und Rizinus mußte immer im Hause sein).

Dann kam die strenge Fastenzeit - 6 Wochen lang. In dieser Zeit wurde fleißig die Kirche besucht - morgens nachmittags - abends. Dazu kam dann die Vorbereitung für Ostern - es wurde für Essen gesorgt, denn das war die Hauptsache. Der Tisch brach dann förmlich unter all den vielen Sachen, die es da gab. Schinken von unglaublicher Größe, gebratene Puten, Renttierrücken - dazwischen auch mal Bärenschinken. Niemals durfte die Pascha fehlen! Das war aus süßem Quark eine Pyramide mit dem russischen Kreuz und einer Papierrose oben drauf.

Mehrere hundert Eier wurden gefärbt - denn jeder von den Leuten bekam mindestens 15 Stück.

Als Kinder machten uns die schönen bunten Holzeier, die vielfach ineinander geschachtelt waren, vom kleinsten bis zum größten, den meisten Spaß.

Am Karfreitag fanden drei Gottesdienste statt - um die Kirche wurde ein Sarg getragen und auf salwonisch dabei gesungen. Es waren immer Knabenchöre - wunderbar schön! Der

Geistliche sang immer mit ganz tiefer Stimme vor und dann antworteten im Wechsel die hellen, reinen Knabenstimmen.

Der Ostersonnabend war der Tag, der der Vorbereitung zum Fest galt. Die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag fand dann die große Kirchenfeier statt. Alles Volk strömte in die Kirche. Jeder brachte seinen Pascha oder seinen Kulitsch mit, um ihn weihen zu lassen. Jeder trug eine Kerze in der Hand und ein Ei mindestens. Die kirchliche Feier dauerte mehrere Stunden. Um punkt 12 Uhr, um Mitternacht, wurden die großen Kirchtore geöffnet und das Allerheiligste (dies geschah nur dies eine Mal im Jahr), und dann kam die Geistlichkeit mit den Worten: „Christ ist erstanden!“ Es ertönte ein wunderbarer Gesang und das Volk jubelte: „Er ist wahrhaft erstanden!“ - Tausende von Kerzen wurden mit einem Schlag entzündet und das Volk sank in die Knie. Der Gesang der Priester und Chorknaben war überwältigend. Der Oberpriester mit seinem langen weißen Haar in seinem weiß und gold gestickten Ornat, gefolgt von den ebenso prächtig gekleideten Priestern und Chorknaben, schritt um die Kirche herum und segnete das Volk und weihte die Pascha und das Ostergebäck. Mit einem wunderbaren Glockengeläut klang diese Feier aus.

Die Menge begab sich nach Haus und es begann dann ein fröhliches Feiern, bei dem man es sich nach 6 wöchigem Fasten gut schmecken ließ.

Am nächsten Morgen kam dann die Dienerschaft zum Gratulieren und diese wurde beschenkt. Im übrigen war es Sitte, dass man mit jedem, der einem begegnete, Eier austauschte und vor allem den Gruß „Christ ist erstanden!“ mit der Antwort „Christ ist wahrhaft erstanden“. - -

Russisches Eisberggrutschen

Im Winter war ein Hauptvergnügen für jung und alt das Eisberggrutschen. Es existierten zwei Clubgesellschaften - die der englischen und die der deutschen Kolonie, denen diese Eisberge gehörten. Man zahlte als Mitglied einen Beitrag und hatte außerdem die Möglichkeit, für geschlossene Gesellschaften Eisberge zu mieten.

Ein Eisberg war folgendermaßen konstruiert: Es waren Holzgerüste, die mit Eisblöcken belegt werden mußten. Die Höhe betrug etwa 60 Stufen - die Länge des Auslaufs etwa 1 km. Oben auf dem Berg befand sich eine offene Schutzhütte, zu der man von der einen Seite Zugang

von der Treppe aus hatte - die andere Seite war der Start. Die Schlitten, mit denen man abfuhr, waren sehr klein, aus Stahl gebaut, mit Samtpolster bezogen. Vorwiegend rutschte man zu zweit ab, und zwar war es üblich, dass die Herren sich ihre Damen engagierten wie zum Tanz. Der Herr saß dann ganz vornan auf dem Schlitten und steuerte mit Händen und Füßen. Die Dame kniete hinten auf dem Schlitten und durfte zur Stütze nur ganz leicht ihre Hände auf die Schultern des Herrn legen. Dann ging es in sausender Fahrt bergab. Am Ziel des Eisberges befand sich gleich wieder die Startstelle eines zweiten Berges. Die Gleitbahnen lagen parallel zueinander, so dass man das Rutschen ohne Pause fortsetzen konnte. Die Eisberge lagen etwa 1 Stunde außerhalb Petersburgs auf den Inseln, und besonders Sonnabends und Sonntags war da ein Riesenbetrieb.

Das Eisberggrutschen ist eine nationale Volksbelustigung bei allen Karnevals, Volksfesten etc. und ein Hauptanziehungspunkt für die russische Jugend.

*** A ***

Kinderfest in St. Blasien

Es war wohl Anfang der neunziger Jahre, dass ich wiederholt mit meinen zwei Töchtern in St. Blasien Sommeraufenthalt nahm.

Wir wohnten im Kurhaus und fanden immer eine sehr interessante Gesellschaft dort.

Ich hatte es mir einmal in den Kopf gesetzt, dort ein Kinderfest ganz nach meinem Sinn zu gestalten. Dazu rief ich ein kleines Komitee zusammen, dem ich meine Ideen auseinandersetzte, vor allem, dass ich zu der Verwirklichung meiner Pläne Geld brauchte. Ich fing damit an, dass ich im Kurhaus nach dem Essen eine kleine Ansprache an die Gäste hielt, mit der Bitte, mich zu unterstützen. Meine Rede hatte gewirkt, die gleich anschließende Sammlung hatte einen Bombenerfolg.

So konnte unverzüglich mit den vielen Vorbereitungen begonnen werden. Alles, was nur irgend in St. Blasien zu kaufen war, kaufte ich am Ort, das Fehlende wurde in Berlin bestellt - Dekorationen, Kopfbedeckungen, Scherzartikel, Luftballons, einige Zentner Konfekt, Stoff (rot und gelb in den Landesfarben), aus dem hunderte von Säckchen genäht werden mußten zur Verteilung des Konfektes.

Als Platz hatte ich mir eine große Wiese hinter dem Tennisplatz ausgesucht, mußte aber erst die Erlaubnis vom Besitzer einholen, der mich in dieser schwierigen Frage an seinen Verwalter verwies. Das war das Schwierigste von allem, denn es handelte sich um die große Weidewiese für das zahlreiche Vieh, die unbedingt geschont werden mußte. Ich versuchte dem braven Mann klarzumachen, dass das Kinderfest doch eine soziale Tat sei und dass er mir deshalb helfen müsse. Ich stieß jedoch auf schroffe Ablehnung und war schon mutlos geworden, als ich auf seinem Schreibtisch den „Schwäbischen Merkur“ erblickte. Es entspann sich folgendes Gespräch:

Sind Sie Schwabe?

Ja, ich bin Schwabe.

Und Sie lesen den „Schwäbischen Merkur“?

Ja, ich lese den „Schwäbischen Merkur“.

Nun, ich bin eine Enkelin vom „Schwäbischen Merkur“ - da können Sie mir meine Bitte doch nicht mehr abschlagen.

Eine Enkelin vom „Schwäbischen Merkur“?, eine geborene Elben also?? Dann haben Sie den Platz! Der Familie kann ich als Schwabe nichts abschlagen.

Worauf ich ihm die Hand schüttelte und ihm dankte.

Bis zum Fest hatten wir noch 8 Tage Zeit und gleich fingen wir mit der Arbeit an. Es wurden Nähmaschinen in die Veranda gestellt und mit 1-15 jungen Mädels ging ich ans Schaffen.

Es war ein strahlender Sonntag, an dem das Fest stattfand. Vorher hatte ich große Plakate drucken lassen und - alle Kinder St. Blasians mit und ohne Schuh - dazu eingeladen. Unter den Fabrikarbeitern dort herrschte damals eine sehr große Armut und das eigentlich hatte mir den Anlaß gegeben, das Fest zu veranstalten, um diesen armen Kinderen einmal eine Freude zu bereiten und gleichzeitig mit der Verteilung von nützlichen Kleidungsstücken eine Hilfe zu bringen.

Ein dort wohnender reicher Balte, Baron B. schrieb mir sehr liebenswürdig und stellte mir zu diesem Fest 100 Flaschen Sekt zur Verfügung. Mit meiner Antwort bat ich ihn aber, mir doch lieber das Geld oder 100 Flaschen Himbeersaft zur Verfügung zu stellen.

Nach meinen Erkundigungen bei der Schule und Kleinkinderschule hatte ich mit einer Teilnahme von etwa 300 Kindern gerechnet - es waren aber viel, viel mehr gekommen, - Auf der Wiese waren hohe Kletterbäume (bis zu 7 m) aufgestellt, an die all die kostbaren Geschenke, Schuhe, Kleider, Wäsche aufgehängt wurden. Tagelang vorher hatte man die Jungen an den Kletterbäumen schon „trainieren“ gesehen.

Ein Podium wurde errichtet für die Musikkapelle - der Bäcker hatte 12 große Heidelbeerkekchen gebacken mit jeweils einem versteckten Taler darin. Die Kinder mußten dann mit den Händen auf dem Rücken sich durch den Kuchen essen, bis einer mit den Zähnen den Taler erwischte, den er dann behalten durfte.

Es waren große Tonnen mit Hafer aufgestellt, in denen allerlei kleine Geschenke waren und von denen jedes Kind sich einmal eines herausgreifen durfte.

Ich hatte mir verschiedene Herren und Damen als Hilfsmannschaft erkoren, die mir an diesem Festtage behilflich waren, Die einen steckten die Ballons an - es bereitete der Jugend ganz besondere Freude, wenn so ein dick aufgeblasenes Papierschwein sich in die Lüfte erhob - die anderen wieder mußten beim Sackhüpfen aufpassen. So gab es mancherlei Spiel und Musik und der ganze Spaß dauerte ungefähr 4 Stunden.

Etwas bei dem Fest mißlang mir. Ausdrücklich hatte ich mir bei der „Obrigkeit“ des Ortes ausbedungen, nicht, in keiner Weise, als Veranstalterin des Festes genannt zu werden. Als das Fest seinem Ende zuing, geschah folgendes: der kleine bucklige Apotheker kletterte auf das Podium und erklärte, dass er lange gewartet hätte bis einer der offiziellen Herren mir den Dank ausspräche und hielt eine fulminante Rede. Ich war so erschrocken, dass ich mich in der Gruppe, in der ich stand, platt auf den Boden setzte und nicht gesehen ward. Das ganze Fest war ein Riesenerfolg und eine allgemeine Bitte der Wiederholung im nächsten Jahr.

Am nächsten Tage ging ich mit dem Mann meiner Freundin, die zur gleichen Zeit mit mir in St. Blasien weilten, spazieren. Es begegnete uns ein kleiner Junge mit einem großen Wasserkopf und dick verweinten Augen. Ich wußte, dass er Ernstle Heiter hieß und ein vaterloses Kind war einer armen Arbeiterin. „Warum siehst Du denn so verheult aus, Ernstle?“ waren meine Worte. Worauf er antwortete: „Mei Mutter hat mi so arg verhaue, weil i mir kei Anzug g’holt hab vom Kletterbaum. Ich bin aberutscht.“ „Du armer Kerl“, sagte ich, „komm, Du sollst doch noch etwas haben“.

Ich nahm ihn bei der Hand und bat meinen Begleiter mitzukommen. Wir gingen in einen Laden und ich suchte dem Jungen eine schönen Anzug aus mit dazugehöriger Wäsche, Taschentüchern und Strümpfen - worauf mich mein Begleiter fragte, wer denn das bezahle. Er selbst war kein armer, wohl aber ein sehr geiziger Mann und so bereitete ich ihm eine kleine Überraschung mit meiner Bitte, die Sache zu regeln. Schimpfend tat er es. Seine Frau freute sich nachher darüber, dass ich ihn geschröpft hatte. Er behauptete, nie wieder mit mir mir spazieren gehen zu wollen - - der kleine Junge zog beglückt und strahlend heim.

Schon am nächsten Nachmittag war mein Begleiter um die gewohnte Stunde wieder da und wir gingen vergnügt miteinander los. Auf dem Rückweg führte ich ihn an einem Karussell vorbei, wo mich der Pächter anhielt, um mir sein Leid zu klagen - er könne seine Pacht nicht zahlen. Das Wetter sei so schlecht gewesen und jetzt wo es besser werde, müsse er fort.

Worauf ich ihm sagte, „Ach das tut mir leid! Lassen Sie doch mal die ganzen Kinder umsonst Karussell fahren und die 40,-- RM Pacht sollen Sie bekommen. Hier, dieser Herr wird so freundlich sein, Ihnen die Pacht zu zahlen“. Wutschnaubend mußte er wohl oder übel meiner Aufforderung folgen und zu Hause

angekommen, erklärte er, nun sei es aber aus mit der Freundschaft - er ginge wirklich nun nie wieder mit mir spazieren - was er aber nicht gehalten hat. -



Meine Großeltern

Mein Großvater väterlicherseits, Dr. Emil E l b e n aus Stuttgart war verheiratet mit Louise Conrady-Feuerlein. Er war Chefredakteur des „Schwäbischen Merkur“ - eine große, schlanke Erscheinung mit einem klugen, sehr geistvollen Kopf. Meinem Großvater wurde seinerzeit der Erbadel vom König von Württemberg angeboten (den persönlichen Adel hatte er, machte aber nie Gebrauch davon), worauf er dem König zur Antwort gab: „Majestät, i hab's nit nötig.“ Und dieses Wort ist immer in der Familie hochgehalten worden.

Meine Großmutter stammte aus sehr verwöhntem Hause. Sie war sehr hübsch und erst 17 Jahre alt als sie heiratete. 12 Kindern schenkte sie das Leben.

Es ereignete sich, als man ihr einen Wochenbettbesuch kurze Zeit nach der Geburt ihres ersten Kindes machen wollte, dass man zur Antwort erhielt: „Die Frau Doktor is unten auf der Schleif mit den Brüdern.“ Sie hatte eine kerngesunde Natur, galt für sehr herrschsüchtig und heftig. Ich erinnere mich ihrer nur, dass sie schnupfte und immer Filethalbhandschuhe trug - und als ich sie mal fragte, warum sie immer Handschuhe trüge, antwortete sie: „Ich habe die Kinder alle in die Welt gesetzt - arbeiten können jetzt andere für mich.“ Jeden Tag stand ein Wagen vor der Tür, in dem sie spazieren fuhr.

Die goldene Hochzeit meiner Großeltern ist mir auch unvergeßlich geblieben. Wir kamen ja aus Petersburg angereist - die Eltern hatten uns 4 Ältesten mitgenommen. Wir hatten unsere schönen russischen Nationaltrachten mitgebracht und führten die zum 10. Hochzeitstag der Eltern einstudierten Tänze in Stuttgart noch einmal auf. Die Feier fand im Hause Rothermundt, dem Hause des Schwiegersohnes statt und wir lernten unglaublich viele Vettern und Cousinen kennen. Es waren etwa 100 Personen nur engste Familie.

Die Großeltern erreichten beide ein Hohes Alter.

Ein Vetter meiner Großmutter war Ludwig Uhland. Irgenwie sind wir auch noch mit Wallenstein verwandt. Wenn ihr Näheres darüber wissen wollt, fragt Onkel Alfred, der den vollständigen Stammbaum hat.



Meine Großeltern

Mein Großvater mütterlicherseits, Franz Brofft-Schury, war ein sehr anerkannter Architekt in Frankfurt a/Main. Er hatte jung geheiratet und machte mit seiner jungen Frau - Eva Schury - (ihre Familie stammte aus Böhmen) die Hochzeitsreise nach Paris in einem eigenen Wagen. Es war dies eine gelbe Postkutsche mit grauen Seidenausschlägen, die meiner Mama in späteren Jahren als Puppenstube zum Spielen diente. In Paris studierte mein Großvater noch mehrere Jahre Architektur.

Mein Onkel Theodor wurde in Paris geboren. Im ganzen waren in der Familie 9 Kinder, von denen zwei in jungem Alter starben. 4 Söhne und 3 Töchter erblühten dem Hause. Merkwürdigerweise verheirateten sich alle 3 Schwestern nach dem Auslande. Eine nach Italien - es war die Gräfin Matschinggo. Die zweite nach England - es war die Frau des Malers Straub. Und als die dritte meine Mama, die nach Rußland kam. Die Brüder waren alle Künstler und Offiziere - alle vier außergewöhnlich künstlerisch begabt.

Meine Großmutter starb unter sehr tragischen Umständen 5 Wochen nach der Geburt ihres 9. Kindes - meiner Mutter - und 4 Tage nach der Konfirmation ihres Ältesten. Sie hatte bei der Konfirmation das heilige Abendmahl eingenommen, wobei ihr der goldene Kelch in der Hand zersprang und der Wein sich über sie ergoß. Dieser große Schrecken löste sein Fieber aus, dem sie nach 4 Tagen erlag.

Der Großvater starb 10 Jahre später, so dass meine Mutter mit 10 Jahren Vollwaise war.

Um seinen Kindern ein Kapital zu sichern hatte der Großvater bei der Geburt eines jeden seiner 9 Kinder ein besonders schönes Eckhaus in Frankfurt bauen lassen. Leider mußten diese wertvollen Besitze seiner z.T. noch unmündigen Kinder einem damaligen Gesetz zufolge nach seinem Tode veräußert werden. Jedes der Kinder gelangte somit zu einem eigenen Vermögen, von dem die Erziehung bestritten wurde.



Haus Hammerschmidt in Bonn a/Rhein

Eine alte Freundschaft verband mich mit Lilli Hammerschmidt. Wir gingen als Kinder zusammen in die Schule - unsere Eltern waren schon befreundet.

Hammerschmidts siedelten 1 oder 2 Jahre nach meinem Umzug auch nach Deutschland über. Alljährlich, wenn das Weihnachtsfest herankam, gelangte an mich und meine Kinder die Einladung, nach Bonn zu kommen und mehrere Jahre nacheinander waren wir dann dort immer zu Gast.

Das Hammerschmidt'sche Haus war eigentlich ein Palais zu nennen (Coblenzer Str., früher Königsvilla). Zum Hause gehörte ein wunderbarer Wintergarten von 17 m Höhe, der mit dem Hause durch einen Gang verbunden war. Die Decke dieses Ganges zeigte eine kostbare Arbeit aus italienischem Goldmosaik - Halle und Treppenhaus waren aus italienischem Marmor. Die Marmortreppe führte zum 1. Stock, wo wir ein sehr schönes Appartement mit mehreren Zimmern und eigenem Bad bewohnten. Pferde und Wagen standen immer zur Verfügung und herrliche Touren wurden unternommen. Die Besitzung ist berühmt gewesen durch die große Rhein-Grotte, die am Ende des Gartens lag.

In der großen Halle stand immer der Riesen-Weihnachtsbaum und überladene Weihnachtstische. Wir wurden immer unglaublich reich beschenkt und verlebten sehr sorglose und gesellige Tage dort. Wir blieben meist über die 14 Tage Weihnachtsferien, kehrten dann aber in unsere bescheidene, aber behagliche Wohnung mit Freuden wieder zurück.

Auch in diesem Hause der unbeschreibliche Reichtum - aber daneben viel Krankheit und Trauer. Der einzige Sohn des Hauses starb nach kurzer Ehe. Die Tochter Lulu hatte keine Kinder. Durch den Weltkrieg hörte alles Leben und aller Glanz dieses Hauses auf. Die feindliche Besatzung beschlagnahmte das Haus als Quartier. Der Hausherr zog auf seine Güter und nur die Hausfrau hielt diese schwere Zeit (annähernd 4 Jahre) tapfer durch und wohnte für sich in 2 Zimmern ihres eigenen großen Hauses. Die große Orchideenzucht, die der Hausherr angelegt hatte, ging vollständig zugrunde - das Palmenhaus ging auch ein - im Garten arbeiteten 12 Neger - keiner der Familie wollte später wieder in das Haus zurück.

Später hat man das Haus ganz umgebaut und fremde Menschen wohnen nun darin.

Die Freundschaft, die mich mit Lilli Hammerschmidt verband, ist trotz aller schweren Zeiten unverändert geblieben und wird es bleiben bis zu unserem Tode.



Anekdoten

Eine Droschkenfahrt mit meinem Bruder durch Berlin

Auf einer Reise von Stuttgart nach Petersburg mit 17 Jahren, stationierte ich mit meinem jüngeren Bruder in Berlin. Um eine Spazierfahrt zu machen nahmen wir uns eine Droschke II. Jüte - die schönen roten Sammetpolster imponieren uns riesig! Die Fahrt ging aber sehr langsam - fast Schritt für Schritt - jedenfalls schien es uns so, die wir in Rußland ein schnelleres Fahrtempo gewöhnt waren. Schließlich verlor ich die Geduld und rief dem Kutscher zu: „Kutscher-Kerl, fahren Sie schneller!“, worauf er sich nur mehrfach umwandte und seinem Erstaunen durch Blicke Ausdruck gab. Ich wiederholte meine Aufforderung noch einmal - - daraufhin lenkte er sein Roß zu einem Polizisten, hielt vor diesem und sagte nach mirweisend: „Die Mamsell da hinten hat mir Kerl geschimpft“. Der Schutzmann erkundigte sich bei mir sehr höflich, ob das seine Richtigkeit habe und als ich es ihm bejahte, fragte er: „Und warum haben Sie das getan?“ „Nun, weil er so langsam fuhr, habe ich ihn gesagt: Kutscher-Kerl fahren Sie schneller.“ Der Schutzmann sah mich schmunzelnd an und sagte dann im Berliner Jargon: „Se sind wol nich von hier??“ worauf ich freundlichst erwiderte: „Nein - wir sind nicht von hier“. - Lächelnd wandte er sich sodann zum Kutscher: - „Fahr zu - die Mamsell is nich von hier!!!“ -

Die Fledermaus

Bei einem Wirbelsturm, der mich in Berlin an der Ecke der Leipziger und Wilhelmstraße überraschte, geschah folgendes:

Ich trug ein großes, schwarzes, ganz weißes Tuch-Cape mit dreifachen Volants. Durch den Wind war ich genötigt, meinen Hut mit beiden Händen festzuhalten und dabei flog das Cape weit auseinander. Ich bog um die Ecke in die Wilhelmstraße ein und hatte plötzlich einen kleinen Herrn, der auch gegen den Sturm ankämpfte, in meinem Cape gefangen. Tableau!

Ich wickelte ihn aus - - und vor mir stand - - der Reichskanzler Hohenlohe.

Viele Jahre später, als der Prinz Alexander von Hohenlohe mich einmal fragte: „Haben Sie meinen Vater gekannt?“, erzählte ich ihm dieses Histörchen und der Erfolg war ein schallendes Gelächter: „Also Sie sind die Fledermaus, die meinen Vater eingefangen hatte ???“ -



Elly Ney

In Zürich, im Sanatorium Bircher-Benner, lernte ich zu der Zeit als meine Nora dort arbeitete, deren Freundin Elly Ney kennen. Eine Persönlichkeit, von der ich den größten Eindruck hatte, als ich sie zum ersten Mal Beethoven spielen hörte - eine Persönlichkeit, wie man sie kaum je wieder in unserer Zeit findet. Ich kannte sie als Frau, als junge Mutter und als warmherzige Freundin meiner verstorbenen Tochter.

Als Nora schon sehr leidend in Clavadelle lag, bekam sie eines Tages ein Telegramm: „Komme zu Dir, spiele für Dich allein mein ganzes Konzert, welches ich in Davos zu spielen habe“, worauf Nora ihr antwortete: „Komm und spiele für uns arme Sterbende alle“. Dann kam sie. Es war ein wunderbarer Winterabend, als sie im offenen Schlitten mit Glockengeläute vor dem Sanatorium hielt. Ich hatte den Saal geschmückt - das Podium stand voller Blumen und ungefähr 40 Liegestühle waren um das Podium gruppiert. Nora war ganz in weiß angezogen und sie lag dicht zu Elly Neys Füßen. Elly Ney hatte ihr einen großen Strauß Rosen mitgebracht. Und sie spielte - - - die Andacht der etwa 200 Schwerkranken war erschütternd. Elly Ney spielte ein wunderbares Programm - fast nur Beethoven - der Applaus war überwältigend. Als sie fortfuhr, umarmte sie mich mit Tränen in den Augen und meinte: „So schön wie Nora aussah, kann sie gar nicht so krank sein - sie war wie ein Bild an diesem Abend - sie kann nicht sterben.“

In der folgenden Nacht wurde ich von einer Schwester gerufen zu einem jungen Mädchen, die mir noch etwas über Elly Ney sagen wollte. Ich mußte kommen - sie lag im Sterben. Ich beugte mich - über das noch jugendliche Kind und sie bat mich, Elly Ney zu sagen - es habe sich doch gelohnt zu leben, um Elly Ney gehört zu haben - .

Für mich ist Elly Ney die größte gottbegnadete Künstlerin, die ich erlebt habe und da ich sie nicht mehr in ihren Konzerten hören kann, suche ich jede Gelegenheit, sie im Radio zu hören. Und diese Zeilen sind unter dem Eindruck der von ihr gespielten Burleske von Strauß am 23. November 1942 geschrieben.

Ich werde ihr nie die warme innige Freundschaft, die sie zu meiner verstorbenen Tochter hatte, vergessen und in Dankbarkeit gedenke ich auch ihrer großen Gastfreundschaft, die sie Dir, liebe Ulla, am Starnberger See bewiesen hat, als Du ihr nach ihrem Konzert meinen Gruß überbrachtest - wie sie Dich in ihr Auto packte und als Nichte von Nora in ihr Haus mitnahm, wo Du unvergeßliche Stunden miterleben durftest.

*** e ö e ***

Die Berliner Künstlerinnen-Feste

Diese prunkvollen Feste, die alle zwei Jahre im großen Saal der Berliner Philharmonie gefeiert wurden, spielten in der KünstlerFrauenwelt eine große Rolle. Es war ein Ball ohne Männer! Alles traf sich da - - Malerinnen, Bildhauerinnen, Schauspielerinnen, Sängerinnen und wir aus der Frauenbewegung gehörten dazu. Ein Fest, an dem sich alle freuten! War es doch auch der unscheinbarsten Erscheinung möglich, sich ihren äußeren und inneren Wesen gemäß zu kostümieren. Selbst die Verwachsenen erschienen als Hexen oder Fabelwesen. Die Männer konnten sich absolut nicht vorstellen, dass solch ein Ball möglich war. Oft haben wir es erlebt, dass sie sich einschmuggelten und als Kellner fungierten. Aber, wehe, wenn sie erwischt wurden! Sie waren erbarmungslos der Verfolgung ausgeliefert und wurden unter Spott und Gelächter an die Luft gesetzt. Es wurden 3000 Karten ausgegeben - alle nur auf Namen ausgestellt und nur durch Empfehlung kam man dazu. Bis in die höchsten Kreise war alles vertreten.

Ich erinnere mich eines Balles, zu dem ich als Herodias erschien mit hochroter Perücke in leuchtend grünem Samt mit echtem orientalischem Schmuck und einer kleinen Salomé neben mir. Plötzlich stand ich in einem Kreis von 8 Faunen, die mich umringten und einen wahrhaften Faunen-Tanz aufführten: „Herodias - Herodias, Du Sündenweib!!“

Ein anderes Mal war ich Königin Sophie-Charlotte, der ich in natura sehr ähneln sollte. Kostüm und Frisur waren genau einem Gemälde, das im Charlottenburger Schloß hing, nachgestaltet. Selbst Frau Cauer war auf diesem Ball in einem sagenhaft schönen Kostüm als Frau Sage mit der blauen Blume in der Hand.

Diese Bälle hatten einen ganz eigenen Charakter und waren immer ein Ereignis für Berlin. Es gab kein Wesen, das sich nicht amüsierte. Es konnte doch jeder mal seine eigenste Rolle spielen. Aufführungen fanden statt auf der Bühne - u.a. eine Gruppe von Ballett-Tänzerinnen, die das russische Ballett karikierten. Es wirkte unbeschreiblich komisch! Dann gab es weibliche Clowns, die politische Witze rissen - man überbot sich in Witz, Geist und Humor. - Ich glaubte mal einen Mann entdeckt zu haben, ging auf ihn zu, tippte ihn auf die Brust und sagte: „Na, Du hast wirklich eine gute Männermaske!“ Worauf er mir im schönsten Berliner Dialekt antwortete: „Ja, bin ick ooch - ick bin nemlich een wirklicher Feuerwehrmann!“

Die Anfahrt zu dem Ball war für das Berliner Publikum allein eine Sehenswürdigkeit. Zu hunderten standen die Menschen auf der Straße, um etwas von der festlichen Buntheit zu erspähen.

Mit Ausbruch des Krieges 1914 haben alle diese Vergnügungen ein jähes Ende gefunden.



Schloß Hohenbuchau

Das Schloß Hohenbuchau gehörte einem Freunde unseres Hauses, Baron von Krausskopf, der Großindustrieller in Petersburg war, Patenonkel meiner ältesten Tochter, und der in unserem Hause aus und einging. Das Schloß lag zwischen Georgenborn und Schlangenbad. Es war ein fürstlicher Besitz und ein fürstlicher Haushalt - ein erdrückender Reichtum und Luxus. Ganz im Gegensatz zu dem Hausherrn, der in seinem Wesen sehr schlicht und einfach war. Er war ein Jugendfreund meines Mannes, noch von der Schulzeit her - später hatten sie große Weltreisen zusammen gemacht. Er hatte eine heitere Natur, war ein richtig lebensfroher Mensch, der unter dem schwerfälligen Wesen seiner Frau sehr litt. Er war sehr gastfrei und hätte am liebsten immer sein Haus voller Gäste gesehen. Ich habe mit meinen Kindern dort wunderschöne Zeiten verlebt. Es standen 17 Pferde im Stall - man fuhr vierspännig - die ersten Automobile in Deutschland hatte er.

Ich erinnere mich noch einer Fahrt, die wir nach Schlangenbad ins Theater mit einem reizenden kleinen elektrischen Pariser Omnibus unternahmen. In dem Omnibus war Platz für wohl 8 Personen - obenauf saßen 2 Mechaniker. Diese Fahrt war nicht ungefährlich, denn plötzlich kam der Omnibus ins Rutschen und fuhr gegen eine Mauer. Die beiden Mechaniker hatten die Gewalt über den Wagen verloren. Der Baron rief den Leuten zu: „Laßt den Hund runter!!“ Ich mißverstand das und sagte sehr vorwurfsvoll: „So sind Sie nun, denken an den Hund und nicht an uns!“ Mit diesem Hund wurde aber die Bremsvorrichtung bezeichnet, die uns vor dem Absturz bewahren sollte. Wir kamen nach Schlangenbad und dort hatte man mit dem Beginn der Vorstellung auf uns gewartet. Es wurde „Onkel Bräsig“ gegeben. Wir nahmen, wie immer, in der ersten Reihe unsere Plätze ein und plötzlich bemerkte ich, dass der Onkel Bräsig von der Bühne her mich so besonders betrachtete. So nebenbei zog er sein rotes Taschentuch aus der Tasche und winkte mir. Worauf mein Nachbar zu mir sagte: „Sehen Sie, der bündelt mit Ihnen an - es ist doch unerhört - Sie haben doch überall Freunde.“ Wen aber erkannte ich in dem Onkel Bräsig? Meinen alten Naturarzt aus Baden-Baden, von dem ich seinerzeit geduscht wurde und der mir nur grüne Salate zu essen gab. -

Wir haben damals noch schöne große Touren mit diesem elektrischen Omnibus gemacht und erregten begreiflicherweise überall auf den Dörfern größtes Aufsehen - ein Wagen, der ohne Pferde fuhr, das war doch etwas ganz Neues und Unbegreifliches. Aber nicht nur der Wagen erregte Aufsehen, sondern auch die Besatzung, die aus 6 fröhlichen und besonders hübschen

jungen Mädchen bestand - 4 Baronessen von Krausskopf und meinen 2 Töchtern. Wohin wir kamen - es gab immer ein Hallo mit diesem Mädchenpensionat. Es ist erschütternd, zu denken, dass all der große fürstliche Reichtum und all die Schönheit den Kindern nur wenig Glück gebracht hat - jede Einzelne hatte ein mehr oder weniger schweres Lebensschicksal.

Baron von Krausskopf war der Vorsitzende des deutschen Wohltätigkeitsvereins in Petersburg und des deutschen Krankenhauses. Er hat enorme Stiftungen und Schenkungen gemacht, so dass die ganze deutsche Kolonie ihm Dankbarkeit und Verehrung entgegenbrachte.

Mir war er ein treuer Freund durchs ganze Leben. Dadurch, dass seine Frau so vollkommen außerhalb des Familienlebens stand und mit ihren Töchtern keine nahe Beziehung hatte, ergab es sich, dass ich mit der Familie sehr verwachsen war, weil ich in vielen lebenswichtigen Entscheidungen der Kinder helfend und ratend eingreifen konnte. -

Im Hause seiner jüngsten Tochter, der Gräfin Rex auf Schloß Friedrichsthal starb Baron von Krausskopf im Alter von 72 Jahren.



Ein Abend bei Professor E i n s t e i n

Auf besonderen Wunsch von Prof. Einstein, den ich in der Arbeit kennengelernt hatte, wurde ich einmal ganz allein zu einem Abendessen eingeladen. Ich war von der Schlichtheit und Einfachheit dieses großen Mannes so angetan, dass ich ihm sagte „Von Ihrem Werk verstehe ich nichts, ich bin zu dumm dazu, aber ich verehere Sie doch“. Worauf er mir lächelnd erwiderte, dass ihm das genüge.

Da ich ihm auch gesagt hatte, er erinnere mich an einen russischen Zigeuner, gab er mir zur Antwort: „Ja, der bin ich auch, und Sie sollen mich einmal ganz kennenlernen!“ Mir wird es immer unvergeßlich sein, wie er dann seine Geige herunterholte und spielte - spielte unsagbar schön - Zigeunerweisen und Beethoven in gleicher Vollendung.

Für unsere Arbeit im „Hilfsbund für gebildete Frauen und Mädchen“ zeigte er immer größtes Interesse und stützte uns auch materiell. Bevor die Sozialversicherung in Kraft trat, hatte dieser Verein die Aufgabe, alten gebildeten, berufstätigen Frauen, vorzugsweise waren es Lehrerinnen, die in Not geraten waren, tatkräftig zu helfen, nötigenfalls auch dauernde Unterstützungen zu geben. Professor Einstein stützte auch dadurch den Verein sehr, dass er die Erträge seiner Vorträge uns zur Verfügung stellte.



Ein kleines interessantes Berliner Erlebnis

Ich war mit meinem Mann in Berlin zu Besuch und wir soupierten in einer kleinen Weinstube in der Potsdamer Straße. An einem der Nebentische saß ein ausgesprochen häßlicher kleiner Herr, der mich fortgesetzt fixierte. Er ließ sich alsdann vom Kellner eine Weinkarte geben und ich hatte den Eindruck als zeichnete er. Beim Bezahlen zeigte er die Karte dem Kellner und sprach mit ihm. Nachdem er das Lokal verlassen hatte, kam der Kellner an unseren Tisch und sagte zu mir: „Gnädige Frau, Sie können sich etwas einbilden - Sie sind soeben von Sr. Exz. v. Menzel gezeichnet worden. Er machte mich darauf aufmerksam, dass Sie einen Hohenzollernkopf hätten!“ -

Auf diese Ähnlichkeit war ich schon zweimal hingewiesen worden: Einmal bei der Besichtigung des Charlottenburger Schlosses, und zwar durch zwei der Schloßdiener, die mich fragten, ob ich nicht fühle, dass, ich große Ähnlichkeit mit den Bildern der Königin Sophie Charlotte hätte. Ein zweites Mal bat mich ein Bildhauer, der das Standbild der Sophie Charlotte für die Charlottenburger Brücke zu modellieren hatte, um einige Sitzungen. Somit ist mir gewissermaßen schon zu Lebzeiten ein Denkmal gesetzt worden!

So habe ich bei einem Berliner Künstlerinnenfest auch einmal die Rolle spielend übernommen, indem ich in einem getreulich nachgestalteten Kostüm die Königin Sophie Cahrlotte mimte.



Salon von G.

Einer der interessantesten Salons in Berlin war zu meiner Zeit entschieden das Haus von G. Sonnabend nachmittags waren Herr und Frau von G. zu Hause und hatten ihren Empfangstag.

Herr von G. war Journalist und Politiker, Pazifist und Abgeordneter im Reichstag. Was mich am meisten interessierte war die internationale Gesellschaft, die dort verkehrte. Man traf die englischen, französischen und nordischen Diplomaten im Hause. In drei Zimmern saßen immer kleine interessierte Gruppen beieinander und Naumann war ein häufiger Gast. Besonders in den letzten Jahren vor dem Kriege 14 hörte man dort sehr viel Interessantes und ein Sprachengewirr von mitunter 5-6 verschiedenen Sprachen.



Robert - Koch

Es war wohl im Jahre 91, als ich in Berlin von Prof. Graef gemalt wurde. Im Atelier trockneten zu gleicher Zeit die Bilder von Robert Koch, Adolf von Hanemann und Hedwig Freyberg und das meinige. Ich gewann ein besonderes Interesse für das Bild des jungen, reizvollen Mädchens Hedwig Freyberg, die als junge Schauspielerin vom Deutschen Theater wie der Frühling selbst wirkte. Ebenso natürlich interessierte mich das Bildnis des damals schon berühmten Forschers Robert Koch.

Als ich ein Jahr darauf nach Berlin zurückkam, hörte ich durch Prof. Graef, dass dieses Frühlingskind sich mit Robert Koch verheiratet hatte und dass er beauftragt sei, mir dies mitzuteilen, mit der gleichzeitigen Bitte, nach meiner Rückkehr mich bei dem jungen Paar zu melden - was ich dann auch tat. Ich wurde gleich zu einem kleinen Abendessen eingeladen, wo ich mit dem jungen Paar und noch sechs berühmten Namen zusammen war.

Es war kurz vor einer großen Expedition nach Afrika. Noch oft und viel habe ich später bei Exc. Kochs verkehrt und die bedeutendsten und interessantesten Kollegen dieses Mannes kennengelernt.

Diese Expedition nach Afrika machte die junge Frau Koch mit und das bedeutete für sie große Strapazen und große Gefahren. Ich glaube sagen zu können, dass Robert Koch in seiner Gefährtin eine tapfere Mitkämpferin und Mitarbeiterin seiner Aufgaben und Ideen gefunden hat. So hat sie beispielsweise manche wissenschaftlichen Versuche an sich selbst ausprobieren lassen.



Drei Hölderlinworte der schwäbischen Landsmännin

**"Oft flammt der Wunsch, unendlich fortzuwandern,
unwiderstehlich herrlich in uns auf"**

Diesem Wort gehorcht heute der deutsche Soldat.

Auch ich kam in einem einzigen Sprung von der südlichsten Biskaya hierher ins gastfreundliche Haus Ketelhodt, um mich mit Frau und Sohn zu treffen. In der Hausherrin, Frau v. Witt, lernte ich nicht nur eine liebenswerte Landsmännin, sondern vor allem einen Menschen kennen, über dessen langem, reichem, freud- und leidgeprüften Leben ein zweites Hölderlin-Wort steht:

**"Ein Mensch bin ich,
zu lieben gemacht - zu leiden".**

Möge Ihnen, verehrte Frau Witt, die Gottheit nur noch Schönes schenken, damit der Abend Ihres Lebens Sinnbild bleibe für das Glück Ihrer Enkel und Urenkel, denn:

**"Großes zu finden ist viel, viel noch übrig,
und wer so liebte gehet, er muß, gehet zu den Göttern die Bahn".**

Stitzel

Hptm.

5.9.42



Meine alten Eltern

Zwischen meinen Eltern und mir bestand eine innige Verbundenheit. An all meinen Sorgen und Freuden nahmen beide immer größten Anteil. Das Elternhaus atmete eine solche Harmonie und ein so inniges Familienleben, dass ich mich wohlfühlen mußte.

Mein Vater war die bedeutendere Persönlichkeit - meine Mutter eine stets zufriedene Frohnatur, die mit ihrem ausgeglichenen Wesen alles erwärmte.

Wir waren 7 Geschwister - 4 Söhne und 3 Töchter, von denen allerdings meine beiden jüngeren Schwestern, die eine mit 7, die andere mit 14 Jahren aus dem Leben gingen.

Ein großes Fest für die Familie war der Tag der silbernen Hochzeit. Ich hatte die Leitung in der Hand und sie wurde in ganz großem Stil gefeiert. An 200 Personen waren zu Gast.

Das Fest wurde eingeleitet durch Vorführungen auf der Bühne. Gleich zu Beginn, als der Vorhang aufging, war ein berühmtes Bild von Knaus, gestellt genau nach dem Original - es hieß „Die goldene Hochzeit“. Der männliche Darsteller des goldenen Hochzeitspaares war ein intimer Freund meiner Eltern, der alte Herr Ebeling. Die alte Bäuerin wurde dargestellt durch Frau Geh. Rat. Kelchner von der Deutschen Botschaft. Als junge Bäuerin trat ich auf, als Jüngstes meine 7 Monate alte Nora auf dem Schoß - mein Mann als Bauer und außerdem waren etwa noch 12-15 Personen gestellt. Das Entsetzen meiner Mutter, als sie auf der Bühne ihr Enkelkind erkannte, kam durch einen Aufschrei zum Ausdruck - es war ihre Sorge um das Kindchen. Es herrschte eine grimmige Kälte, aber ich hatte mein Kind natürlich wohl behütet in einem geheizten Wagen transportiert. Unsere Schwarzwaldamme und unser Fräulein Büttner mimten auch mit.

Nachher gab es einen großen Ball und ein Souper und es galt als ein sehr gelungenes Fest.

Meine 4 Brüder hatten ihre Erziehung ja zeitweise in Deutschland genossen, alle 4 ihren Militärdienst geleistet und alle waren verheiratet. 3 lebten in Rußland, einer in Amerika. Was aus den Kindern, die in Rußland lebten, geworden ist, weiß ich nicht. Seit der Revolution durfte ich keine Zeile mehr an sie kommen lassen, wie sie mir damals heimlich die Nachricht zukommen ließen, - da jeder Brief ihre Lebenssicherheit gefährdete.

Nach 1905, also der ersten Revolution in Rußland, siedelten meine Eltern nach Stuttgart über, wo sie auf dem Herdweg eine halbe Villa mieteten, in der Nähe von Tante Anna Rothermundt, die ihre große Villa ihrem ältesten Stiefsohn übergeben hatte und ein kleineres 10-Zimmer-Häuschen bewohnte. Sie war sehr glücklich über Papas und Mamas Übersiedlung. Tag für Tag stand ihr Wagen zwischen 2 und 3 Uhr vor dem Haus der Eltern - sie wurden zum Spazierenfahren abgeholt. Das innige Verhältnis zu der Schwester meines Vaters hat das Leben meiner Eltern sehr bereichert.

Ich erinnere mich eines Weihnachtsfestes, zu dem ich aus der Schweiz nach Stuttgart gerufen wurde. Mein jüngerer Bruder hatte seine Frau nach der Geburt des zweiten Kindes verloren und war der Verzweiflung nahe. Ich wußte, dass ich großen Einfluß auf Alfred hatte und kam nach Stuttgart. Wir verlebten ein stilles und ernstes Fest - aber, ich hatte sein Wort, dass er sich Mühe geben wolle, für seine 2 kleinen Kinder zu leben. Schon nach 2 Jahren fand er in einer neuen Ehe das Glück an der Seite seiner zweiten Frau, der Danzigerin Elly Schroth. Diese Hochzeit habe ich mit meinen beiden Mädels in Danzig mitgefeiert. Elly ist ihm heute noch eine treue Gefährtin.

Ich hatte die Freude, meine Eltern auch mehrfach in Berlin bei mir wohnen zu haben. Ich räumte ihnen dann mein schönes Schlafzimmer ein und zog zu den Kindern. Als sie das letzte Mal bei mir waren, hatten sie mir eine große Überraschung bereitet. Als Dank für die genossene Gastfreundschaft fand ich nach ihrer Abreise in meinem Schlafzimmer ein vollkommen neues Bett vor. Kissen und Decken, alles in wunderbarster schwerster Seide. Mein ganzes Leben wurde ich von meinen Eltern verwöhnt, Papa besonders verstand es, immer aus vollen Händen zu schenken.

Als mein Vater schwer erkrankte, wurde ich nach Stuttgart gerufen - blieb einige Wochen bei ihm und habe ihn bis zur letzten Stunde allein gepflegt, da Mama die Pflege nicht mehr leisten konnte. Allein wollte ich meine Mutter nicht in Stuttgart lassen und so siedelte sie dann mit zu mir nach Berlin über. Mama überlebte meinen Vater um 10 Jahre. Sie starb auch in Stuttgart, wohin sie zurückgekehrt war, als ich wegen Noras Erkrankung so lange in der Schweiz sein mußte.

Auf dem Prag-Friedhof in Stuttgart findet Ihr in der Nähe vom Krematorium ein sonniges Plätzchen, wo die Asche meiner teuren Altern ruht - und da will auch ich einmal meine Ruhe finden. Mein Name steht schon auf der Urne. - -



Asia Goguel

Es war in Todtmoos. Ich saß mit meiner kranken Nora auf der Terasse und hörte plötzlich, wie eine Frauenstimme in stark russischem Dialekt fragte: „Habben Sie Russen?“ und gleich darauf wurde unser Name genannt. Im selben Augenblick riß jemand die Türe auf und kam herein mit den Worten: „Ich bin Asja Goguel - und Sie sind Peters Mutter?“, was ich ihr bejahte. Eine bildschöne junge Frau fiel mir um den Hals. Es war die Frau, die meinen Sohn noch am Tage vor seinem Tode gesehen hatte und die Katastrophe seiner Ermordung aus nächster Nähe miterlebte. Als Admiralstochter und Offiziersfrau hatte sie an einem großen Ball, der noch am Tage zuvor an Bord eines russischen Kriegsschiffes gefeiert wurde, teilgenommen. - Sie blieb einige Wochen nun mit uns zusammen und ist in dieser Zeit meinem Herzen sehr nahegerückt - konnte sie doch als einzige mir über meinen Sohn berichten, von dem ich drei Jahre lang gar nichts gehört hatte.

Durch unser Beisammensein erfuhren wir nun ihre Lebensgeschichte. Sie verstand alles so anschaulich und lebendig zu schildern, dass man förmlich alles bildhaft vor sich sah.

Allein ihre Eheschließung ist ein Kapitel für sich. - Sie war ein 17jähriges Mädchen. Zur Vorfeier der Hochzeit ihrer um 3 Jahre älteren Schwester fand im Hause ihrer Eltern ein großer Ball statt. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, an dem gleichen Tage getraut zu werden - um eine Doppelhochzeit zu feiern. Einen jungen unbekanntem Leutnant hatte sie dazu auserkoren und skrupellos setzte sie ihm gewissermaßen die Pistole auf die Brust, indem sie von ihm forderte, dass sie ihn heirate. Es war ein junger Baron von V. Seine Weigerung ließ sie nicht gelten - drohte ihm, ihrem Vater, dem Admiral, zu melden, dass er frech zu ihr gewesen sei, um dadurch seine sofortige Absetzung zu bewirken - der junge Mann war so erschreckt, dass er sich ergab. Sie schleppte ihn vor ihren Vater und gab diesem die Erklärung: „Väterchen, wir haben uns soeben verlobt“. Auch der Vater wehrte erschreckt ab - aber es war nichts mit ihr zu machen - sie setzte ihren Kopf durch - - es fand die Doppelhochzeit statt.

Zu der Zeit als sie mir begegnete, hatte sie schon sehr den Ernst des Lebens kennengelernt. Von ihrem ersten Mann war sie geschieden und hatte dann wieder geheiratet, und zwar den Schriftsteller und Journalisten Goguel. Nach der Revolution 1917 war sie dann mit Mann und Kind aus Rußland geflüchtet. Ihr Mann erkrankte in England schwer und starb. Nun mußte sie

sich mit ihrer Tochter allein durchs Leben schlagen. Sie hatte in London einen großen Modesalon eingerichtet und bekam die beste Kundschaft. Ihre Schwester war mit dem letzten russischen Botschafter in London verheiratet.

Nach langen Jahren bekam ich die Nachricht, dass sie uns hier in Oberhambach besuchen wolle. Das war im Jahre vor Ausbruch des Krieges. Als sie hier ankam, fragte sie voller Erstaunen: „Ja, bereitet Ihr Euch denn gar nicht für einen Krieg vor? Das einzige Gespräch in London dreht sich um den Krieg - alles ist schon gesperrt mit Riesenballons und ganz London steht Kopf und bereitet sich vor.“

Nachdem sie ein paar Wochen hier bei uns war, sagte sie mir, dass sie sich eine neue Existenz gründen wolle und dazu sollte ich ihr behilflich sein. Ich gab ihr eine Empfehlung nach St. Gallen an eine Familie, von der ich wußte, dass sie große Fabriken in Amerika und in der Schweiz unterhielten. Das klappte so gut, dass sie zuerst als Zeichnerin in St. Gallen für die Firma arbeitete und dann auf Wunsch des Fabrikherrn mit ihm nach Amerika reiste, dort die großen Industrieanlagen kennenlernte (Schweizer Stickereien, Taschentücher etc.) und sich schließlich entschloß, drüben zu bleiben. Sie hatte dadurch eine sichere Existenz gefunden und ließ sich ihre sehr begabte Tochter nach New York nachkommen. Seit Ausbruch des Krieges weiß ich nichts mehr von ihr.



Annemarie von Nathusius

Annemarie von Nathusius lernte ich im Hause der Familie von G. kennen. Sie war eine faszinierende Persönlichkeit, leichtlebig, klug, voller Humor und Witz. Sie nahm das Leben leicht, trotz allem Schweren, das sie zu tragen hatte - eine unglückliche Ehe, den Verlust ihres einzigen Kindes - pekuniäre Sorgen.

In ihrem Hause traf man stets interessante Menschen - Frauen und Männer. Durch eine Jugendfreundschaft mit Hans von Ketelhodt hatte ich begreiflicherweise viel Interesse für sie. Die Romane, die sie geschrieben hat, haben keinen höheren literarischen Wert - aber es waren doch immer Stimmungsbilder der Zeit. Insbesondere kritisierte sie immer die Leichtlebigkeit der adligen Offiziere, wofür ihre eigene Familie ihr genügend Beispiele gab - was ihr aber geradezu die Feindschaft der Adelskreise eintrug. Es wurde deshalb kein gutes Haar an ihr gelassen und sie und Helene von Montbart galten damals für die schärfsten Kritikerinnen der oberflächlichen Gesellschaftskreise, und die Gesellschaft der damaligen Zeit boykottierte sie.

Ich hatte ein großes Interesse an ihr und habe in ihrem Hause manche sehr interessante Stunde verlebt. Ein alter Freund ihres Vaters, der Fürst Christian Krafft von Hohenlohe sorgte für eine standesgemäße Existenz und brachte sie aus allen Sorgen heraus, denen sie körperlich absolut nicht gewachsen war. Sie hatte sich durch einen Sturz vom Pferde die Hüfte gebrochen und lahmt. Ihr Heim atmete hohe Kultur und Verständnis für sehr feine Kunst. Ihre kleinen Dinners waren immer sehr reizvoll durch interessante Menschen und die gepflegte Küche, für die sie selbst Sorge trug.

Trotz ihres körperlichen Gebrechens hat sie große Reisen gemacht, um fremde Länder kennenzulernen. Eine der letzten war wohl die nach Persien, wo sie in der Deutschen Gesandtschaft wohnte (unter dem Gesandten Graf v.d. Schulenburg). Ihre Reisebriefe erschienen in verschiedenen Zeitungen. Ihr Reisebegleiter Max Kirsch hat über diese Reise ein Buch geschrieben, das er Annemarie v. Nathusius als seiner treuen Reisegefährtin gewidmet hat.

Die Strapazen dieser großen Reisen haben ihre Gesundheit recht angegriffen und sie ist jung gestorben. Ich befand mich zur Kur in Bad Mergentheim und sie hatte mir ihre Absicht mitgeteilt, auch dorthin zu kommen. Bis ins kleinste hatte ich alles für sie vorbereitet zu ihrer

Ankunft. Der Hoteldirektor brachte mir dann die überraschende Nachricht, dass sie mit dem erwarteten Zug nicht angekommen sei und sagte: „Ich glaube, wir erwarten Frau Nathusius umsonst“ - in einem Zeitungsblatt des Berliner Lokalanzeigers, das er in der Hand hielt, stand bereits die Todesnachricht mit ihrem Bilde. Sie war ihrem schweren Zuckerleiden ganz plötzlich erlegen.

Um einige ihrer Werke zu nennen:

„Der stolze Lumpenkram“
„Eros“
„Heimatklänge“
„Die Reise nach Baden“
„Die Herrin auf Bronkow“
„Ich bin das Schwert“.



Lebensbericht von Robert Elben

am 5.6.1977

Ich wurde am 20. Januar 1911 in St. Petersburg auf der Wilhelmsinsel (Wasili Ostro) in der ersten Linie Haus Nr. 54 geboren. Mein Vater Robert Julius Friedrich Elben war damals der Direktor der russischen Ruberoid in St. Petersburg. Meine Mutter hieß Anna Katharina, genannt „Nina“ Schröder. Meine Mutter verstarb zuerst am 27.12.1942 und später, am 12.9.1945, mein Vater, beide in Berlin. Ich bin das jüngste Kind meiner Eltern. Vor mir waren Erna, geb. 3.8.1896, sie ist als kleines Kind am 16.11.1898 gestorben. Es leben zur Zeit Gerda, geb. 14.12.1897, Vera, geb. 15.8.1900, Irma, geboren 15.6.1904.

Meine Eltern wohnten mit uns im Winter in Petersburg und im Sommer in Lewaschowa in einem Sommerhaus (Datscha), später ab 1904 in Kälomeki. Meine ältesten Erinnerungen bezüglich Petersburg sind die folgenden:

Wir wohnten zuerst in der ersten Linie und später in der achten Linie. An die erste Linie kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich weiß, dass in Vaters Kabinett eine Chaiselongue stand und dahinter war eine schwarze marmorne Figur von einem griechischen Gott, der sehr bedrohlich war. Im Winter fuhren wir sonntags mit dem Pferdeschlitten, später mit dem Auto in die nahe gelegenen Vororte bei Petersburg. Dabei kann ich mich an eine sehr schöne Stelle erinnern, wo man eine schöne Aussicht auf das Wasser hatte. Dort standen zwei große Säulen, die mit Schiffsrümpfen bestückt waren. An das Denkmal von Peter dem Großen und an das Winterpalais kann ich mich nur noch dunkel erinnern. Das Winterpalais war der Zaun mit dem großen goldenen Zarenwappen geschmückt. Bei der Revolution 1917 wurden diese Wappen mit großen roten Tüchern verhängt. Während der Kerenski-Regierung wurden wir acht mal ausgeplündert. In dieser Zeit standen wir häufig am Fenster und sahen große Menschenmengen, reitende Kosaken und mein Vater sagte, wenn geschossen wird müßt ihr sofort weg vom Fenster und meinen Anweisungen folgen.

Über uns in der Wohnung in Petersburg wohnte der Besitzer des Hauses. Er war ein General a.D., der zugleich den Posten eines Gefängnisdirektors innehatte. Das Gefängnis hieß Litowski Sammek (Litauer Schloß). In diesem Gefängnis wurden vorwiegend politische Gefangene gehalten. Als bei der Kerenskirevolution alle Gefängnisse geöffnet wurden, kamen die Gefangenen mit der Losung „her mit unserem Direktor“ angelaufen. Bei der Gelegenheit

fand die erste Ausplünderung statt. Mein Vater war zu der Zeit im Werk an der Ohta. Die Gefangenen nahmen vorwiegend Pelze und Waffen nach dem Motto „Klaut das Geklaute“ mit. Die Hauptlosung war natürlich Freiheit „Swoboda“, die auf allen Fahnen stand.

Später wurden auch Kleidung und anderes geplündert. Mein Vater hatte das große Glück, als Deutscher Direktor besser angesehen zu sein. Von dem Arbeiter- und Soldatenrat im Werk wurde er bestätigt. Dies wohl, weil er sehr sozial zu seinen Leuten war. Er verteilte bei Krankheit und Geburten Geld an die Mitarbeiter, dies hat ihm wohl damals das Leben gerettet.

Am Anfang des ersten Weltkrieges wurden wir festgenommen und sollten als Zivilinternierte nach Sibirien verbannt werden. Da das Ruberoidwerk aber Dachpappe für die russischen Eisenbahnwaggons fabrizierte, war das Werk kriegswichtig und mußte weiterlaufen. Mein Onkel ist kurz vor Ausbruch des Weltkrieges nach Deutschland gefahren. Im Werk wurden mehrere russische Beamte eingestellt, einer dieser Beamten hieß Ive. Mit seinem Sohn habe ich manchmal gespielt. Ive war ein guter Freund von Kerenski. Nach Ausbruch der Leninrevolution hat Ive sich dieser angeschlossen.

Lebensmittelmäßig wurde die Lage in Petersburg immer schlimmer. Ive vermittelte meinem Vater folgendes. Wir wurden eines Tages alle festgenommen incl. Bonne, Köchin, auf einen Lastwagen, Rotarmisten kamen und wir fuhren zum Finnländischen Bahnhof. Wir wurden auf einen Zug verladen, der nach Finnland fuhr. Finnland war damals unter Verwaltung von Kommunisten. Wir fuhren nach Perkijärwe ca. 20 km von Kälomeki. In Perkijärwe hatte ein Vetter meiner Mutter, Alexander Kühne, ein Haus am Teich wo wir einquartiert wurden bis zum Sommer 1918. Die Umzugsgeschichte war von Ive eingefädelt worden. Mein Vater fuhr aber immer noch jeden Tag nach Petersburg zum Dienst. Dies endete als im Norden Finnlands deutsche Truppen landeten und Mannaheim eine weißgardistische Gruppe sammelte. Eines Tages blieb er in Finnland. Meine Mutter fuhr dann noch mal nach Petersburg um Wertsachen zu holen. Obwohl meine Mutter in ihrem Leben nie geschwommen war, mußte sie über den Sistra-Fluß bei Bela Ostrow über die Grenze kommen. In ihrer Verzweiflung hat sie es geschafft und kam wohlbehalten an.

Vom Verkauf des Schmuckes konnten wir uns eine Weile über Wasser halten. Trotzdem muß ich sagen, dass wir von 1918-1920 eine große Not hatten, weil es auch einfach nichts zu

kaufen gab. In den zwanziger Jahren fuhr mein Vater zu Ruberoid nach Hamburg und verhandelte über einen Wiedereintritt, allerdings negativ.

Meine Schule begann 1917 in Finnland, in der russischen Emigrantenschule in Kälomeki, wo ich Russisch, Finnisch, Deutsch und Französisch hatte. Nach Beendigung der ersten Klasse war ich der Beste und sollte die Klasse überspringen. Deshalb mußte ich

Später ging ich in Terioki zur Schule. Meine Schwester Vera hat in Kälomeki noch ihren späteren Mann Bror Avellan kennengelernt. Damals war Bror Militärarzt. Gerda hatte Baron Otto Zoega von Manteuffel geheiratet. Irma heiratete erst 1939 einen Forsbom. Alle drei Schwestern wurden dann später geschieden.

1925 besuchte ich meine Schwester Vera und begeisterte mich für den Beruf eines Arztes. 1926 kamen Radios auf und meine Begeisterung wechselte. Von meinem Onkel Alfred bekam ich damals ein Buch geschenkt über Radios. Weil ich auf diesem Gebiet viel bastelte, bekam ich den Spitznamen Ingenieur von meinen Schulkollegen. 1926 baute ich dann meinen ersten Detektorempfänger. Die Spule wurde aus Kegeldraht gewickelt, Damals konnte man Leningrad empfangen und nachts auch Moskau und Königslusterhausen. Mit Glück konnte man ganz leise Deventry, London empfangen. Dieser Sender sendete Musik aus dem Savoy Hotel.

Störungen gab es wenig, weil mit Öllampen und später mit Karbidlampen beleuchtet wurde. 1927 gingen wir von Kälomeki nach Obo. Damals bekam mein Vater eine Entschädigung vom Deutschen Reich. Vera und Bror haben damals meinen Eltern etwas Geld vorgeschossen, so dass die Eltern dort hingingen. Ich sollte nach Reval zu Gerda gehen und sollte die letzte Schulklasse dort beenden. In Reval angekommen nach einer stürmischen Schifffahrt war ich recht entsetzt, weil es kein regelmäßiges Essen gab und die Familie sehr arm war. In der Schule (russ. Realgymnasium) bin ich sehr nett aufgenommen worden. Zusätzlich mußte ich noch Estnisch lernen, was nicht so schlimm war, weil es ähnlich wie Finnisch war. Eines Tages bekam ich jedoch ein Verbot die Schule weiter zu betreten, weil meine Schwester die Schule nicht mehr bezahlt hatte. Als ich dies nach Hause schrieb, holten mich meine Eltern und Vera zurück. Da ich nun keine Hochschulreife hatte, sondern ein Einjähriges, sollte ich nach Obo [schwedisch] (Turko) [finnisch] zurückgehen und kam zur Firma Seschke, die eine größere Werkstatt für Elektrogeräte hatte. Dort gab es einen Monteur schwedischer

Abstammung, der sich um Radios kümmerte. Nach ca. 4 Wochen bekam ich einen Wochenlohn, der dem Meisterlohn entsprach. Wir haben damals 4-5 Geräte pro Tag gebaut, anfangs 1 Kreis- später 3 Kreisgeräte mit Röhren. Später machten wir dann auch Netzgeräte.

Einmal mußte ich auch in der Heilanstalt eine Radioanlage incl. Antenne installieren. Der Besuch der Anstalt hatte einen recht negativen Eindruck bei mir hinterlassen.

1928 zur Olympiade installierten wir in Obo am Marktplatz eine Übertragungsanlage, die viel Erfolg hatte. 1929 hatte Obo 700 Jahresfeier mit vielen Veranstaltungen. Unsere Firma hatte auch einen Stand, wo uns unter anderen Parvo Nurmi besuchte, mit dem ich mich auch eine Zeit unterhalten habe. Den maßgebende Monteur kannte ihn schon als Schuljunge. Nach einem Jahr bei Seschke sollte ich im Herbst 1929 nach Mittwaida an die Ingenieurschule gehen und bei einem Dozenten wohnen, namens Viehweger. Der Vater von ihm war recht berühmt in Fachkreisen.

Obwohl er nun sozusagen wieder im Lande seiner Väter war, bekam er nach 7 Semestern Studium keine feste Stelle. Erarbeitete nach 1932 bei Versicherungen (Gisela) und kam am 27.7.1934 zu der Firma Siemens nach Berlin. Er wechselte am 1.8.1938 zur AEG über. Robert meldete sich am 1.10.1941 zur Wehrmacht. Deutschland war zu dieser Zeit drei Jahre im Krieg, der später einmal der 2. Weltkrieg genannt werden sollte. Nachdem er seine Grundausbildung in Hamburg absolviert hatte, kam er am 19.1.1942 in die Ukraine zur WiIn (Wirtschaftsinspektion) Süd. Er lernte die Städte Dnjepropetrowsk, Poltawa und Charkow kennen. Er war in dieser Zeit vorwiegend mit Versorgungsaufgaben beschäftigt.

Im Februar des Jahres 1943 kam er nach Potsdam zur Nachrichten-Abtl. Im März dieses Jahres ging er als Funker-A nach Smolensk in den Mittelabschnitt. Da er von Telefunken und dem Reichsluftfahrtministerium (RLM) angefordert wurde, gelang es ihm, am 10.8.1942, aus dem Krieg zurück nach Deutschland zu kommen. Vom 23.8.1943 war er dann beim RLM auf dem Gebiet der Rüstungsforschung (Radar) tätig.

In dieser Zeit lernte er seine spätere Frau, Sophie Heyl, die ihn betreute, kennen. Als es feststand, dass die Niederlage Deutschlands nur noch eine Frage der Zeit war, flüchteten beide vor den heranziehenden Russen am 4.4.1945 nach Erlangen. Vorher hatten sie in Königsberg / Neumark Klaus Ranfft (Sophie Elbens Sohn aus erster Ehe) abgeholt und waren im Januar

1945 nach Berlin geflüchtet. Am 16.4.1945 zogen die amerikanischen Soldaten in Erlangen ein.

Die Hochzeit von Robert Elben mit Sophie Elben, geb. Heyl hatte am 19. April 1944 stattgefunden.



Robert und Sophie Elben
am 19.4.44

Die Eltern von Sophie Elben waren Ferdinand und Gertrud Heyl. Ferdinand Heyl war Konditor. Ferdinand Heyl starb relativ früh an Leberkrebs. Seine Frau Gertrud Heyl lebte in Berlin- Karlshorst, Wildensteiner Straße. Ein paar Häuser weiter wohnte Prof. Dr. Waldeyer, den sie als guten Nachbarn schätzte. Bei ihrem Tod schrieb er an Sophie Elben den untenstehenden Brief:

OBERMEDIZINALRAT
PROF. DR. MED. L. WALDEYER
ÄRZTLICHER DIREKTOR
DES STÄDT. KRANKENHAUSES BERLIN-KAULSDORF
CHEFARZT
DER GEBURTSHILF.-GYNÄKOLOGISCHEN KLINIK

1138 BERLIN-KAULSDORF , d.16.7.1969
ALT-KAULSDORF 71-87
TEL.: 59 98 31
PRIVAT: 1157 BERLIN-KARLSHORST
WILDENSTEINER STR. 27
TEL.: 50 13 70
PRAXIS: WILDENSTEINER STR. 9
TEL.: 50 04 44

Sehr verehrte Frau Elben!

Zu dem schweren und schmerzlichen Verlust, der Sie und Ihre Angehörigen durch den Tod Ihrer auch von mir sehr verehrten Frau Mutter betroffen hat, spreche ich Ihnen, auch im Namen meiner Frau, unser tiefempfundenen Beileid aus.

Ein gütiges Geschick schenkte Ihrer Frau Mutter zwar ein oft nicht leichtes aber schließlich doch erfülltes Leben, das sie mit Tapferkeit und froher Bejahung meisterte. Ihre freundschaftliche Gesinnung und ihre Hilfsbereitschaft lernte ich besonders in den Tagen kennen, als ich mit ihr und Ihrem verstorbenen Vater vor mehreren Jahrzehnten nach Westerland fuhr.

In aufrichtigem Mitgefühl drücke ich Ihnen die Hand und verbleibe mit den besten Grüßen

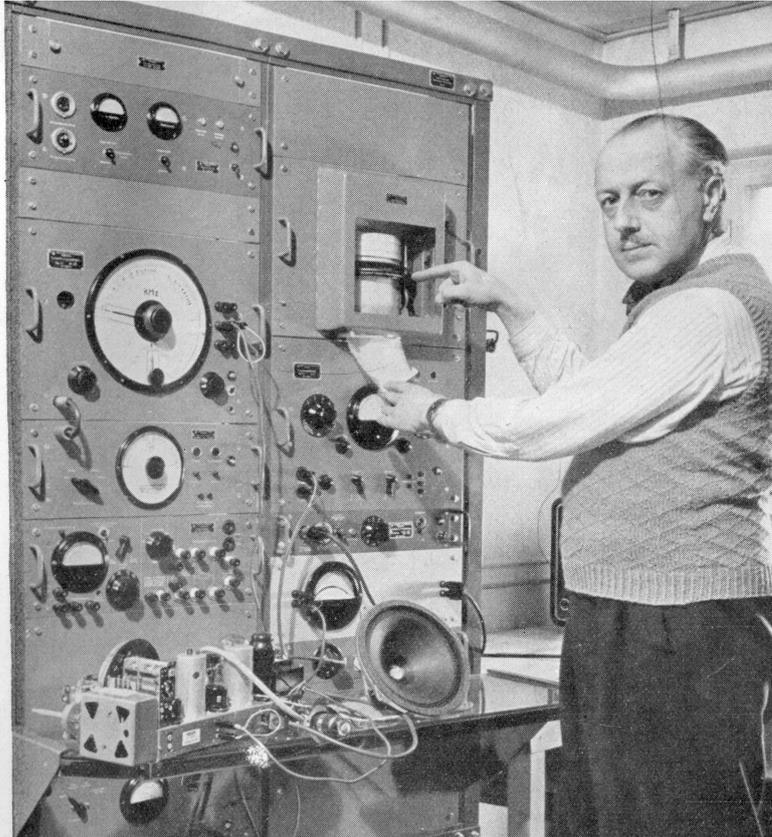
Ihr



Mitte der sechziger Jahre kam Gertrud Heyl in die Bundesrepublik. Am 7.7.1969 verstarb sie in Jülich und wurde auf dem Waldfriedhof in München beigesetzt. Sie war die einzige Person meiner Großeltern, die ich kennengelernt habe. Nachfolgend sind die Vorfahren von Sophie Elben aufgezeichnet.

Robert Elben lebte nach dem Krieg zunächst vom Reparieren elektrischer Geräte. Am 25.11.1946 legte er die Meisterprüfung als Rundfunkmechanikermeister ab. Mit Genehmigung der Amerikaner machte er dann in der Henkestraße eine Werkstatt auf. Am 14. Juni 1945 war Georg Robert Elben als erster Sohn in Erlangen geboren worden. Als die Werkstatt jedoch nicht genug einbrachte, um die Familie zu ernähren, ging er am 1.7.1949 bis zum 30.9.51 zur Firma Grundig. Er entwickelte in dieser Zeit maßgeblich das Grundig Radiogerät B O Y .

Die untenstehende Abb. stammt aus der Grundig-Firmenzeitung aus dieser Zeit.



Für akustische Messungen, die z.B. im schalltoten Raum durchgeführt werden, steht eine moderne Pegelschreiber-Anlage zur Verfügung, die Meßergebnisse selbsttätig in Form von Kurven niederschreibt und somit eine rasche Auswertung gestattet.

Vom 4.10.1951 bis zum 23.3.1954 war er bei der Nürnberger Schraubenfabrik und Elektrowerk GmbH (NSF) tätig. Aus dieser Zeit stammen 6 Patente, die R. Elben erhielt.

Vom 26.3.1954 bis 31.12.1955 war er bei der Firma Metrawatt und vom 1.1.1956 bis zum 31.5.1957 bei Felten und Guillaume tätig. 1953 war die Familie nach Nürnberg gezogen. 1957 ging es dann nach Berlin, wo R. Elben bei den Askania-Werken arbeitete. Aufgrund einer für Berlin bedrohlichen Rede des damaligen Regierungschefs der Sowjetunion, Chruschtschew, ging unsere Familie in die Bundesrepublik zurück. Hier arbeitete Robert Elben zunächst vom 1.8.59 - 31.9.60 bei der Firma Multivox in Aachen. Vom 1.10.1960 - 30.6.1961 war er bei WMT Köln tätig.

Am 4.7.1961 trat er dann schließlich seine letzte Anstellung bei den Kernforschungsanlagen in Jülich an. Er wurde am 31.1.1976 pensioniert. Da viele Bekannte und auch mein Bruder G.

Elben in Süddeutschland lebten, zogen R. und S. Elben 1976 nach Bayreuth. Zunächst ging R. Elben seinem Hobby, der Jägerei, nach.



Ab 1990 verfiel er jedoch geistig und lebte das letzte Lebensjahr mit seiner Frau in einem Altenheim in Wiesbaden. Sophie Elben verstarb am 2.12.1991 und Robert Elben kurz darauf am 24.3.1992. Da beide sich dem anatomischen Institut zur Verfügung stellten, fand 1993 in Marburg eine Trauerfeier statt.

